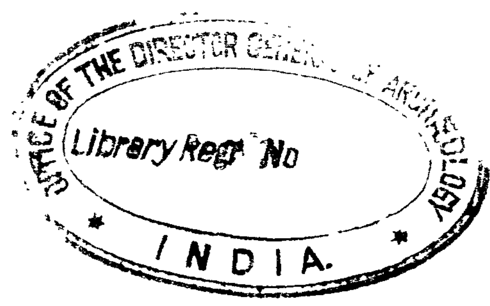
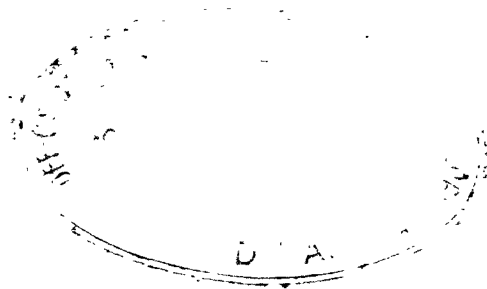

OFFICE OF THE DIRECTOR GENERAL OF ARCHAEOLOGY
Library Regr No
INDIA.

Der Tell Halaf



Titelbild



Die große Vorderfassade des Kaparapalastes
(Rekonstruktion).

Der Tell Halaf

Eine neue Kultur im ältesten Mesopotamien

von

Max Freiherrn von Oppenheim

Mit 131 bunten
und einfarbigen Abbildungen
sowie 2 Karten





Leipzig / F. A. Brockhaus
1931



Umschlag und Einband nach Entwurf von Georg Baus

Vorwort

*

Über die Entdeckung des Tell Halaf im Jahre 1899 habe ich mich seinerzeit in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XXXVI, und später in einer Abhandlung „Der Tell Halaf und die verschleierte Göttin" (Der alte Orient, 1908) geäußert. Eine Verknüpfung von unglücklichen Umständen, der Krieg und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse, haben mich bisher gehindert, der Öffentlichkeit den erwarteten Ausgrabungsbericht zu übergeben.

In den Jahren 1927 und 1929 konnte ich notwendige weitere Untersuchungen auf meinem alten Grabungsfelde vornehmen und bin nun endlich in der Lage, das erste Buch über meine Ausgrabungen und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse erscheinen zu lassen.

Dieses Buch soll nur ein Vorläufer für ein abschließendes wissenschaftliches Werk über den Tell Halaf und seine Kultur sein. Um es der volkstümlichen Reihe, in der es erscheinen soll, anzupassen, muß ich hier auf das gelehrte Beiwerk verzichten.

Mein Herz ist voll des Dankes für viele, die mein Werk gefördert und mich mit Rat und Tat unterstützt haben. In erster Linie gehört mein Dank der opfermutigen Mitarbeit der Herren, die mich auf meinen Grabungen begleitet haben, vor allem Herrn Regierungs- und Baurat Dr. Felix Langenegger, der in den Jahren 1911—1913 und 1929 der erste Architekt der Grabung war, sowie Herrn Dr. Karl Müller. Ehrfurchtsvoll gedenke ich der Toten, die ihr Leben im Dienste der Grabung gelassen haben: des Regierungsbaumeisters Paul Löffler und des Direktors des Antikenwesens im nördlichen Syrien, Josèphe Darrous.

Herrn Professor Hubert Schmidt bin ich für seine in langjähriger Arbeit durchgeführte Behandlung und Katalogisierung der Kleinfunde und insbesondere der Keramik des Tell Halaf aufrichtig dankbar.

Die beiden früheren wissenschaftlichen Hilfsarbeiter der Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung, Dr. Anton Moortgat und Dr. Adam Falkenstein, haben mich in dankenswerter Weise unterstützt.

Um die Einrichtung des Tell-Halaf-Museums, Berlin, Franklinstraße 6, in welchem die Funde, soweit sie mir zugefallen sind, im Original, die übrigen im Gipsabguß ihre vorläufige Aufstellung gefunden haben, machten sich der Bildhauer Igor von Jakimow und der Diplomingenieur Hans Lehmann verdient, ersterer insbesondere bei der Rekonstruktion der Tempelpalastfassaden.

Drei Gelehrten muß ich besonders danken, als deren Schüler ich mich betrachte und deren Auffassungen ich vor allem gefolgt bin: Professor Arthur Ungnad für das Historische, Professor Bruno Meißner im Hinblick auf die Datierung der Inschriften und Professor Ernst Herzfeld in der stilkritischen Einreihung der Bildwerke.

Auch dem Verlag, der mir nach allen Richtungen hin in freundlicher Weise entgegengekommen ist, bin ich dankbar verpflichtet.

Die Textbilder dieses Buches sind nach Zeichnungen von Dr. F. Langenegger (S. 73, 74, 86, 87, 114, 121, 195 und 242), von Dr. K. Müller (S. 71), von Dipl.-Ing. H. Lehmann (S. 211) sowie von Architekt O. Streu (S. 251, 252, 254 und 261) hergestellt worden, die Karte auf S. 13 nach der Aufnahme von Major Ludloff.

Zum Schluß möchte ich nicht unterlassen, auch an dieser Stelle der französisch-syrischen Mandatsregierung ebenso wie dem früheren deutschen Konsul in Beirut, Herrn Dr. Schwörbel, für die Unterstützung zu danken, die sie in den letzten Jahren meinem Ausgrabungswerk entgegengebracht haben.

Inhalt

*

Tafeln

Seite

Textbilder und Karten

I.

Entdeckung und Ausgrabung des Tell Halaf

*

Viele Jahre hatte ich bereits im Vorderen Orient zugebracht und die islamische Welt von Marokko bis Indien und Ostafrika durchstreift. Über ein halbes Jahr hatte ich in Kairo im Eingeborenenviertel das Leben der ganz arabisch gebliebenen Stadtbewohner, besonders religiöser Schechs, geteilt. Oft war ich monatelang in Nordarabien, Syrien und Mesopotamien mit den Beduinen, den freien Söhnen der Wüste, in ihren Zelten zusammen. Ich kannte ihre Seele, ihre Sprache und ihre Sitten genau. Die Leute waren mir lieb geworden, und man empfing mich überall mit offenen Armen.

Seit 1896 war ich bei der deutschen diplomatischen Vertretung für Ägypten beamtet. Von Kairo aus machte ich neue Forschungsreisen. Im Jahre 1899 trat ich wieder eine solche an, die mich von Damaskus aus in das Zweistromland bringen sollte. Abermals durchzog ich auf Pfaden, die noch kein Europäer betreten hatte, mit meiner Karawane im Zickzack die Wüstensteppen, um alte Kulturreste aufzudecken.

Die Reise in Mesopotamien war damals, zumal zwischen den beiden Zuflüssen des Euphrats, dem Belich und dem Chabur, nicht ohne Gefahr. Um diese Zeit war in jenen Gegenden ein Beduinenhäuptling allmächtig, Ibrahim Pascha, der Schech des großen Stammverbandes der Milli, der sich aus Beduinen und Kurden zusammensetzt. Ibrahim Pascha hatte seinen Sitz in Weranschehir, einer alten Ruinenstätte im Süden der Kurdischen Berge, bereits in der mesopotamischen Ebene zwischen Urfa und Mardin. Sie ist eine Gründung des Kaisers Kon-

stantin des Großen. Noch heute sind dort Reste einer großartigen christlichen Kathedrale erhalten. Ibrahim Pascha hatte den verlassenen Ort zu einem wichtigen Beduinenmarktplatz gemacht. Mohammedanische und christliche Kaufleute waren von ihm herangezogen worden und hatten mitten unter Ruinen feste Häuser gebaut. Der Pascha selbst aber führte, fast das ganze Jahr über, in der Ebene Mesopotamiens das Leben der Beduinen, die mit ihren Zelten und Kamelherden von Weideplatz zu Weideplatz umherstreifen.

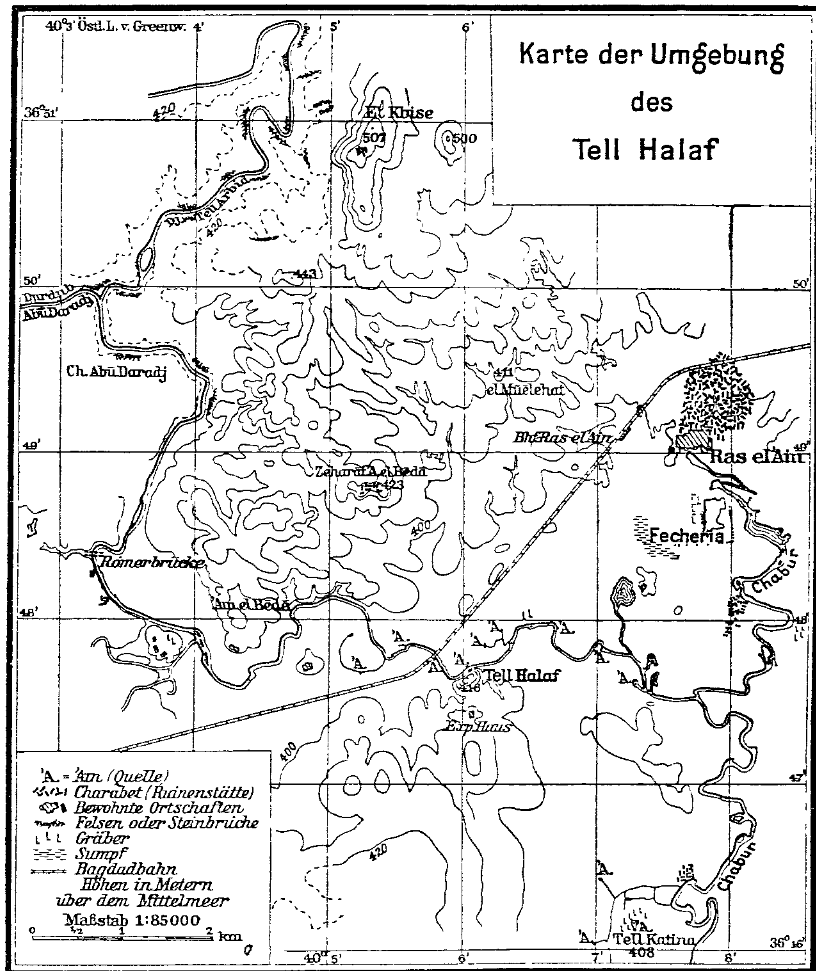
Wie andere am Wüstenrande lebende Stammeshäupter, hatte auch er von Sultan Abdul Hamid das Recht erhalten, aus seinen Leuten irreguläre Kavallerie zu bilden, die sogenannten Hamidije-Regimenter. Diese wurden von den Türken mit guten Gewehren ausgerüstet. Ibrahim hatte dank dieser besseren Bewaffnung und seines energischen Vorgehens allmählich alle Stämme zwischen Belich und Chabur vom Euphrat im Süden bis zum nördlichen Gebirgsrand unterworfen. Selbst die Bewohner der großen Städte Urfa und Mardin lebten trotz ihrer türkischen Garnisonen in Furcht vor ihm. So schaltete er dort, von der Gunst des Sultans getragen, wie ein selbständiger Fürst.

Da ich durch sein Gebiet reiste, machte ich ihm, der Landessitte folgend, meinen Besuch. Ich traf ihn eine Tagereise südwestlich von Weranschehir am Rande des Tektekgebirges in seinem Riesenzelt (Tafel 1), dem größten, das ich je gesehen habe. Die Männerabteilung konnte wohl 2000 Menschen fassen. Drei Tage lebte ich mit allen meinen Leuten, etwa 25 Mann, bei dem Pascha als Gast.

Er war eine weit überragende Persönlichkeit. Es war ein Vergnügen, mit ihm zusammen zu sein. Der arabischen Sprache mächtig, unterhielt ich mich stundenlang mit ihm über seine Blutfehden und Kämpfe mit den verschiedenen Stämmen der Wüste; so gewann ich sein Vertrauen und seine Freundschaft.

Bei dieser Gelegenheit wurde mir von merkwürdigen Steinbildern erzählt, die auf einem Hügel bei dem Dörfchen Ras el Ain, dem „Quellkopf" des Chabur, gefunden worden wären. Das Dorf war von Tschetschen bewohnt, aus dem Kaukasus stammenden, mit den Tscherkessen verwandten Mohammedanern, die nach der Eroberung ihrer Heimat durch die Russen als religiöse Flüchtlinge auf islamisches Gebiet nach der Türkei übergetreten waren.

Die Tschetschen hatten, so wurde mir berichtet, vor einigen Jahren einen Toten auf dem Hügel begraben wollen. Dabei waren sie auf steinerne Tierbilder mit Menschenköpfen gestoßen. Voll abergläubiger



Scheu schütteten sie das Loch wieder zu und bestatteten die Leiche an einer andern Stelle. In demselben Jahre wurde die Gegend durch Regenmangel, Heuschreckenschwärme und Cholera heimgesucht. Dies schrieben die Tschetschen den bösen Geistern zu, die in den Stein=

bildern gehaust hätten und frei geworden wären. Infolgedessen vermieden sie es ängstlich, von den Steinbildern zu sprechen, aus Furcht, daß man die Fabelwesen nochmals ausgraben und dadurch wieder Unglück über sie bringen könne. Sofort beschloß ich, dieser Angelegenheit nachzugehen.

In vier Tagemärschen zogen wir auf Umwegen nach Ras el Ain, indem ich gleichzeitig Teile des Tektekgebirges untersuchte. Während dieser Zeit begegnete ich acht Ghazzus, beduinischen Raubscharen, die uns angriffen, doch gelang es mir immer, mich mit ihnen zu verständigen (Tafel 2a). Unsere Gepäckkarawane, die ich anfangs gesondert marschieren ließ, wurde jedoch von dem vereinbarten Wege abgedrängt, und wir fanden sie erst am dritten Abend wieder. Während dieser ganzen Zeit hatten wir nichts zu essen. Glücklicherweise waren wir in Ibrahim Paschas Lager am frühen Morgen beim Aufbruch noch einmal reichlich verpflegt worden, aber die kleine Wegzehrung, die wir in unsern Satteltaschen bei uns führten, war bald verbraucht. Immerhin fanden wir unterwegs in einigen Pfützen genügend Wasser für uns und unsere Pferde. Dem Beduinen machen solche Entbehrungen nichts aus, er denkt dabei an ein Sprichwort, das ihn den Gürtel enger ziehen heißt.

In Ras el Ain (Tafel 2b) stieg ich bei dem Muchtar, dem Dorfschulzen der Tschetschen, ab. Von den etwa 50000 Kaukasiern, die hier 30 Jahre vorher angesiedelt waren, waren nur noch etwa 200 Familien übrig. Sie lebten in geschlossenen Siedlungen in Ras el Ain und in Safh, einem Nachbardörfchen. Alle andern waren infolge des Fieberklimas des Chabur-Quellgebiets zugrunde gegangen oder in den steten Kämpfen mit den großen Beduinenstämmen allmählich aufgerieben worden, die in der Umgegend ihre Weidegebiete hatten. Die übriggebliebenen Tschetschen waren gefürchtete Scharfschützen und Wegelagerer geworden, aber damals hielt sie Ibrahim Pascha in Abhängigkeit. Da wir aus seinem Lager kamen, wurden wir gastlich empfangen. Der Muchtar duldete nicht, daß wir unsere eigenen Zelte aufschlugen. In seinem Hause waren bald alle Bewohner des Ortes versammelt, um die Fremden zu sehen.

Erst nachdem wir das Gastmahl eingenommen hatten, begann ich vorsichtig von den merkwürdigen Steinbildern zu sprechen. Wie vor-

ausgesehen, wurde alles geleugnet. Ich ließ aber nicht ab, beschrieb die Steine und versprach den Tschetschen eine reiche Belohnung, wenn ich Führer zu der Fundstelle bekommen könnte.

Alles war vergeblich. Darauf berief ich mich auf die Rechte der Gastfreundschaft und verlangte, daß man mir, dem Gaste, nicht die Unwahrheit sagen, sondern meine Bitte erfüllen sollte. Da schworen der Muchtar und die Dorfältesten auf den Koran, sie hätten nicht gelogen. Nun spielte ich meinen letzten Trumpf aus. Ich erhob mich und rief mit gellender Stimme meine Leute, die mich begleitenden Soldaten und Beduinenführer herbei. Ich brüllte einen Fluch auf meine Wirte, die auf den Koran falsch geschworen hätten. Ich sagte ihnen auf den Kopf zu, daß sie bei Beerdigung eines Toten dicht bei Ras el Ain auf die Steinbilder gestoßen seien, daß in demselben Jahre eine Mißernte entstanden wäre und daß sie deshalb aus Furcht vor den bösen Geistern schweigen zu müssen glaubten.

Nun gab es eine dramatische Szene: Alle Tschetschen erhoben sich. Einzelne zogen die langen schmalen Dolchmesser: etwas Derartiges war den jähzornigen, stolzen Kaukasiern noch nicht begegnet. Meine Soldaten sprangen mir zur Seite. Die Lage wurde bedrohlich. Ich rief den Tschetschen zu, sie sollten ihrem Falscheid nun noch die Tötung des Gastes im eigenen Hause hinzufügen. Im letzten Augenblick traten drei alte Tschetschen und die Führer dazwischen, die mir von Ibrahim Pascha mitgegeben worden waren. Der Muchtar, sonst ein ganz ordentlicher Mann, schämte sich augenscheinlich des unwürdigen Verhaltens. Es wurde plötzlich still, und ich schickte mich an, mit allen meinen Leuten das ungastliche Haus und das Dorf zu verlassen, als der Muchtar sein Unrecht eingestand und mich bat, zu bleiben; hierauf versprachen die Tschetschen feierlichst, mich auf den Hügel zu führen, auf dem die Steinbilder gefunden worden wären.

Am folgenden Tage, dem 19. November 1899, brachten sie mich zu dem Tell Halaf (Tafel 3a). Am Abend vorher waren wir nichtsahnend an diesem Hügel vorbeigezogen, als wir bei einer oberhalb gelegenen Furt den Chabur überschritten, um nach Ras el Ain zu reiten.

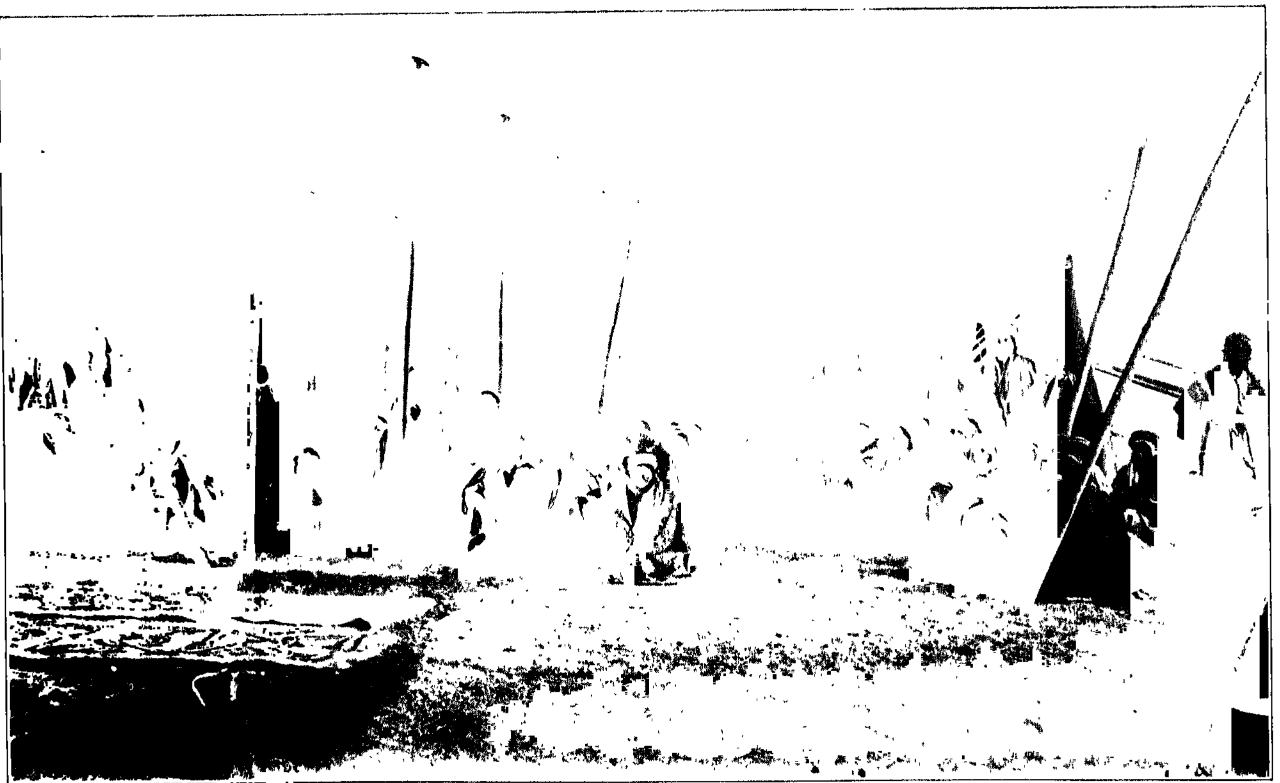
Ich konnte nun die erste Schürfung durch Tschetschen und Beduinen ausführen lassen, Leute eines kleinen, halbnomadischen Stammes, die gerade für die Tschetschen aus Ras el Ain die Ernte heimbrachten.

Ungeahnte Überraschungen wurden mir zuteil — es war ein Wendepunkt in meinem Leben. Zunächst wurde der Spaten an der Stelle angesetzt, an der die Tschetschen seinerzeit bei dem Versuche, den Toten zu bestatten, auf jene merkwürdigen Steinbilder gestoßen waren.

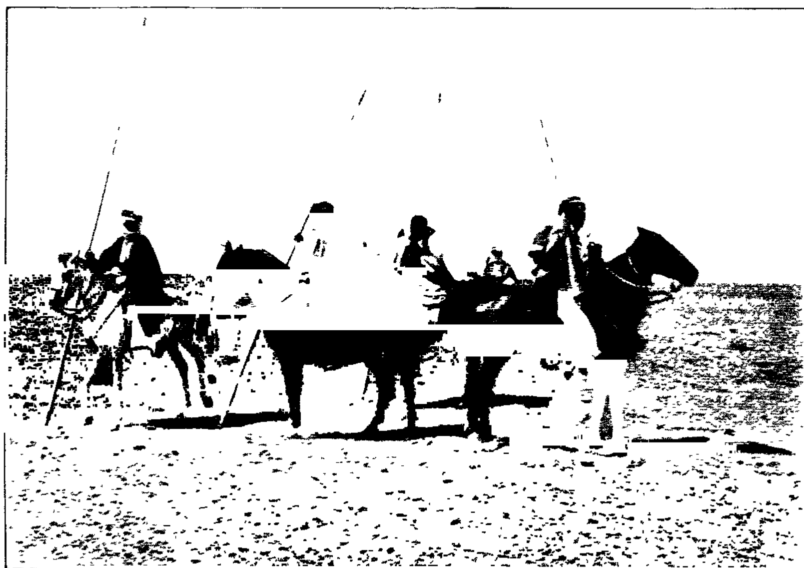
Nur drei Tage lang ließ ich hier arbeiten, aber ich konnte bereits in dieser kurzen Zeit einen Teil der großen Hauptfassade des Tempelpalastes (Tafel 10a) freilegen und — abgesehen von mehreren großen, schönen Reliefplatten — die Reste einiger Rundstatuen entdecken, unter denen sich auch meine verschleierte Göttin befand (Tafel 43). Alle diese Steinbilder waren aus Basalt. Die Bloßlegung der verschleierten Göttin war ein Erlebnis. Das große, dunkle Frauenbild mit der fliehenden Stirn, den schmalen Lippen und dem mystischen Gesichtsausdruck, der noch durch einen großen, schwarzen, ovalen Augenkern in ganz schmalem, weißem Rändchen erhöht wurde, zog mich in seinen Bann.

Wir hatten weder die erforderlichen Gerätschaften, die Zeit, noch eine Grabungserlaubnis, um weitergehende Untersuchungen anzustellen. Sorgsam bedeckten wir daher die freigelegten Steinbilder wieder mit Erde. Nur schweren Herzens trennte ich mich so rasch von diesem Platz, aber gerade meine feste Absicht, später wiederzukehren, um ihn dann systematisch auszugraben, machte dies notwendig.

Vom Tell Halaf aus setzte ich meine Forschungsreise in Obermesopotamien fort, durchzog als Erster das sagenumwobene Abd-el-Aziz-Gebirge und machte schließlich in dem Örtchen Hessetsche halt, am Zusammenfluß des Chabur und seines von Norden aus Nisibin kommenden Zuflusses, des Djardjar. Hier fand ich den Anschluß an die Route meiner Forschungsreise vom Jahre 1893, die mich von Der ez Zor nach Nisibin und dann ostwärts nach Mosul und Bagdad geführt hatte. Von Hessetsche wandte ich mich nordwestwärts nach Mardin und Diarbekir und dann auf der allgemeinen Karawanenstraße, den großen Städten folgend, über Süwerek, Urfa und Biredjik nach Aintab, Adana und Konia. Das war die Strecke, die früher einmal für die Bagdadbahn in Aussicht genommen war und die man dann mit Recht verließ, um den Schienenstrang weiter südlich in die obermesopotamische Ebene zu legen. Längst war diese zur Wüstensteppe und zum Streifgebiet nomadisierender Beduinen und Kurden geworden,



Das Riesenzelt Ibrahim Paschas.



a) Beduinen auf einem Raubzug.



b) Das Tschetschendorf Ras el Ain mit Quellteich des Chabur (1899).
Im Hintergrund der Vulkan Kbise.

aber zahllose Ruinenhügel zeugten noch von ihrer Kulturmöglichkeit und starken Besiedlung in früherer Zeit.

Als ich Ende 1899 von der Expedition, die mir die Entdeckung des Tell Halaf gebracht hatte, nach Deutschland zurückkehrte, bat ich die türkische Regierung, mir den Hügel für spätere Ausgrabungen vorzubehalten. Dies geschah. Aber zehn Jahre später erklärten die Türken, daß sie von andern Nationen gedrängt würden und mir meinen Tell Halaf nicht länger zur Verfügung halten könnten. Da zog ich meinen Diplomatenrock aus und wurde Ausgräber.

Im Jahre 1911 begann die erste Grabungskampagne. Ich wollte mir für die Ausgrabung des Tell Halaf die in Babylon und Assur bewährten technischen Erfahrungen der bekannten Ausgräberschule des Professors Robert Koldewey zunutze machen und sicherte mir deshalb eine seiner besten Kräfte, Dr. Felix Langenegger, heute Regierungs- und Baurat beim Finanzministerium zu Dresden. Er wurde mein erster Grabungsarchitekt und hat sich auch in der Folgezeit dem Tell-Halaf-Werk dauernd zur Verfügung gestellt. Außerordentlich nützlich und wertvoll sind die Kenntnisse gewesen, die er bei früheren langjährigen Ausgrabungen gewonnen hatte. Für seine unermüdliche Arbeitsfreudigkeit bin ich ihm besonders dankbar.

Außer Dr. Langenegger begleitete mich noch ein jüngerer Architekt, Regierungsbaumeister Löffler, ein Arzt, Dr. Seemann, der gleichzeitig die photographischen Arbeiten übernahm, und ein Sekretär. Als türkischer Regierungskommissar war uns ein junger, gebildeter Türke, Ahmed Durri Bey, beigegeben worden, mit dem wir gute Kameradschaft hielten. Von größter Wichtigkeit war es für mich, daß ich zwei tüchtige Eingeborene, die ich auf meinen früheren Expeditionen bereits erprobt hatte, wieder in meinen Dienst nehmen konnte, nämlich Tannus und Elias Maluf.

Tannus Maluf, ein christlicher Syrer aus dem Libanon, hatte schon meine Forschungsreise 1893 mitgemacht, wie er mich auch auf allen späteren Expeditionen begleitete. Er war mein persönlicher Diener und zugleich der Vorsteher meiner Karawanen und des Zeltlagers. In hingebender Weise pflegte er mich, wenn ich krank war; auf Reisen, in Zeiten der Gefahr, schlief er auf dem Boden am Eingang meines Zeltes. Immer gleichbleibend liebenswürdig, verstand er es vortrefflich,

mit den Beduinen umzugehen. Er war es, der in meinem Auftrag die Ehrengewänder an sie verteilte; an ihn wandten sich meine Leute und Beduinen, wenn sie mir etwas vorzutragen hatten.

Tannus konnte weder lesen und schreiben, noch verstand er eine europäische Sprache. Gleich nach meiner ersten Expedition hatte ich ihn dem deutschen Konsulat in Beirut empfohlen, und seitdem hielt ihn der Konsul dort als Kawaß (eine Art Gendarm und Leibjäger). Er war ein echter Bergbewohner, trotz seiner Gutmütigkeit unerschrocken und tapfer, dabei einer der stärksten Leute, denen ich begegnet bin. Als sich eines Tages zwei meiner Reitknechte stritten, einer bereits am Boden lag und der andere einen schweren Stein nahm, um ihm den Kopf zu zerschmettern, stürzte sich Tannus auf die Kämpfenden, hob beide gleichzeitig, jeden in einer Hand, in die Höhe, schlug sie mit den Köpfen aneinander und warf sie dann zu Boden. Seitdem war Ruhe im Lager, wenn Tannus dort war.

Elias Maluf, sein Vetter, Dorfschulleiter in einem Bergnest des Libanon, war mein arabischer Sekretär. Er beherrschte das Arabische wie ein Gelehrter. In einer französischen Klosterschule an der Küste erzogen, hatte er sich dort das Französische in Wort und Schrift angeeignet sowie europäisch denken gelernt. Auch er war unbedingt ehrlich und zuverlässig, dabei peinlich genau in seinen Arbeiten. Ich verdanke ihm die Rechtschreibung aller geographischen und beduinischen Namen in arabischer Schrift und europäischer Transkription. Ich hatte ihn angelernt, mich bei meinen wissenschaftlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen zu unterstützen. Dabei teilte er sich mit Tannus in die Verwaltung des Haushalts und des Materials auf dem Tell Halaf. Leider starb der brave Mann, wenige Tage bevor ich im Jahre 1927 wieder nach Syrien kam, wo er mich auf meiner neuen Expedition zum Tell Halaf begleiten sollte. Auch mein treuer Tannus ist Anfang 1930 in Beirut gestorben.

Die Vorbereitungen für die erste Grabungskampagne von 1911 waren nicht einfach. Der Tell Halaf ist viele Tagereisen von den nächsten Städten Der ez Zor, Mardin und Urfa entfernt, und auch diese verfügten damals nur über Hilfsmittel für arabische Bedürfnisse. Ich mußte im Grunde alles, was für die Ausgrabung und das Leben auf dem Tell Halaf notwendig war, auf dem Rücken von Kamelen

aus Aleppo dorthin schaffen: das große, aus Europa mitgebrachte Expeditionsgepäck, die wissenschaftlichen Geräte, die Werkzeuge für die Grabung, eine Feldbahn mit zwölf Kippwagen und fast das gesamte Material für den Bau unseres Expeditionshauses. Nur das Bauholz konnte aus Mardin und Urfa beschafft werden. Alles in allem waren es fast 1000 Kamele, die unsere Transporte von Aleppo nach dem Tell Halaf ausführten, und zwar aus Sicherheitsgründen auf einem Wege, der fast zwanzig Tage in Anspruch nahm.

Ich selbst hatte den Ritt zum Tell Halaf mit meinen Herren zu einer neuen Forschungsreise benutzt. Dieses Mal ging es von Aleppo über Bab, Membidj und die mittelalterlichen arabischen Burgen Kala'at el Nedjm Balis — Alt-Meskene und Kala'at Djaber nach Der ez Zor und dann auf dem linken, östlichen, 1893 von mir nicht begangenen Ufer des Chabur nach Hessetsche und von dort nach dem Tell Halaf.

In Ras el Ain fand ich 1911 nur noch einzelne Tschetschen wieder, mit denen ich 1899 zusammen gewesen war; der Muchtar und zwei der Alten, die damals den Frieden zwischen meinen Wirten und mir wiederhergestellt hatten, waren gestorben. Den dritten Alten, Dekkel, übrigens ein einfacher, einflußloser Mann, beschäftigte ich aus Dankbarkeit in der Folge mit seinen Söhnen dauernd bei meinen Ausgrabungen.

Der Empfang in Ras el Ain war ganz anders, als ich ihn erwartet hatte. Die Verhältnisse hatten sich vollkommen verändert. Ibrahim Pascha, der mächtige Fürst der Milli, war inzwischen gefallen. Noch im Jahre 1908, unmittelbar vor der Absetzung Sultan Abdul Hamids, hatte er sich auf Befehl seines kaiserlichen Herrn und Freundes mit etwa 1000 Mann seiner arabischen und kurdischen Miliz in Damaskus eingefunden, um den Bau der nach den heiligen Städten Mekka und Medina führenden Hedjazbahn sichern zu helfen. Nach dem jähen Sturz des Sultans ritt Ibrahim mit seinen Leuten sofort nach Weranschehir zurück. Und nun setzte das Kesseltreiben gegen das bis dahin allmächtige Haupt der Milli ein. Das neue jungtürkische Regime hatte von ihm die Abgabe aller modernen Waffen verlangt. Als er sich weigerte, ging türkisches Militär mit Unterstützung der benachbarten Stämme gegen ihn vor. Weranschehir wurde von türkischen Kanonen beschossen. Ibrahim Pascha zog sich nach Ras el Ain

zurück. Hier fielen auch die Tschetschen über ihn her, und schließlich starb der erkrankte Mann auf der Flucht in der Wüste, fast allein, in der Nähe von Tell Hessetsche.

Der Nimbus seiner Persönlichkeit war jedoch bei seinem Hause geblieben. Nach dem Tode des Paschas übernahm zunächst seine kluge und tatkräftige erste Frau, Sitte Chansa (Tafel 3b), die politische Führung der Familie und ihrer nächsten Gefolgsleute, die noch treu zu ihr standen. Sie machte mit der neuen jungtürkischen Regierung ihren Frieden. Die Milli kamen bald wieder zu Wohlstand, und die Achtung kehrte zurück, die die mesopotamischen Beduinenstämme früher der Familie Ibrahim Paschas gezeigt hatten.

Die Söhne Ibrahims waren tüchtige Leute, vom Vater in den alten Beduinentugenden der Freigebigkeit und Ritterlichkeit erzogen. Als sie während meiner Ausgrabungen in nächster Nähe des Tell Halaf ihre Riesenzelte aufschlugen, ritt ich zu ihnen. Ich wurde als alter Freund der Familie mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Sie nannten mich „Onkel", wie ich auch heute noch von allen Mitgliedern der Familie Ibrahim Paschas angeredet werde. Diese Anrede („Bruder des Vaters") bedeutet ein besonderes Respektverhältnis bei den Beduinen und ist immer eine große Ehrung.

Den größten Nutzen aus der Vernichtung der Macht Ibrahim Paschas hatten die Tschetschen gezogen. Dank der moralischen Hilfe und dem Schutz des türkischen Kaimakam (Landrats) von Safh vermochten sie sich ihrer Feinde, vor allem der Schammar-Beduinen, zu erwehren und waren so in der Lage, ihr räuberisches Unwesen ungestraft zu treiben.

Ras el Ain war fünf Tagereisen von Der ez Zor, dem Sitz des zuständigen Mutessarrif (Regierungspräsidenten), entfernt. Der Weg dorthin geht durch die Wüste und ist gefährlich. So waren allmählich die Kaimakams fast allmächtige Herren geworden, und manch einer hatte diese Stellung mißbraucht, um sich für den an Verbannung grenzenden Aufenthalt in dem öden Dorfe schadlos zu halten und sich zu bereichern. In der letzten Zeit vor meiner Expedition hatte sich gerade eine Art Interessengemeinschaft zwischen dem Kaimakam und den Tschetschen herausgebildet. Beschwerden über Räubereien und Übergriffe der Tschetschen wurden von ihm einfach zu den Akten gelegt. Erst mehrere Monate nach unserer Ankunft ereilte den

Kaimakam das Verhängnis. Sein Vertrauensmann, ein ehemaliger Sklave, hatte wieder einmal an einem Ghazzu (Raubzug) gegen die im Sindjar-Gebirge lebenden Jeziden teilgenommen, jene merkwürdige, halb islamische Sekte, die auch als Teufelsanbeter bezeichnet wird. Die Tschetschen hatten eine friedliche Karawane der Jeziden überfallen, die mit Wintervorräten aus Mardin nach dem Sindjar zurückkehrte. Dabei war aus dem Hinterhalt eine größere Anzahl Jeziden getötet und verwundet sowie ihr ganzes Hab und Gut nach Safh und Ras el Ain geschleppt worden, wo der Kaimakam als Herr des Sklaven, der der Anführer des Ghazzus war, ein Drittel der Beute erhielt. Als die Jeziden diesen Vorfall in Der ez Zor und Konstantinopel vorbrachten und als gleichzeitig meine Beschwerden gegen den Kaimakam dort einliefen, wurde dieser endlich abgesetzt.

So waren die Tschetschen nach dem Sturze Ibrahim Paschas für das weite Gebiet zwischen dem Tektek und dem Djebel Sindjar trotz ihrer geringen Anzahl zu einer wahren Landplage geworden. Die großen Beduinenstämme wagten es aus Furcht vor der Regierung nicht, ihre Räubernester in Ras el Ain und Safh auszuheben. Die schwachen Stämme der näheren Umgebung von Ras el Ain waren ganz von den Tschetschen abhängig geworden und wurden von ihnen gezwungen, den Boden für sie zu bestellen. Dafür erhielten sie von den Tschetschen einen kleinen Teil der Ernte. Das gestohlene Gut setzten die Tschetschen in Geld um und gaben davon ihren Klienten nötigenfalls kleine Vorschüsse. So hatte sich ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis der Scherabin, Na'em und Harb von den Tschetschen herausgebildet. Dafür beteiligten sich dann diese Stämme wieder an den Raubzügen der Tschetschen.

Die Tschetschen in Ras el Ain und der Kaimakam waren mir entgegengeritten. Aber trotz des äußerlich freundlichen Empfanges wurde es mir sehr bald klar, daß sie sich miteinander verbündet hatten, um aus meiner Expedition übermäßige Vorteile herauszuschlagen. Ihre Wünsche, die sie mir zunächst versteckt andeuteten, sehr bald aber ohne Umschweife vortrugen, gingen dahin, daß ich sie als angebliche Eigentümer des Tell Halaf wegen meiner Grabung schadlos halten und durch ihre Vermittlung Arbeiter nehmen sollte, für die sie selbst übertrieben hohe Tagelöhne festgesetzt hatten.

Ich hatte auf dem östlichen Teil des Tell-Halaf-Hügels mein Zeltlager aufgeschlagen. Als ich am folgenden Morgen durch meine eigenen Diener die ersten Spatenstiche an den alten Schürfstellen ausführen ließ, kam der Kaimakam mit einer Anzahl Tschetschen und Zabtijes (Gendarmen) angeritten, um mir dieses zu untersagen. Er setzte sich ohne weiteres über die mir von Konstantinopel erteilte Grabungskonzession und die von seinem Vorgesetzten, dem Mutessarrif in Der ez Zor, mitgebrachten schriftlichen Anordnungen hinweg. Diesem hatte ich aus Vorsicht auf der Hinreise meine Aufwartung gemacht und wußte von ihm, daß der Tell Halaf kein Privatbesitz, sondern Regierungseigentum sei. Der Kaimakam erklärte jedoch, daß einer der Tschetschen, Sogh Ahmed, auf den Tell Halaf Anspruch mache und die Grabungserlaubnis verweigere. Aber auch andere Tschetschen erhoben Ansprüche auf den Hügel.

Mein Grabungskommissar, Ahmed Durri Bey, griff ein, jedoch vergeblich. Mit Waffengewalt sollte ich an der Grabung verhindert werden. Sogh Ahmed verlangte eine phantastische Summe für die Erlaubnis zur Aufnahme der Arbeiten. Ich hoffte zwar, die Schwierigkeiten nach und nach gütlich zu überwinden, sandte aber sofort einen Boten nach der fast zwei Tagereisen entfernten nächsten Telegraphenstation Weranschehir, um von Der ez Zor und Konstantinopel Anweisungen an den Kaimakam zu erbitten. Nach einigen Tagen waren sie eingetroffen, und der Kaimakam zog sich wütend zurück.

So begann ich die Ausgrabung am 5. August 1911 mit einer Belegschaft von 10 Mann, die aus einigen meiner eigenen Diener und aus Arabern bestand. Versuche, größere Arbeiterkolonnen zu nur einigermaßen vernünftigen Tagelöhnen zu erhalten, schlugen jedoch fehl. Aus Furcht vor den Tschetschen und dem Kaimakam wagten es die kleineren Beduinenstämme in der Umgegend nicht, unmittelbar in meinen Dienst zu treten. Deshalb ritt ich kurz entschlossen nach Mardin, um es mit den christlichen Bewohnern der Umgebung dieser Stadt zu versuchen. Es waren dies Armenier, die hier in einigen Dörfern lebten und Ackerbau trieben.

In Mardin traf ich gleichzeitig Vorkehrungen, um von hier aus die Zufuhr von Vorräten aller Art und die Geldbeschaffung zu regeln. Die Löhne für die Arbeiter mußten in kleinen und kleinsten Geld-

stücken ausgezahlt werden. Infolgedessen war ich genötigt, ganze Säcke voll Scheidemünzen von Mardin zu Pferde nach dem Tell Halaf bringen zu lassen. Ich machte in der Folge den Bock zum Gärtner und ließ diese Transporte außer von Soldaten oder Zabtijes stets von einem Tschetschen begleiten.

Es gelang mir, etwa 200 Armenier als Arbeiter anzuwerben, und nun wurde gleichzeitig mit dem Bau eines Expeditionshauses begonnen. Aber wir waren noch nicht am Ende unserer Schwierigkeiten. Der Kaimakam und die Tschetschen versuchten, unsere armenischen Arbeiter und Handwerker durch Drohungen einzuschüchtern, und es war nicht leicht, sie zu beruhigen.

Wir sorgten in der denkbar besten Weise für die Armenier. So ließen wir Vorräte und Mehl für ihr Brot auf unsere Kosten aus ihren Dörfern bringen. Die Leute erwiesen sich jedoch in keiner Weise dankbar und bereiteten uns alle möglichen Schwierigkeiten. Besonders aufsässig wurden sie, als bei der fürchterlichen Hitze trotz aller Vorsichtsmaßregeln ein Erdrutsch der eingetrockneten Wände in einem unserer tiefen Suchgräben erfolgte, wobei mehrere Arbeiter verschüttet wurden und ein junger Mann den Tod fand. Ich benutzte daher die Anwesenheit eines nicht von den Tschetschen abhängigen, ganz nomadisierenden Beduinenstammes, der Baggarat el Djebel, die ihre Zelte gewöhnlich am Nordabhange des Djebel Abd el Aziz haben, um von ihnen Arbeiter anzuwerben. Ich besprach mit ihrem Schech, Muhammed Sultan, die Ghazzus, die er in den letzten Zeiten gemacht hatte; mit leuchtenden Augen berichtete er mir von den erbeuteten Pferden und Kamelen. Als ich ihn aber fragte, was ihm denn inzwischen geraubt worden sei, stellte es sich heraus, daß sich das Gewonnene und Verlorene ungefähr gleichkam. Daraufhin machte ich ihm den Vorschlag, er solle mir von seinen zahlreichen Söhnen und Töchtern eine Anzahl als Arbeiter in bevorzugter Stellung überlassen. Ihrem Beispiel würden dann viele gewöhnliche Leute seines Stammes folgen und gleichfalls Arbeit bei uns nehmen. Er selbst sollte sich einen entsprechenden Teil am Tagelohn sichern; abgesehen davon stellte ich ihm seiner Würde als Schech entsprechende Geschenke in Aussicht. Dies leuchtete ihm ein. Wir erhielten von ihm zum erstenmal eine größere Anzahl beduinischer Arbeiter, die neben den Armeniern in die

Grabung eintraten. Bald darauf konnte ich die Armenier, die immer ungebärdiger wurden, nach Mardin zurückschicken.

Von diesem Zeitpunkt an festigte sich unsere Stellung auf dem Tell Halaf mehr und mehr. Nachdem der böse Kaimakam abgesetzt worden war, gelang es uns auch, von den Beduinenstämmen der Scherabin, Na'em und Harb Arbeiter ohne Vermittlung der Tschetschen zu gewinnen.

Auf etwa je zwanzig Arbeiter kamen als Kolonnenführer zwei mit Spitzhacken ausgerüstete Leute, Verwandte der Schechs oder besonders tüchtige Arbeiter; ferner vier oder fünf mit Breithacken arbeitende Männer, die die Erde in Körbe füllten; diese wurde dann von den übrigen Mitgliedern der Kolonne, jüngeren Männern, Knaben oder Mädchen, fortgetragen. Die Arbeiter mit Eisengeräten erhielten etwa 80 Pfennig, die andern Männer etwa 60, und die Knaben und Mädchen 40 Pfennig täglich, wovon sie sich auch ernähren mußten. Dafür hatten sie 10 Stunden am Tage zu arbeiten.

Noch nie war es in jenen Gegenden vorgekommen, daß der Lohn für die geleistete Arbeit ordnungsgemäß alle zehn Tage, ohne jeden Abzug, in klingender Münze ausgezahlt wurde. Dr. Seemann gab unentgeltlich ärztliche Hilfe und Heilmittel. Soweit irgend möglich, half ich den Arbeitern und ihren Familien, und sie betrachteten mich als ihren Vater. Als 1913 eine schwere Hungersnot im ganzen oberen Mesopotamien einzutreten drohte, hatte ich rechtzeitig aus Mardin und Urfa durch mehrere Kamelkarawanen große Getreidevorräte in eigens hergerichteten Räumen unseres Expeditionshauses aufstapeln lassen, die dann später an meine Leute gegen entsprechende Lohnabzüge, jedoch ohne Berechnung der Transportkosten, verteilt wurden. Hierdurch konnte ich den Wegzug meiner Beduinen verhindern, die sonst zweifellos wieder zu ihren Herden und ihrem Nomadenleben zurückgekehrt wären.

Die Tschetschen fanden sich anfangs an den Lohntagen oft in großer Anzahl ein, um ihren früheren Klienten auf Grund angeblicher oder wirklicher Vorschüsse Geld abzunehmen; ich entfernte sie und duldete schließlich überhaupt keinen Tschetschen mehr in unserer Grabung. Dafür konnten wir jetzt von den Beduinen Arbeiter erhalten, soviel wir nur wollten. Ich stellte immer mehr ein. Zum Schluß



a) Chabur und Tell Halaf 1899



b) Sitte Chanse, die Witwe Ibrahim Paschas mit ihrem Sohn Mahmud Bey, dem Oberschech der Milli, und seiner Familie.



a Ausgrabungen auf dem Burghügel (1911).
Im Hintergrund Chabur und Beduinenlager.



b Innenhof des Expeditionshauses.

hatten wir durchschnittlich 550 Beduinenarbeiter. Sie waren wie die Kinder und wurden auch als solche behandelt. Hin und wieder streikten sie, weil das Wetter zu schlecht war; so, wenn die so häufig herrschenden Stürme ihnen den Sand zu sehr in die Augen trieben, oder wenn irgendein Rädelsführer versuchte, höhere Löhne für sie zu gewinnen. Doch waren sie immer wieder leicht zu beruhigen und in Ordnung zu halten.

Durch meine guten Beziehungen zu den großen nomadisierenden Stämmen, die häufig genug auch nach der Gegend von Ras el Ain Raubzüge unternahmen, konnte ich meine Leute schützen. Von weit her kamen die Schechs aller großen Beduinenverbände oder ihre Abgesandten, um mich auf dem Tell Halaf zu besuchen, so von den Schammar, von den 'Aneze, von den Baggarat ez Zor und selbstredend auch von meinen Freunden, den Söhnen Ibrahim Paschas. Zeitweilig bildete sich um unser Grabungsgebiet ein riesiges Zeltlager der Familien und Stammesgenossen unserer Arbeiter, in dem mehrere tausend Menschen hausten. Im Expeditionshaus war neben den Grabungsaufsehern, die ich von auswärts hatte kommen lassen, ständig eine Wache von zwölf berittenen türkischen Soldaten untergebracht. Bisweilen mußte die Expeditionsküche für insgesamt 70 Leute sorgen.

Mitte 1913 waren die Arbeiten für den Bagdadbahnbau bis zum Tell Halaf vorgeschritten. Die Ingenieure hatten in unserer Nähe alle möglichen Schwierigkeiten. Vielfach wurden ihre Kolonnen durch Beduinen überfallen, und es gab manchmal Tote. Gerade um diese Zeit drohte ein schwerer Krieg zwischen den Stämmen der Milli, der Schammar und 'Aneze. Mein Einfluß konnte den gefährdeten Lagern der Ingenieure wiederholt Hilfe leisten, und es kam ihnen später auch zugute, daß ich die Macht der Tschetschen gebrochen und so den Erbauern der Bahn in unserer Gegend, wohl dem größten Wetterwinkel Obermesopotamiens, die Möglichkeit gegeben hatte, Arbeiter anzuwerben. Ich habe stets die besten Beziehungen mit den Herren des Bagdadbahnbaues unterhalten, die mir ihrerseits wieder durch Zufuhr von Materialien vielfach Freundlichkeiten erwiesen haben.

Gleich von Anfang an waren unsere Grabungsarbeiten vom Glück begünstigt. Ich hatte, wie schon erwähnt, die Grabung dort beginnen lassen, wo ich im Jahre 1899 meine ersten Schürfungen gemacht

hatte. Nach und nach kam die riesengroße Vorderfassade des Tempelpalastes zum Vorschein. Kaum 20 Zentimeter unter der Erdoberfläche zeigten sich schon die oberen Teile der skulptierten Steine. Dieser Umstand war seinerzeit der Grund für die Entdeckung der Steinbilder bei der Beerdigung des Toten gewesen. Eine Überraschung löste die andere ab. Nach und nach stießen wir auf drei Tierkolosse, Riesengötterstatuen, verschleierte Sphinxe und weitere Teile der Fassade. Indem wir uns auf dem Pflaster, auf dem die Steinbilder standen, vorwärts tasteten, legten wir nach und nach die Mauerstümpfe und Räume des Tempelpalastes frei. Der Leibung des Tordurchganges in der großen Fassade folgend, gelangten wir, genau wie einst der Besucher des Tempelpalastes, in den ersten Innenraum. Der Estrich desselben war ganz mit dem Brandschutt zusammengesunkener Balken bedeckt. In dem östlichen Teil des Raumes fanden wir das schmerzgekrümmte Skelett eines jungen Mädchens mit ihrem Schmuck, und in einem Seitenraum einen bronzenen Halbmond, der wohl zu einer auf dem Dache aufgepflanzten Standarte des Schlosses gehört hatte.

Zu unserer großen Überraschung stießen wir hinter der Toröffnung der Hauptfassade in der Leibung eines zweiten Durchganges zu einem weiteren, größeren Raum abermals auf große Steinbilder.

Indem wir den Außenwänden des Palastes folgten, fanden wir im Südwesten des Gebäudes ein etwa 70 Zentimeter hohes Reliefbild, das aufrecht unten nahe dem Mauerfuß außen im Mauerwerk saß. Solche Reliefplatten nennt man Orthostaten. Im Süden war die Außenmauer des Palastes mit großen, bastionenartigen Vorlagen versehen, und hier fanden wir zu unserer großen Freude eine nicht enden wollende Zahl von solchen kleineren Orthostaten. Es stellte sich heraus, daß der Tempelpalast auf einem riesigen Lehmziegelmassiv errichtet war. Auch von verschiedenen andern Seiten wurde der Hügel durch tiefe Suchgräben in Angriff genommen, die von dem Niveau des Stadtgebietes aus in den Tell vorwärts getrieben wurden (Tafel 4a). Später wurde auf der Nordostecke des Hügels ein anderer großer Palast entdeckt, und immer weitere Bauten der alten Zeit traten zutage. Die große Kunst war es, dem Zuge der Mauerreste nachzugehen. Das Aufsuchen einer solchen Mauer ist allein schon eine Wissenschaft. Die Mauern des Tell Halaf waren sämtlich aus Lehmziegeln errichtet,

die ganz anders als Mauern aus Stein oder gebrannten Ziegeln zerbröckeln.

Es war erstaunlich, wie sich unsere Beduinen mit der Grabungsarbeit abzufinden wußten. Im Grunde waren sie nur nomadisierende Räuber oder halbnomadisierende Ackerbauern, aber ihre Anpassungsfähigkeit verschaffte ihnen bald eine erfreuliche Fertigkeit. Die Tatsache, daß wir auch Frauen bei der Grabung hatten, brachte einen angenehmen Ton in die ganze Arbeit. Niemals kam es vor, daß Frauen von den arbeitenden Männern belästigt wurden. Zur Zeit der Mittagspause ruhten die Geschlechter getrennt unter einem schattenspendenden Lehmmauerrest und nahmen die kärgliche Mahlzeit ein.

Die Spitzhackenarbeiter lockern bei der Grabung — ganz gleichgültig, ob es sich um Suchgräben oder das Abschälen einer bestimmten Schicht handelt — zuerst die Erde. Dann kommen die Breithackenleute und kratzen sie in die Körbe der Frauen und halbwüchsigen Jungen, die sie unter dem Arm, auf der Schulter oder auf dem Kopf forttragen und an den ihnen bezeichneten Platz schütten. Hierdurch entstehen neue Berge, „Metrab" genannt. Die Aufgabe des Aufsehers ist es dann, dafür zu sorgen, daß die Träger nicht aus Höflichkeit gegen die Damen oder aus verwandtschaftlichen Gründen zu wenig Erde in ihre Körbe bekommen.

Wenn die Erdmassen in größere Entfernung weggeschafft werden müssen, aus Besorgnis, daß sonst interessante Bauteile der Ruinenstätte durch die Aufschüttung bedeckt werden, mußte die Feldbahn helfen, die wir mitgebracht hatten. Auch an das Schienenlegen, das Fahren der Förderwagen und das Auskippen gewöhnten sich die Araber rasch.

In Anbetracht der ungeahnt großartigen Ergebnisse unserer Ausgrabung mußte ich sehr bald an eine Vergrößerung des Stabes meiner Mitarbeiter denken. Leider hatte ich das Unglück, schon 1911 Dr. Löffler zu verlieren. Er fiel dem verheerenden Klima auf dem Tell Halaf zum Opfer. Wir lebten damals noch in meinen Zelten. Ich ließ den am Fieber schwer Erkrankten in einem Wagen nach der Küste bringen. Er konnte sich jedoch nicht erholen und starb in Beirut. Ich habe in dem vortrefflichen, vielversprechenden Manne einen ausgezeichneten Mitarbeiter verloren. Bald nach seinem Hinscheiden erkrankte ich selbst

an denselben Erscheinungen wie er und rang mehrere Wochen mit dem Tode. Dr. Seemann pflegte mich aufopfernd, bis ich so weit hergestellt war, daß ich nach Urfa reiten konnte, wobei ich wiederholt vor Schwäche vom Pferde stürzte. Urfa ist eine der schönsten kleinen orientalischen Städte, die ich kenne. Hier hatte ein Schweizer Arzt, Dr. Vischer, ein Krankenhaus für eine Armeniermission. Seiner Erfahrung in den Krankheiten des Landes und der Luftveränderung verdankte ich meine Wiederherstellung. Nach meiner Rückkehr zum Tell Halaf haben mir die Fieber nichts mehr anhaben können.

Inzwischen war das Expeditionshaus fertig geworden (Tafel 4b), das ich etwas vom Fluß entfernt, an der Grenze des Stadtgebietes anlegen ließ. Es nahm sich mit seinen hohen Mauern und großen Höfen wie eine Burg aus und verlieh uns besonderes Ansehen. Hier lebte ich mit meinen Herren und Leuten wie ein Fürst in der Wüste.

Durch das Wohnen in dem Haus statt in den Zelten waren auch gesündere Verhältnisse für die Expeditionsmitglieder entstanden. Trotzdem konnten mehrere dem Klima nicht standhalten. Ich mußte in der Folge Dr. Seemann, den neu herausgekommenen Architekten Regierungsbaumeister Conrad Lehmann, einen Photographen und einen Sekretär nach Deutschland zurückgehen lassen.

Im Spätsommer 1912 entschloß ich mich, auf kurze Zeit selbst nach Europa zu fahren, teils um die wissenschaftlichen Ergebnisse der Grabung mit andern Funden in den Museen von Berlin und Paris zu vergleichen, teils um weitere Hilfskräfte auszusuchen. In erster Linie sicherte ich mir einen zweiten Schüler Koldeweys, Dr. Müller, und drei weitere Architekten: Herrn Kurt Heinrich Tischer, den Regierungsbauführer Rauschenberger, der während des Weltkrieges den Heldentod fand, und Dr. Dombart, der jetzt Professor der Kunstgeschichte an der Universität in München ist. Ferner einen neuen Arzt, Dr. Kohl, der früher und später als Forschungsreisender, insbesondere in arktischen Gebieten, tätig war. Schließlich waren wir zehn deutsche Herren auf dem Tell Halaf: außer mir fünf Architekten, ein Arzt, ein Photograph und zwei Sekretäre. Mit dem türkischen Kommissar Durri Bey bildeten wir zu elf die Messe des Expeditionshauses.

Es war eine lebhafte Gesellschaft. Jeder hatte sein Pferd und war bewaffnet. Statt des Sonntags wurde wegen der fanatisch isla-

mischen Arbeiterschaft der Freitag als Ruhetag gehalten. An diesem wurden häufig Jagdausflüge oder Untersuchungen von Ruinenstätten in der näheren Umgebung gemacht.

Vom Tell Halaf aus habe ich, soweit es die Grabungsverhältnisse und die Sicherheit auf dem Tell gestatteten, strahlenförmig größere Forschungsreisen in die weitere Umgebung ausgeführt. Sie konnten stets auf das genaueste vorbereitet werden und lieferten daher die besten wissenschaftlichen Ergebnisse, zumal ich mich immer von den ortskundigsten Beduinenführern begleiten ließ. Die früheren Expeditionen sowie die Hin- und Rückreisen zum Tell Halaf eingerechnet, habe ich ganz Obermesopotamien im Zickzack durchzogen und auf Grund meiner eigenen Peilungen eine neue Karte dieses Gebietes herstellen können. Wie früher, ging ich auch jetzt den alten Kulturresten nach, und so wurden alle bedeutenden Ruinenhügel besucht und viele zeichnerisch aufgenommen oder photographiert. Die Reisen waren zum Teil recht schwierig und die Verantwortung groß, sowohl wegen des Wassermangels und der Verproviantierung in den unbekannten Wüstenstrecken als auch wegen der Beduinengefahr.

Wiederholt fanden wir tote Heuschreckenschwärme in den Ziehbrunnen, die bis zu 90 Meter tief in den Kalksteinboden eingeteuft sind und aus uralter Zeit stammen. Oft mußten wir dürsten, da die Wasserstellen ausgetrocknet waren. Immer wieder galt es, uns mit den kleineren und größeren Beduinenstämmen zu verständigen, deren Weidegründe wir durchzogen. Häufig begegneten wir Ghazzus, die manchmal aus großer Entfernung hierher unternommen wurden.

Aber das Glück stand uns auf allen diesen Reisen bei. Ich durchforschte als erster Europäer den Djebel Abd el Aziz, und hier entdeckte ich 1913 an seinem westlichen Ausläufer die phantastischen Steinbilder des Djebelet el Beda, über die ich in Abschnitt VIII berichten werde. Auch den Djebel Tektek mit seinen oberirdischen und unterirdischen Bauten aus der Abgarenzeit besuchte ich mehrfach.

In der Ebene folgte ich den Spuren der alten Römerstraßen mit ihren Kastellen, ging den Wegen der abbasidischen Khalifen nach, auf denen sie von Bagdad nach ihrer Sommerresidenz Rakka am Euphrat gezogen waren. Vor allem suchte ich möglichst alle auch im Sommer dauernd Wasser haltenden Plätze in der Wüstensteppe festzustellen,

nicht nur aus geographischen Gründen, sondern auch weil hier in erster Linie alte Ruinenstätten zu vermuten sind. Vielfach allerdings fanden wir mitten in der Wüste Tells und Reste früherer Siedlungen aus uralter Zeit, deren ehemalige Wasserstellen oder Ziehbrunnen verfallen oder verschüttet waren.

Auf einer dieser Reisen besuchte ich auch die Station der Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur (Kala'at Scherkat) am Tigris, um zu sehen, auf welche Art und Weise man dort ausgrub. Ich wurde in Abwesenheit von Professor Andrae von Dr. Jordan auf das freundlichste empfangen. — Während meiner Reisen vertrat mich der unverwüstliche Dr. Langenegger auf dem Tell Halaf.

Die Zusammensetzung des Stabes erleichterte die Arbeit auf den Reisen und während der Ausgrabungen. Die Herstellung der Zeichnungen und Aufnahmen erfolgte durch die Architekten und Berufsphotographen, die wissenschaftlichen Beobachtungen durch mich, wobei ich durch eine verhältnismäßig große Bibliothek im Expeditionshaus unterstützt wurde.

Ende 1913 brach ich unsere Grabungskampagne ab, da sie zu einem gewissen Abschluß gelangt war. Die Steinbilder wurden in das Expeditionshaus gebracht. Dieses übergab ich den Herren des Bagdadbahnbaues, die hier im Januar 1914 ihren Hauptsitz aufschlugen. Ich wollte im Winter 1914/15 zu weiteren Grabungen nach meinem Tell Halaf zurückkehren. Hieran wurde ich durch den Weltkrieg gehindert.

Nach dem Kriege wurde das Chabur-Quellgebiet der Schauplatz schwerer Kämpfe. Nach englisch-französischer Vereinbarung war Obermesopotamien französisches Einflußgebiet geworden. Aber nach dem Beginn der Freiheitskämpfe unter Mustafa Kemal Pascha vertrieben die Türken den bei Ras el Ain stehenden kleinen französischen Truppenteil, der sich nach Der ez Zor jenseits des Euphrats zurückzog. Die Tschetschen in Ras el Ain waren Türkenfreunde. Die Söhne Ibrahim Paschas erschienen der türkischen Regierung infolge ihres kurdischen Anhanges verdächtig. Sie wurden schlecht behandelt und stellten sich daher auf die Seite der Franzosen. Inzwischen war Syrien französisches Mandatsgebiet geworden, und die Franzosen wollten das Chabur-Quellgebiet zurückgewinnen. Es kam zu heftigen Kämpfen,

deren Mittelpunkt gerade der Tell Halaf war. Die Türken und Tschetschen hatten sich in meinem Expeditionshaus verschanzt und Schützengräben auf dem Burghügel ausgehoben. Die Franzosen und die Milli griffen die befestigte Stellung an, mußten sich jedoch bald wieder zurückziehen. Das Expeditionshaus wurde bei dieser Gelegenheit durch Geschützfeuer vollkommen zerstört. Die zusammenstürzenden Lehmziegelmauern bedeckten die in dem Hause befindlichen Steinbilder. Das war gut, denn sie wurden hierdurch neu begraben und vor weiteren Beschädigungen geschützt. Die Lage blieb ungeklärt, bis die Grenzverhältnisse zwischen der Türkei und dem französisch-syrischen Mandatsgebiet durch das Franklin-Bouillon-Abkommen (Angora 1925) geregelt wurden. Die Bagdadbahnlinie wurde in Obermesopotamien die Grenze zwischen den beiden Staaten; 100 Meter südlich des Schienenstranges stehen die Grenzsteine. Die Bahn überschreitet den Chabur unmittelbar westlich des Tell Halaf, wendet sich dann nach Nordosten und läßt das eigentliche Chabur-Quellgebiet fast ganz auf syrischer Seite. Der Tell Halaf und das Tschetschendorf Ras el Ain blieben syrisch; auch die Söhne Ibrahim Paschas wurden syrische Untertanen.

Der zweite Sohn Ibrahim Paschas, Chalil Bey, ein politisch kluger Mann, hat in Ras el Ain ein Haus bezogen, während der älteste Sohn, Mahmud Bey, mit dem großen Stammverband nomadisiert (Tafel 5). Zu beiderseitigem Nutzen besteht ein ausgezeichnetes Verhältnis zwischen der Mandatsregierung und den Pascha-Söhnen. Erst in der allerletzten Zeit hat sich der jüngste überlebende Sohn Ibrahims, Abderrahman, auf türkischem Gebiet niedergelassen.

Die Tschetschen dagegen haben Ras el Ain mit Ausnahme von drei oder vier Familien verlassen. Sie haben zum Teil ein früher von Armeniern bewohntes Dorf, Tell Ermen, im Süden von Mardin, bezogen. Nur die Tschetschensiedlung Safh besteht auch heute noch. Ras el Ain ist unter dem Schutz des dort errichteten französischen Forts ein aufblühender Marktflecken geworden. Hier versorgen sich jetzt die Beduinen der syrisch-französischen Zone statt wie früher in Mardin mit allem, was sie brauchen. Ras el Ain ist jetzt Eisenbahnstation!

Ich hatte inzwischen in Deutschland die reichen Ergebnisse meiner ersten Expedition 1911/13 gesichtet und wissenschaftlich bearbeitet.

Meine Hoffnung, wieder nach dem Tell Halaf zu gehen, erfüllte sich zunächst nicht. Erst nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, im September 1926, konnte ich an eine neue Expedition denken.

Als ich mich im Frühjahr 1927 bei der französischen Regierung zur Wiederaufnahme meiner Grabungstätigkeit meldete, fand ich vom ersten Augenblick an das freundlichste Entgegenkommen. Der französische Oberkommissar, M. Ponsot, und die französisch-syrischen Zentral- und Lokalbehörden unterstützten mich in zuvorkommendster Weise, vor allem der damalige Chef des Antikenwesens in Beirut, Professor Ch. Virolleaud. Auch der hervorragend tüchtige deutsche Konsul, Dr. Schwörbel, half mir unermüdlich durch Rat und Tat.

Ich verbrachte im Jahre 1927 fünf Monate in Syrien und Mesopotamien. Zwei Monate war ich in Ras el Ain Gast des französischen Militärpostens. Mit meinen alten Beduinen-Freunden, vor allem den Pascha-Söhnen, gab es ein freudiges Wiedersehen. Auf dem Tell Halaf mußten zunächst die von den Trümmern des alten Expeditionshauses bedeckten Steinbilder wieder ausgegraben werden. Leider war eine Reihe von Reliefplatten, die seinerzeit im Hof des Expeditionshauses untergebracht waren, inzwischen von armenischen Steinmetzen in Ras el Ain zu Mühl- oder Bausteinen verwendet worden, wobei die Reliefs auf den Oberflächen in barbarischer Art einfach abgemeißelt wurden. Glücklicherweise hatte ich auch diese Skulpturen 1911 13 nicht nur photographiert, sondern auch durch einen deutschen Gipsformer abgießen lassen, den ich mir vorsorglich damals im Hinblick auf die Unsicherheit der Gegend hatte kommen lassen. Dank dieser Vorsicht sind sie für die Wissenschaft gerettet.

Ich machte 1927 verschiedene Ausflüge in die Umgebung von Ras el Ain, so insbesondere nach dem Djebelet el Beda, und bereitete alles Nötige für die Wiederaufnahme von systematischen Ausgrabungen vor. Die französisch-syrische Mandatsregierung erteilte mir freundlicherweise die Grabungskonzession für das ganze Chabur-Quellgebiet (Ras el Ain — Tell Halaf) und für den Djebelet el Beda. Die Konzession wurde auf den Namen der von mir begründeten Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung (Orient-Forschungs-Institut) zu Berlin eingetragen. Damit ist die Weiterführung des Ausgrabungswerkes auch nach meinem Tode gesichert.



a) Chalil Bey.



b) Mahmud Bey.

Die Söhne Ibrahim Paschas.

Tafel 6



a) Der Verfasser in seinem Zelt.



b) Die Mitglieder der Expedition im Beduinenzelt des Lagers 1929.

Auch wurde mir eine Teilung meiner Ausgrabungsfunde gewährt. Die Funde der früheren Kampagnen wurden in der Mehrzahl schon 1927 nach Aleppo gebracht. Dreizehn Eisenbahnwagen waren dafür nötig. Fuhr doch jetzt die Bahn von Aleppo bis Ras el Ain, eine Strecke, die wir früher mit Pferden und Kamelen in vielen, vielen Tagereisen bewältigen mußten.

Die mir zugesprochenen Sachen mußte ich durch Lastautomobile von Aleppo nach Alexandrette bringen lassen, um sie dort nach Europa zu verladen. Für die dem syrischen Staat zufallenden Ausgrabungsfunde richtete ich in Aleppo ein kleines Museum ein.

Anfang März 1929 begann meine dritte Kampagne auf dem Tell Halaf. Ich hatte für diese wieder Dr. Langenegger als ersten Grabungsarchitekten gewinnen können, ferner nahm ich zwei jüngere Architekten, Diplomingenieur Hans Lehmann und Regierungsbauführer Robert Riedel, sowie einen deutschen Berufsphotographen und einen Sekretär mit. Diesmal hatte ich auch einen Bildhauer, Igor von Jakimow, angestellt, der die in Aleppo zurückgelassenen Statuenreste zusammensetzen und von den Stücken, die auf Grund der Teilung vom Jahre 1927 dem syrischen Staat zugefallen waren, Gipsabgüsse herstellen sollte, soweit dies früher noch nicht geschehen war. Lehmann und Jakimow haben dann später in meinem Tell-Halaf-Museum zu Berlin, Franklinstraße 6, die Fassaden des Tempelpalastes vom Tell Halaf wieder aufgebaut.

Unsere Aufgabe war es zunächst, auf dem Tell Halaf die Schichten unter den 1911 bis 1913 von uns freigelegten Palästen des Burghügels zu untersuchen. In zweiter Linie sollte Fecheria, eine weitere zu Ras el Ain gehörige Ruinenstätte genau vermessen und aufgenommen werden, und schließlich waren auf dem Djebelet el Beda systematische Ausgrabungen zu machen. Die neue Expedition dauerte etwa sechs Monate. Auf dem Tell Halaf schlugen wir neben den gespenstischen Ruinen des früheren Expeditionshauses die alten Zelte auf, die ich schon seit Jahrzehnten in Ägypten, Syrien und Mesopotamien benutzt hatte. Außerdem gehörte dieses Mal zu unserm Zeltpark ein großes Beduinenzelt, dessen eine Hälfte wir als Salon, Messe und Arbeitsstätte benutzten, während die andere als Empfangsraum für die beduinischen Gäste diente. Auch hatte ich einige transportable Holzbaracken mitgenommen.

Meine alte Freundschaft zu den Söhnen Ibrahim Paschas kam mir auch jetzt wieder besonders zustatten. Ihre Riesenzelte standen längere Zeit in der Nachbarschaft des Tell Halaf, und ich war viel mit ihnen und ihrer vortrefflichen Mutter, der Witwe Ibrahim Paschas, Sitte Chansa (Tafel 3b), beisammen.

Auch dieses Mal nahm ich wieder Beduinen als Arbeiter an, im Durchschnitt 200 Leute, Männer und Frauen. Hierzu kamen einige Kurden. Viele Beduinen waren schon früher bei uns tätig gewesen.

Während der Grabungsarbeiten unternahm ich zunächst Anfang Mai vom Tell Halaf aus allein mit einigen wenigen Begleitern eine Vorexpedition nach dem Djebelet el Beda. Darauf wurde unser gesamtes Zeltlager dorthin verlegt, wo wir einen ganzen Monat zur systematischen Untersuchung des merkwürdigen Hügels verblieben.

Während dieser Zeit kostete die Unsicherheit des Tell-Halaf-Gebietes einem meiner Mitarbeiter das Leben. Es war der einzige Franzose der Expedition, M. J. Darrous, Direktor des Antikenwesens im nördlichen Syrien und Mesopotamien. Er hatte uns von Aleppo Waffen und Vorräte nach dem Djebelet el Beda gebracht und wurde bei der Rückfahrt im Auto in der Nähe von Ras el Ain von einem Ghazzu überfallen, getötet und beraubt. Der ausgezeichnete Mann hatte sich schon im Jahre 1927 in hervorragender Weise um den Tell Halaf verdient gemacht und dann das Museum in Aleppo betreut.

Nachdem wir vom Djebelet el Beda nach dem Tell Halaf zurückgekehrt waren, wurden dort die Arbeiten fortgesetzt. Im Anschluß an die Grabungen führte ich in Ergänzung meiner früheren Forschungsreisen wieder eine interessante kleinere Expedition aus, um das wissenschaftlich noch so gut wie unbekannte Gebiet im Süden des Djebel Abd el Aziz und des Djebelet el Beda bis zum Euphrat zu untersuchen, wobei ich einige große alte Tells feststellen und durch einen meiner Architekten aufnehmen lassen konnte. Der wichtigste war der Malhat ed Deru. Diese Reise wurde in zwei Autos und einem Lastkraftwagen ausgeführt, der eine Begleitmannschaft der Garde Mobile trug. Es ist nicht ratsam, in den unsicheren und unbekannten Wüstengebieten besonders im Sommer anders als mit mehreren Autos zu reisen. Der Zusammenbruch eines einzeln fahrenden Wagens würde in der wegelosen Wüste, in der oft Tagereisen weit kein Wasser vorhanden ist,

zum sicheren Tode führen. Während unserer viertägigen Zickzackfahrt trafen wir nirgends auf nomadisierende Beduinen und begegneten nur mehreren Ghazzus und einer Salzschmugglerkarawane.

Auch 1929 war ich von den Ergebnissen der Ausgrabungen außerordentlich befriedigt. Die Tiefengrabungen auf dem Tell Halaf hatten vor allem eine gewaltige Menge von Buntkeramik aus dem 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. zutage gefördert.

Vor meiner Rückkehr nach Aleppo machte ich noch zwei Ausflüge nach den auf türkischem Gebiet liegenden Städten Mardin und Urfa, um dort frühere Untersuchungen zu ergänzen.

Auch in diesem Jahre hatte ich mich der größten Hilfsbereitschaft aller französischen Zivil- und Militärbehörden zu erfreuen. In Aleppo wurde die Expedition aufgelöst. Ich stattete noch den französisch-syrischen Behörden in Beirut und Damaskus meinen Besuch ab. Die Rückreise nach Europa ging mit der Bahn über Aleppo und Konstantinopel. Ich fuhr in dem ausgezeichneten Schlafwagen, der seit 1929 bis nach Tripolis und Rayak in Syrien verkehrt. Welch ein Gegensatz zu dem Leben in der Wüste, das hinter mir lag!

II.

Das Chabur-Quellgebiet und seine Geschichte

*

Der Tell Halaf liegt im Quellgebiet des Chabur, des einzigen dauernd wasserführenden Zuflusses des Euphrat in Mesopotamien. Während des Winters werden starke Wassermengen von den Abhängen der Kurdischen Berge im Norden an Weranschehir vorbei in dem tief eingeschnittenen Talbett des Djirdjib Abu Daradj einer Senke zugeführt, die etwa halbwegs zwischen den Kurdischen Bergen und den westlichen Ausläufern des Djebel Abd el Aziz liegt. Bei der Senke wird der Lauf des bis hierher südwärts fließenden Djirdjib Abu Daradj durch eine Felsbarre im rechten Winkel ostwärts abgelenkt. Im Sommer führt der Djirdjib Abu Daradj kein Wasser mehr.

Dagegen entspringen in der Senke Hunderte von Quellen, und zwar besonders an zwei Stellen. Die eine liegt bei dem Dorfe Ras el Ain, d. h. „Quellkopf". Hier hat sich ein Teich gebildet, dessen Abfluß nach Süden geht und „Chabur" heißt. Die zweite Stelle findet sich im Talbett des Djirdjib östlich des Knicks. Ihre erste Quelle, Ain el Beda, entspringt etwa fünf Kilometer südwestlich von Ras el Ain. Zahlreiche weitere Quellen folgen ihr nach Osten zu in der Rinne des Djirdjib und seiner Umgebung. Die Abflüsse bilden den zweiten Chaburarm, der sich mit dem nordsüdlich fließenden eigentlichen Chabur vereinigt. Der Fluß behält zunächst die südliche Richtung des Hauptarmes bei und biegt erst eine Strecke weiter unterhalb nach Ostsüdosten ab, um diese Richtung bis nach Hessetsche beizubehalten.

Der Tell Halaf liegt zwei Kilometer östlich von Ain el Beda auf dem südlichen Chaburufer. Schon hier ist der Fluß auch zur Sommerzeit etwa 30 Meter breit und so tief, daß er nur auf zwei Furten unmittelbar oberhalb und unterhalb des alten Tell-Halaf-Stadtgebietes überschritten werden kann. Er ist reich an kleinen, wohlschmeckenden Fischen. Auch eine etwa Manneslänge erreichende Cyprinidenart schwimmt dann und wann aus dem Euphrat bis hierher herauf und wird von den Eingeborenen mit Harpunen gejagt.

Das Chabur-Quellgebiet liegt in einem Dreieck, das durch die Verbindungslinie von Ain el Beda mit Ras el Ain und durch die beiden Chaburarme gebildet wird. In dieser Senke finden sich weitere Quellteiche, darunter ein stark schwefelhaltiger, in dem sich Reste von Badeanlagen aus römischer Zeit erhalten haben.

Etwa fünf Kilometer nordwestlich von Ras el Ain liegt ein niedriger, erloschener Doppelvulkan, dessen höchste Spitze El Kbise (türkisch Keppes) genannt wird.

Die zahlreichen Quellen und der vulkanische Charakter sind der Grund für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Chabur-Quellgebietes, das zudem durch seine geographische Lage ein wichtiger Knotenpunkt für die Wege ist, die in Obermesopotamien von Westen nach Osten führen. Daher war das Gebiet zu einer herrschenden Stellung in weitem Umkreis und als Platz für die Hauptstadt eines großen Reiches seit jeher wie geschaffen.

Bei Ain el Beda und Ras el Ain finden sich ausgedehnte Reste von zwei Städten aus vorhellenistischer Zeit. Die südliche Stadt ist unser Tell Halaf, die nördliche liegt in dem heute Fecheria, d. h. „scherbenreich" genannten Ruinenfeld. Beide Stadtgebiete sind von Mauern umgeben und viereckig. Fecheria ist etwas größer als die Tell-Halaf-Stadt. Es bedeckt mehr als ein Quadratkilometer. Beide Städte waren einst für das alte Obermesopotamien sehr bedeutend. Außerdem besaßen sie außerhalb ihrer Mauern ausgedehnte Vorstädte. Besonders bei dem Tell Halaf ist eine Reihe kleinerer und größerer Erhebungen vorhanden, die auf alte Siedlungen mit größeren, längst zusammengestürzten Lehmziegelbauten schließen lassen.

Der Tell Halaf birgt die älteste Niederlassung des Chabur-Quellgebietes. Zunächst wurden auf ihm in der Kampagne 1911—13 die

oberen Schichten planmäßig untersucht. Unmittelbar unter den Palästen und Tempeln, die in das 12. Jahrhundert v. Chr. gehören, und auch an andern Stellen haben wir hier im Burg- und Stadtgebiet überall da, wo wir bis auf den lebenden Felsen hinunterdrangen, in den tieferen Schichten große Mengen von Buntkeramik gefunden: gebrannte, mit Glanzmalerei verzierte Tongefäße oder Bruchstücke davon, stets zusammen mit Feuerstein- und Obsidiangeräten. Außerdem war die untere Buntkeramikschicht mit grober, einfarbiger Töpferware untermischt, die ganz nach unten auch selbständig ohne die bemalten Scherben auftritt. Die tiefsten Schichten des Tell Halaf sind also neolithisch und gehören dem vorgeschichtlichen Altertum an.

Eine ganz ähnliche Buntkeramik ist auch in den tiefsten Schichten anderer Ausgrabungsplätze in Syrien und Kleinasien gefunden worden; ferner in Tepe Gaura, Tell Billah und Nuzi in der Nähe von Chorsabad und Kerkuk; in Nimrud, Assur und Samarra, sowie in Untermesopotamien (vgl. unten Seite 44), vor allem aber in Elam: seiner Hauptstadt Susa und Tell Mussian; hier ist sie bis um 3000 v. Chr. fest zu datieren. Ich selbst habe die Buntkeramik in Obermesopotamien auf meinen Forschungsreisen an einer ganzen Reihe von Tells feststellen können. Aber nirgendwo kommt sie in derartigen Mengen vor wie auf dem Tell Halaf.

Sehr verwandt mit unserer ist die Buntkeramik, welche E. Herzfeld kürzlich in Westpersien und früher Hubert Schmidt in Anau in Turkestan angetroffen haben. Eine ähnliche Tonware findet sich in Westchina und Nordwestindien, aber auch in Europa, so in den Balkanländern.

Weiter stellten wir in den unteren Schichten des Tell Halaf hin und wieder kleine Mengen von Kupfer oder Bronze fest, Basaltsteinbruchstücke ohne Skulpturen und Reste von zerbrochenen Basaltschalen, bezeichnenderweise jedoch niemals ganze Stücke, ferner weibliche Terrakottastatuetten. Sie sind bemalt und ähneln sehr denen, die in Südmesopotamien gleichfalls zusammen mit Buntkeramik unter den geschichtlich sumerischen Schichten gefunden worden sind. Die vorderasiatische Buntkeramik wird mit Recht einstweilen noch als prähistorisch bezeichnet.

An Bauresten haben wir in der Buntkeramikschicht des Tell Halaf während der letzten Kampagne 1929 im Norden des Tempelpalastes

Teile sehr starker Lehmmauern bloßgelegt, die zu ganz alten Palastanlagen gehörten.

Leider kennen wir bis jetzt den Namen der Buntkeramikstadt des Tell Halaf noch nicht. Ebensowenig wissen wir, wie lange diese Siedlung bestanden hat. Ich vermute, daß sie erst um 2000 v. Chr. untergegangen ist. Jedenfalls scheint sich die bemalte Keramik auf dem Tell Halaf bis in eine viel spätere Zeit erhalten zu haben als z. B. in Susa und in den Städten Südmesopotamiens, wie Ur und Kisch, in denen sie schon um 3000 v. Chr. durch die ganz anders gearbeitete sumerische Keramik abgelöst worden ist.

Auf dem Tell Halaf befinden sich unmittelbar über dieser ältesten Schicht die Paläste, die ich 1911—13 freigelegt habe und deren Entstehung etwa 1000 Jahre nach dem Ende der Buntkeramikzeit anzusetzen sein dürfte. Die Steinbilder am Tempelpalast tragen zum Teil die Keilschriftlegende eines gewissen Kapara, Sohnes des Hadianu; beide Namen sind aramäisch. Leider haben wir auch den Namen der Kaparastadt nicht feststellen können. Auf zwei Inschriften sind einige wenige Buchstaben erhalten, die zu dem Namen des Landes Kaparas gehören müssen, doch ist dieser nicht mehr zu entziffern; Professor Meißner (vgl. Anhang IV) nimmt aus sprachlichen Gründen und aus der Form der Keilschriftzeichen an, daß diese Inschriften in das 12. Jahrhundert v. Chr. gehören. Hierzu stimmen auch die Kleinfunde aus der Kaparaschicht und die aramäischen Namen. Denn erst vom 12. Jahrhundert an sind die Aramäer in Mesopotamien mit Sicherheit nachzuweisen.

Durch die Fundumstände und aus archäologisch-stilkritischen Gründen erscheint es ausgeschlossen, daß die Steinbilder von Kapara gefertigt worden sind und dem Ende des 2. Jahrtausends entstammen. Sie sind vielmehr, wie später zu erörtern sein wird, von Kapara wieder verwendet worden und gehören in das 3. Jahrtausend. Wie das häufig im Altertum geschehen ist, hat Kapara seinen Namen einfach auf die alten Skulpturen gesetzt. Die Inschriften sind übrigens lediglich Bauinschriften, in denen Kapara durchaus nicht etwa die Steinbilder als sein Werk bezeichnet.

Auf die Frage, von wo die Steinbilder herbeigeholt worden sein konnten, sind nur zwei Antworten möglich: entweder vom Tell Halaf

selbst und dann aus der darunterliegenden Buntkeramikschicht oder von einem benachbarten Hügel. Aber keine Ruinenstätte in weiter Umgebung des Chabur-Quellgebietes ist nur einigermaßen bedeutend genug, um die Vermutung zu rechtfertigen, daß sie Paläste mit so großen und so zahlreichen Steinbildern enthalten habe. Der noch im Chabur-Quellgebiet selbst liegende Ruinenhügel Fecheria könnte hierfür nicht in Betracht kommen, da die Blüte der alten Fecheriastadt Waschukani der Mitte des 2. Jahrtausends angehört (vgl. unten Seite 57ff.) und da aus dem Stil unserer Tell-Halaf-Statuen und -Reliefs hervorgeht, daß sie aus einer viel älteren Zeit stammen müssen.

Im Jahre 1929 habe ich durch Grabungen an mehreren Stellen der Umgebung des Tempelpalastes festgestellt, daß die Buntkeramikschicht vollkommen durchwühlt worden war. Offenbar war der im Laufe der Zeit wellig gewordene Burghügel von Kapara oder seinem Vater eingeebnet worden. Gerade an der Stelle des Tempelpalastes wurden von den aramäischen Fürsten große Terrassen geschaffen, auf denen sie dann die neuen Bauten errichteten. Zu diesem Zweck mußte das Erdreich der unteren Schichten an einzelnen Stellen weggeräumt und an anderen erhöht werden. Dadurch sind die hier befindlichen Scherben, Feuerstein- und Obsidiangeräte durcheinandergeworfen worden. Wir fanden z. B. einzelne Teile eines großen, schön bemalten Topfes viele Meter weit voneinander verstreut. Bei dieser Veranlassung sind dann offenbar unsere Steinbilder zutage gekommen und ausgegraben worden, wenn sie nicht damals vielleicht noch teilweise aus der Erde hervorragten. Mit den Steinbildern wurden auch alle andern noch brauchbaren Gegenstände aus der Buntkeramikschicht herausgezogen, so die noch benutzbaren Basaltschalen und Kupfergeräte, so daß wir in der alten Schicht nur wertlose kleinere Bruchstücke davon vorfinden konnten.

Augenscheinlich wurden nicht nur die unversehrten Statuen und Reliefs aus den alten Stadtresten entnommen, sondern auch alle nur einigermaßen ansehnlichen Bruchstücke. Was von diesen Skulpturen wieder zusammensetzbar war, wurde mit den unversehrten Steinbildern an dem neuen Palast angebracht. Die übrigen größeren Bruchstücke mögen zu Mühlsteinen, Mörsern, Schalen, Kampfkugeln umgearbeitet worden sein, indem man die skulptierten Oberflächen abklopfte. Von

diesen habe ich viel Reste im Kaparaschutt gefunden. Der verschwundene Buntkeramikpalast muß weit mehr Steinbilder enthalten haben als der spätere des Kapara, der von uns bloßgelegt worden ist. In derselben Art wie auf dem Tell Halaf haben sich auch an andern Orten des alten Vorderen Orients Steinbilder gefunden, die später wieder verwendet worden sind.

Alle Rundstatuen auf dem Tell Halaf und der größte Teil der Reliefs am Kaparapalast waren aus Basalt. Dieser war in der alten Zeit von dem nahen Kbise-Vulkan geholt worden, auf dem ich die alten Steinbrüche noch feststellen konnte.

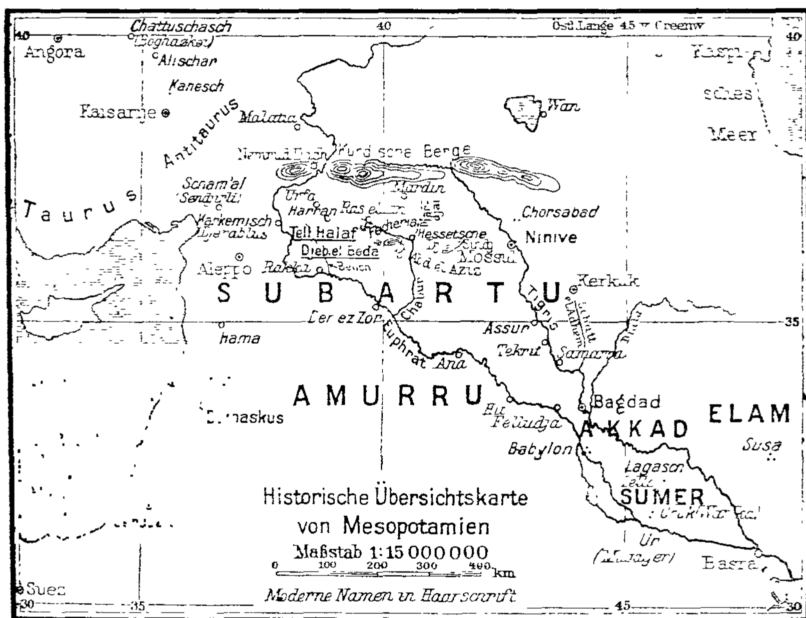
Über den Kaparabauten lag eine Schicht aus der jüngeren assyrischen Zeit. Zu ihr gehören eine Reihe großerer Gebäude auf der Burg und ein großer Tempel im Stadtgebiet, ferner eine ganze Anzahl von assyrischen Sarkophagen, die im Innern von Häusern dieser Zeit in die Kaparaschicht hinabgelassen waren. In dieser jüngeren Schicht fanden wir eine Anzahl Tontafeln mit Keilschrift und aramäischer Schrift. In einer Reihe der Texte war der Name Guzana enthalten. Hieraus läßt sich entnehmen, daß diese Tell-Halaf-Stadt die Residenz der assyrischen Provinz Guzana war.

Über der Guzanaschicht fanden wir dann noch Reste von Siedlungen der griechisch-römischen und darüber solche der frühen arabischen Zeit.

In Fecheria haben wir bis jetzt noch keine planmäßigen Ausgrabungen vorgenommen. Scherben von Buntkeramik, die auf dem Tell Halaf massenhaft auf der Erdoberfläche lagen, habe ich hier weder auf dem Burghügel noch im Stadtgebiet feststellen können, noch haben sie vereinzelte Raubgrabungen der letzten Jahre zutage gefördert. Infolgedessen können wir die Fecheriastadt nicht der Buntkeramikzeit des 4. oder 3. Jahrtausends zuschreiben, sie ist vielmehr sicher die Hauptstadt des Gebiets nach dem Untergang der Buntkeramikstadt des Tell Halaf im 2. Jahrtausend v. Chr. gewesen. Der von Mauern umschlossene Teil lag im Süden der nördlichen Hauptquelle des Chabur. Ich vermute, daß in der römischen Zeit hier das Militärlager von Resaina gestanden hat, während sich die große arabische Stadt Ras el Ain mehr im Norden der Hauptquelle entwickelte. Das heutige Ras el Ain steht auf der altarabischen Ruinenstätte.

* * *

Archäologisch wie historisch ist für das Chabur-Quellgebiet die allerälteste Zeit die wichtigste. Aus ihr stammt die Buntkeramikstadt des Tell Halaf, aus ihr stammen die Steinbilder. Leider haben wir aus ihr keinerlei Inschriften auf dem Tell Halaf selbst feststellen können. Ebensowenig sind an anderen Fundstätten Obermesopotamiens Schriftdenkmäler zutage gekommen, die auf das Chabur-Quellgebiet oder das übrige Obermesopotamien Bezug haben. Wir sind für diese älteste Zeit nur auf Nachrichten in Urkunden aus andern Gebieten angewiesen,

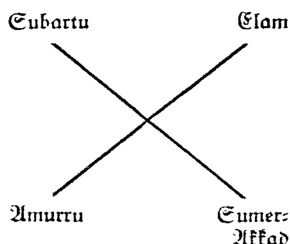


und sie liefert uns lediglich das untere Mesopotamien, leider aber nur sehr spärlich.

Unser Wissen um Geschichte und Kultur der allerältesten Zeit des oberen Zweistromlandes war daher mehr als dürftig — wir tappten fast vollkommen im dunkeln. In glücklicher Weise bietet für die Erkenntnis jener alten Zeit der archäologische Befund meiner bisherigen Ausgrabungen neue wertvolle Aufschlüsse. Sie decken sich mit dem wenigen, was wir aus den südmesopotamischen literarischen Quellen wissen.

In astrologischen Wahrsagetexten, die zum größten Teil aus der Tontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal (668—626 v. Chr.)

stammen, jedoch auf sehr alte babylonische Originale zurückgehen, wird die Welt in vier Länder eingeteilt: 1) Akkad (Sumer) im Süden, 2) Elam im Osten, 3) Amurru im Westen, 4) Subartu im Norden. Hierbei ist zu beachten, daß die Grundrichtung für die geographische Orientierung der Babylonier nicht nordsüdlich, sondern nordwest-südöstlich geht, so daß Akkad (Sumer) im Südosten, Elam im Nordosten, Amurru im Südwesten, Subartu im Nordwesten anzusetzen ist.



Dieses Weltbild gibt tatsächlich die geographischen Beziehungen zwischen den genannten Ländern richtig wieder. Akkad ist in der Keilschriftliteratur gewöhnlich mit Sumer zu dem Begriff „Sumer und Akkad" verbunden. Er entspricht „Babylonien" und umfaßte Untermesopotamien*, d. i. den alten türkischen Irak (nicht den heutigen sehr viel größeren, unter dem König Faisal stehenden Staat Irak). Östlich bzw. nordöstlich davon lag Elam in den persischen Randbezirken; daran schloß sich westlich und nordwestlich Subartu an, während Amurru im Süden und Südwesten lag. Das Chabur-Quellgebiet gehört nach dieser Einteilung fraglos zu Subartu.

Ehe wir jedoch näher auf Subartu eingehen, müssen wir uns den drei andern Ländern, und zwar insbesondere Sumer-Akkad, also Südmesopotamien, zuwenden.

* * *

Der Ländername „Akkad" ist erst entstanden, nachdem ein semitischer Herrscher, der große Sargon, im zweiten Viertel des 3. Jahrtausends das früher den Sumerern gehörige Untermesopotamien er-

* Als Südmesopotamien oder Untermesopotamien bezeichne ich das Zweistromland südlich der Linie etwa zwischen der Einmündung des Schatt el Adhem oberhalb Bagdads in den Tigris nach Felludja am Euphrat; dieses Gebiet ist Alluvialland. Das ganze übrige Zweistromland ist das obere Mesopotamien. Dieses kann noch in Mittel- und Obermesopotamien geteilt werden. Das eigentliche Obermesopotamien ist das Gebiet nördlich einer Linie von Mossul-Ninive am Tigris nach der Mündung des Chabur in den Euphrat, während Mittel-Mesopotamien südlich davon liegt. Südmesopotamien entspricht Babylonien, Sumer-Akkad, das gesamte obere Mesopotamien gehörte einst zum Lande Subartu.

obert und die Stadt Akkad zur Hauptstadt gemacht hatte. Seither nannten sich die Bewohner Babyloniens semitischer Herkunft, die sicher erst später als die Sumerer in das Land eingedrungen waren, Akkader. Vor den Sumerern und Akkadern hat es aber dort noch eine ältere Urbevölkerung gegeben.

In Ur, der Heimat Abrahams, ist Woolley bei den erfolgreichen Ausgrabungen der gemeinsamen Expedition des Britischen Museums und des Museums der Universität von Pennsylvanien unter den sumerischen Schichten mit den bekannten herrlichen Gegenständen aus Gold und Elfenbein auf ältere Schichten gestoßen, die von den sumerischen durch eine angeschwemmte Lehmbank getrennt waren: eine gewaltige Überschwemmung, die Woolley mit der „Sintflut" in Zusammenhang bringt, muß sich einst über das Land ergossen haben. In diesen untersten Schichten fanden sich durchaus unsumerische Sachen, vor allem jene Buntkeramik, die ganz der vom Tell Halaf und von Susa entspricht. Dasselbe gilt für Kisch, Warka u. a. südmesopotamische Ausgrabungsplätze.

Wer waren nun die Bewohner Untermesopotamiens in dieser Buntkeramikzeit? Die Sumerer oder die semitischen Akkader können es schon wegen der ganz andern Stilrichtung ihrer kunstgewerblichen Erzeugnisse nicht gewesen sein. Die Gleichartigkeit der Funde, insbesondere der Töpferware der ältesten Schichten, läßt vielmehr darauf schließen, daß jedenfalls in einem großen Teil des vorderen Asiens eine einheitliche Urbevölkerung seßhaft gewesen ist. Nun zeigen die Darstellungen auf den alten Bildwerken, Steinbildern und Siegelzylindern Westpersiens (Elam), Mesopotamiens, Syriens und Kleinasiens zur Zeit der Buntkeramik einen eigenen Rassentyp, zu dem auch die große, dicke Nase gehört, wie sie uns auf dem Djebelet el Beda und dem Tell Halaf in besonders krasser Weise entgegentritt. Dieser Rassentyp wird als „vorderasiatisch" bezeichnet und scheint mit dem Typ der dinarischen Rasse eng verwandt zu sein, von der noch jetzt, besonders in Osteuropa, in Albanien, Dalmatien und auch in den Ostalpenländern, Reste nachzuweisen sind. Der vorderasiatische Rassentyp hat sich auch heute noch bei den christlichgebliebenen Bergvölkern gewisser Teile Kleinasiens, so den Armeniern, den Nestorianern von Mardin usw., ferner Syriens, so den Libanesen, erhalten, während durch den Islam

bei den dortigen Muhammedanern immer weitere Rassenvermischungen stattgefunden haben. Die Juden sind ein Mischvolk der alten subaräischen Rasse und der semitischen Einwanderungen, zu denen auch die Abrahams gehört hat. Der eigentliche semitische Typ, wie z. B. der der heutigen arabischen Beduinen, ist ein ganz anderer als der alte vorderasiatisch-subaräische.

Die Herkunft der Sumerer ist unbekannt, vermutlich sind sie ein asiatisches Volk. Ihre Sprache läßt sich vorläufig noch in keine der bekannten Gruppen einreihen. Die ältesten Siedlungen der Sumerer liegen im äußersten Südosten Mesopotamiens.

Als Heimat der schon vor 3000 v. Chr. neben den Sumerern in Babylonien sitzenden Semiten, die sich, wie oben erwähnt, später Akkader nannten, nimmt man mit mehr oder weniger Recht Arabien an.

Politisch zerfiel Südmesopotamien in den ältesten Zeiten in eine Reihe von Stadtfürstentümern mit eigenen Dynastien, von denen gewöhnlich eine die Oberherrschaft über das Gesamtland innehatte. Über diese Dynastien sind wir durch die sogenannten Königslisten unterrichtet, die sich in alten Tontafelarchiven verschiedener Orte gefunden haben. Sie geben aber vielfach Dynastien von verschiedenen Städten als nacheinander herrschend an, während sie in Wirklichkeit teilweise gleichzeitig regiert haben müssen. Im übrigen werden nur die Dynastien aufgeführt, die die Oberherrschaft über ganz Südbabylonien beanspruchen konnten; daher fehlen z. B. die beiden kunstliebenden Dynastien von Lagasch (dem heutigen Telloh), deren zweite durch ihren Fürsten Gudea (Ende des 24. Jahrhunderts v. Chr.) berühmt geworden ist.

Die Listen beginnen mit den Königen „vor der Flut“, die natürlich der Sage angehören. Es sind zehn Könige, deren Regierungszeit auf 456000 Jahre angesetzt wird. In der ältesten Zeit nach der Flut sind die Dynastien rein sumerisch. Erst in der 12. Dynastie nach der Sintflut, der von Akschak (2943—2851 v. Chr.), findet sich ein Herrscher mit einem semitischen Namen. Die erste, sicher semitische Dynastie ist die 15. nach der Flut, die von Akkad (2751—2568 v. Chr.). Wie erwähnt, hat sie der große Sargon begründet. Zu ihr gehörte auch der vielgenannte Naram-Sin. Dann folgen wieder vornehmlich sumerische Dynastien, bis in der 22., der von Amurru oder von Babylon (2169 bis 1870 v. Chr.), abermals Semiten die Herrschaft gewannen, und zwar

nicht nur über Babylonien, sondern auch über den ganzen Vorderen Orient. Diese Semiten sind aber nicht mehr die sogenannten Akkader, zu denen die ältere semitische Schicht in Südmesopotamien gehört, sondern die Amurriter, Neuankömmlinge, die auch als Ostkanaanäer bezeichnet werden. Der bedeutendste Herrscher dieser Dynastie ist Hammurabi. Sie wurde durch den Einfall der Hettiter gestürzt, die von Nordwesten her das Land unterwarfen, sich aber unmittelbar darauf wieder zurückziehen mußten. Im 17. Jahrhundert begann eine viele Jahrhunderte andauernde Fremdherrschaft in Südmesopotamien, die der Kassiten (1642—1176 v. Chr.), die von Norden her eindrangen. Nach ihnen hebt die jüngere babylonische Zeit an, die im Jahre 539 v. Chr. unter Nabonid dem Chaldäer mit der Eroberung Babyloniens durch Cyrus endet.

Was die Sumerer in Südmesopotamien an Kultur und Kunst von der Urbevölkerung übernommen haben, ist noch nicht genügend festzustellen. Sie sind jedenfalls die Erfinder der Keilschrift, die sich aus einer älteren Bildzeichenschrift entwickelt hat. Sie wurde nicht nur von den Semiten Babyloniens angenommen, sondern verbreitete sich allmählich im gesamten Vorderen Orient. Dagegen wurde die sumerische Sprache durch die der eingewanderten Semiten, das Akkadische, verdrängt. Bereits um 2000 v. Chr. erlischt das Sumerische als lebendige Sprache. Von dieser Zeit an hat es sich im wesentlichen wie das Latein in der katholischen Kirche nur noch als Kultsprache erhalten. Als solche wurde es noch lange nach dem Untergang des babylonischen Reiches bis in das erste vorchristliche Jahrhundert gepflegt.

Wir wissen nicht, was die Semiten ihrerseits außer ihrer Sprache an Kulturgut mitgebracht haben. Viel wird es nicht gewesen sein. Bevor sie nach Südmesopotamien gelangten, waren sie sicherlich Nomaden. Sie haben in Babylonien die sumerische Kultur angenommen und weiterentwickelt, indem sie vielleicht aus ihrer Urwüchsigkeit heraus dieses oder jenes hinzufügten. So haben sie auch den sumerischen Kult mit allen seinen Göttern und Vorstellungen übernommen, ohne viel Eigenes beizusteuern.

Das zweite Land, das in der Geographie des 3. Jahrtausends genannt wird, ist Elam. Es lag für die Sumerer und Akkader im Osten bzw. Nordosten und entspricht etwa den Landschaften Luristan, Ara-

bistan und Fârs in Südwestpersien. Der akkadische Name Elamtu, wie der sumerische Enima, bedeutet „Hochland". Die Hauptstadt des Landes war Susa (Schuschan), wo die erwähnte Buntkeramik in großen Mengen gefunden wurde, was auf eine ähnliche Urbevölkerung wie die schließen läßt, die vor der Einwanderung der Sumerer in Südmesopotamien saß. Elam gehörte zeitweise, so unter Sargon und Naram-Sin, zum Reiche von Akkad. Andererseits sind die Elamiter oft in Babylonien eingefallen und haben es zeitweise besetztgehalten. Zur Kassitenzeit (im 2. Jahrtausend) gelang es sogar einem elamitischen Eroberer, die berühmte Gesetzesstele Hammurabis von Babylon nach Susa zu schaffen, wo sie im Jahre 1901 durch die französische Expedition unter de Morgan wiedergefunden wurde. Im 1. Jahrtausend v. Chr. wurde Elam von den Assyrern erobert: 640 v. Chr. plünderte Assurbanipal die Hauptstadt Susa. Später wurde es wie Südmesopotamien dem Perserreiche untertan.

Amurru, das Westland, war der damaligen Zeit besonders durch das Gebiet zwischen Palmyra und 'Ana-Hit, also die Syrische Wüste, bekannt. Es ist altes semitisches Gebiet. Von hier aus sind vielleicht die Akkader und sicher die Amurriter (Ostkanaanäer) nach Südmesopotamien gekommen.

Zu den Amurru-Stämmen gehörten wohl auch die Nomadenvölker der Sutu und der Achlamu; sie sind Vorläufer der späteren Aramäer und anderer Beduinenvölker, die aus der „Völkerwiege Arabiens" nach dem mesopotamischen Kulturland im Norden vorstießen.

Das vierte Gebiet, Subartu, ist der Nordwesten der damals bekannten Welt. Ein Keilschrifttext, der in Assur gefunden worden ist, gibt eine Beschreibung des Reiches Sargons des Großen. Hiernach ging das Land Subartu von dem Gebiet Anzan in Elam, dem heutigen Südwestpersien, bis zum Zederngebirge, dem Amanus oder Antitaurus. Elam und Subartu grenzten unmittelbar aneinander: dies ergibt sich aus einer Inschrift Naram-Sins, die von seinen Eroberungen spricht.

Für die Akkader war Subartu das ganze riesige Gebiet im Westen des südlichen Westpersiens, Mittel- und Obermesopotamien sowie Syrien umfassend. Zu ihm gehört aber auch im Norden der große Gebirgsbogen von der Gegend von Kirmanschah über Kurdistan und Armenien in Kleinasien bis zum Mittelmeer, und im Süden Palästina.

Vieles spricht dafür, daß die Urbevölkerung von Subartu einheitlich gewesen ist, nämlich die obenerwähnte vorderasiatische Rasse, während sich in geschichtlicher Zeit infolge fremder Einwanderungen vier Staaten mit verschiedenartiger Bevölkerung entwickelt haben. A. Ungnad hat zuerst (Kulturfragen I, 1923) die Bezeichnung „Subaräer" für die alte Bevölkerung von Subartu eingeführt, desgleichen die Bezeichnungen „subaräische Sprache", „subaräische Kultur". Der uns von den Akkadern überlieferte geographische Begriff Subartu deckt sich auch ungefähr mit dem subaräischen Sprachgebiet. Im Westen dieses Gebietes wurde im 2. Jahrtausend die Bezeichnung Hurriter für die subaräische Bevölkerung und Hurritisch für die subaräische Sprache üblich. Hieraus ist mit einer gewissen Berechtigung die Bezeichnung „Hurriter" (englisch „Hurrians") statt „Subaräer" angenommen worden. Nachweislich subaräisch gesprochen wurde in der Gegend des heutigen Samarra, Altun Köprü, Kerkuk, Erbil und Ninive, also in dem späteren Assyrien. Auch die ältesten historischen Stadtfürsten von Assur, Uschpia und Kikia tragen subaräische Namen. Obwohl um 3000 die Sumerer in Assur zur Vorherrschaft gelangten, wo sie eine sumerische Kolonie begründeten, werden zur Zeit Uschpias und Kikias die einheimischen subaräischen Volksteile hier wieder stärker geworden sein. Aber auch außerhalb des zum alten Subartu zählenden Gebiets gibt es manche Spuren von Subaräern. So finden wir im 3. Jahrtausend in verschiedenen Orten in Südmesopotamien eine größere Zahl Leute mit subaräischen Namen ansässig. Es ist noch nicht festzustellen, ob sie sich in Untermesopotamien zu Handels- oder zu andern Zwecken aufhielten. Vielleicht waren sie, wie auch bereits von anderer Seite vermutet wurde, Reste der alten, zur vorderasiatischen Rasse gehörigen Urbevölkerung von Untermesopotamien.

Auch in Südsyrien und Palästina sind, freilich erst im 2. Jahrtausend, subaräische Namen nachweisbar.

Subaräische Sprachdenkmäler sind nur in geringer Anzahl auf uns gekommen. Das wichtigste ist ein Brief von Tuschratta, dem König der Mitanni (etwa 1420—1380 v. Chr., vgl. unten Seite 58), an den ägyptischen König Amenophis III. In Boghazköi, der Hauptstadt des Hettiterreiches, fand sich ein subaräisches Bruchstück des Gilgamesch-Epos. Unter den Boghazköi-Texten gibt es mehrere Rituale, in denen

ganze Abschnitte subaräisch verfaßt sind. Wenn sich in Boghazköi diese Sprache im Kult noch im 2. Jahrtausend erhalten hat, so ist das wohl ein Hinweis darauf, daß sie in dieser Gegend ehemals allgemein gesprochen worden ist. Daß auch in Syrien noch in der Amarna-Zeit (um 1400 v. Chr.) subaräisch gesprochen wurde, zeigen die zahlreichen Glossen eines aus dem mittleren Syrien stammenden Briefes an den Pharao.

Das subaräische Sprachgebiet hat sich also vom Osttigrislande und Assyrien bis nach Kleinasien und Syrien hin erstreckt. Sicher ist auch im Chabur-Quellgebiet im 3. Jahrtausend v. Chr. und später subaräisch gesprochen worden.

Über die politischen Verhältnisse Subartus im 3. Jahrtausend besitzen wir keine Nachrichten aus dem Land selber. Vermutlich zerfiel es in eine Reihe von kleineren Staaten. So wird in einem Siegesbericht des Königs Naram-Sin von Akkad (2671—2634 v. Chr.), der in einer späteren hettitischen Fassung erhalten ist, eine ganze Reihe mesopotamischer und kleinasiatischer, also zu Subartu gehörender Fürsten genannt, und unter diesen die Könige von Chatti, Kanesch, Arman und vom Zederngebirge. Leider sind wir über die meisten dieser Fürstentümer noch im unklaren, so daß wir den Namen des Chabur-Quellgebietes aus diesem Siegesbericht Naram-Sins nicht herausfinden können.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß in dieser alten Zeit die Buntkeramikstadt des Tell Halaf die Residenz jedenfalls eines großen Teiles von Subartu gewesen ist. Dafür spricht nicht nur die Bedeutung des Chabur-Quellgebietes hinsichtlich seiner geographischen Lage und seiner Fruchtbarkeit, sondern vor allem die Menge der kunstgewerblichen Erzeugnisse, die dort gefunden worden sind.

Zwischen Subartu und Untermesopotamien bestanden zweifellos von jeher lebhafte Beziehungen. Keine natürlichen Hindernisse beeinträchtigten den Verkehr zwischen den benachbarten Ländern. Karawanen zogen hin und her; und neben dem friedlichen Warenaustausch, der damals sicher genau wie heute stattfand, werden auch Kriegszüge, vor allem aus dem reicheren, zeitweise jedenfalls politisch einheitlicheren und deshalb wohl stärkeren Untermesopotamien nach Subartu bis weit in das Innere des Landes unternommen worden sein.

Diese Beziehungen spiegeln sich schon in den uralten Sagen wieder, denen allerdings nicht ohne weiteres das Gewicht historischer Beweisstücke zuzuschreiben ist, die jedoch sicher einen geschichtlichen Untergrund haben.

In erster Linie ist dies die Gilgameschsage, jenes herrliche Epos, das die Heldentaten, Abenteuer und Fahrten des Gilgamesch beschreibt und in dem auch die Sintflutsage enthalten ist. Die Handlung spielt zum Teil in Subartu, ohne daß jedoch dieser Name selbst genannt wird. Gilgamesch ist zu zwei Dritteln Gott, zu einem Drittel Mensch. Seine Stadt ist Uruk, das heutige Warka in Untermesopotamien. Nach den alten babylonischen Königslisten ist er der fünfte König der ersten sumerischen Dynastie von Uruk, der zweiten Dynastie nach der Sintflut. Auf einem seiner Züge gelangte der Held mit seinem Kampfgenossen Engidu nach dem Zedernwald (Antitaurus), „der sich 10000 Meilen weit erstreckt", und besiegt dort den Unhold Humbaba. Dieser Kampf hat natürlich im subaräischen Kulturgebiet besondere Anteilnahme gefunden. In der hurritischen (subaräischen) Fassung heißt das Gilgamesch-Epos Huwawa-Epos. Auf einem der Tell-Halaf-Orthostaten ist die Knebelung und Tötung des Huwawa durch Gilgamesch und Engidu dargestellt. Der Zedernwald gehörte zum Bezirk von Subartu, aber Huwawa mag ebenso für die Subaräer ein verabscheuungswürdiger Unhold gewesen sein wie für Gilgamesch, den König von Uruk, vielleicht aber auch ein wer weiß woher in grauer Vorzeit eingedrungener Fremdling. Augenscheinlich hatten die Subaräer Veranlassung, den Untergang und Tod Huwawas in derselben Art zu besingen, wie dies im sumerischen Gilgamesch-Epos geschehen ist. Jedenfalls wird nicht nur auf dem Tell Halaf, sondern auch in andern subaräischen Darstellungen Huwawa als Scheusal gekennzeichnet und sein Tod gefeiert.

Ein zweites Mal zieht Gilgamesch nach dem Tod seines Freundes Engidu durch Subartu nach der Küste des Mittelländischen Meeres, um sich von der Göttin Siduri den Weg zu Utnapischti, dem babylonischen Noah, weisen zu lassen, von dem er das Lebenskraut zu erlangen hofft.

Ausdrücklich genannt wird das Land Subartu in einem mythologischen Text, der sich mit dem sumerischen König Lugal-anni-mundu von Adab (heute Bismaya) beschäftigt (um 3100 v. Chr.), aber erst lange nach ihm abgefaßt ist.

Die ersten wirklich greifbaren Nachrichten über die Beziehungen zwischen Subartu und Untermesopotamien stammen erst aus der Zeit der ersten semitischen Dynastie von Akkad. Ihr Begründer, der große Sargon (2751—2696), berichtet in einer Inschrift, daß ihm der Gott Dagan das „obere Land" gegeben habe: Mari, Jarmuti und Ibla bis zum Zedernwald und dem Silbergebirge (Taurus). Das Land Mari liegt am Euphrat, unterhalb der Chaburmündung, etwa in der Gegend des heutigen Hit. Aus Mari stammen mehrere lebensgroße Königsstatuen aus dem Ende des 3. Jahrtausends, die als Beutestücke nach Babylonien gelangt und dort von Koldewey ausgegraben worden sind.

Das in der Sargon-Inschrift genannte Ibla ist wohl in der Gegend des heutigen Mardin, also unweit nördlich des Tell Halaf zu suchen. Jarmuti wird von B. Landsberger Nordsyrien gleichgesetzt. Die Besiegung Subartus durch Sargon wird auch in einer späteren Chronik erwähnt, die sich jetzt im Britischen Museum befindet. Es heißt dort: „Er fügte ihnen (den Subaräern) eine Niederlage zu, warf ihr weit ausgedehntes Heer zu Boden und brachte ihr Hab und Gut nach (seiner Hauptstadt) Akkad." Eine zweite Eroberung Subartus durch Naram-Sin (2671—2634) ist bereits erwähnt worden.

Besser als über die politischen Verhältnisse sind wir über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Südmesopotamien und den Nordländern unterrichtet. Gudea, König von Lagasch, dem heutigen Telloh (um 2400 v. Chr.), holte Holz aus der Stadt Ursu im Gebirge Ibla und Steine aus Mari. Besonders wichtig für die Kenntnis der weitverzweigten Handelsverbindungen Vorderasiens im 3. Jahrtausend sind die sogenannten kappadokischen Keilschrifttafeln von Kültepe bei Kaisarie. In dieser Gegend Kleinasiens und südlich davon bestanden damals Handelskolonien der Stadt Assur. Die bedeutendsten waren offenbar Kanesch, das heutige Kültepe, und Ursu. Die in Kültepe gefundenen Tontafeln gewähren uns einen interessanten Einblick in Handel und Wandel dieser Kolonien und der ganzen damaligen Welt. So waren den Kolonisten in Kanesch von den Landesherren eigene Verwaltung und eigenes Recht eingeräumt worden. Sie unterhielten aber auch enge Beziehungen zu den Eingeborenen.

Der Handel war fest organisiert. Es haben sich Tontafeln mit Handelsbriefen gefunden, die ganz modern anmuten. Sie wurden zwischen Kaufherren in Assur und ihren Angestellten sowie Bankiers und Händlern gewechselt. Gold und Silber in verschiedener Legierung und Güte wurden von Assur als Zahlungsmittel gegeben, während die Handelsleute aus Kappadokien für ihre Heimatstadt Assur und die südmesopotamischen Großkönige die einheimischen Erzeugnisse, in erster Linie Kupfer, Blei (oder Zinn) und Kupfer-Zinn-Arsen-Legierungen, Stoffe und Gewänder, Häute und Öl lieferten.

Die Waren wurden auf Packtieren versandt. Daneben wurden auch Wagen benutzt, wie aus einem Siegelbilde hervorgeht. Die Wege, die der Handelsverkehr zwischen Kleinasien und Assur, beziehungsweise Untermesopotamien genommen hat, sind aus den Inschriften noch nicht genau festzustellen. Der nächste und beste Verbindungsweg von Kanesch nach Mesopotamien führte über die Pässe des Taurus und Antitaurus durch Nordsyrien und dann durch die fruchtbare und — nach den Ruinenhügeln zu schließen — stark bewohnte Serudjebene nach Harran. Von hier ging er sicher nach dem Chabur-Quellgebiet, nach der alten Tell-Halaf-Stadt, folgte dem Chabur bis nach Hesseche und verlief dann im Süden des Djebel Sindjar nach Osten, nach Assur.

Auch der Tigris wurde zu Schiff als Handelsstraße nach Assur und von hier nach Babylonien benutzt. Waren, die von Kültepe unmittelbar nach Untermesopotamien gehen sollten, konnten in der Tell-Halaf-Stadt umgeladen werden: wir haben dort mit Sicherheit einen Hafen festgestellt. Von hier aus gingen sie den Chabur und weiter den Euphrat hinab. Auch im arabischen Mittelalter wurde der Chaburfluß für den Handelsverkehr benutzt.

Ob das ganze riesige Gebiet von Subartu jemals eine politische Einheit gebildet hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat es aber einen eigenen, einheitlichen, subaräischen Kulturkreis gegeben. Das Gesamtland Subartu im Sinne der altbabylonischen geographischen Vorstellung gehörte zu diesem Kulturkreis. Die subaräische Kultur hat sicherlich dieselbe Bedeutung wie die altbabylonische und altägyptische. Durch die Entdeckung des Tell Halaf und der Steinbilder des Djebelet el Beda ist auch für Obermesopotamien der Nachweis des Bestehens

dieser dritten, selbständigen und bodenständigen Kultur Vorderasiens, und zwar bis in die allerälteste prähistorische Zeit, erbracht.

Die Beziehungen zwischen Ober- und Untermesopotamien haben selbstverständlich Einwirkungen der altbabylonischen, sumerischen auf die subaräische Kultur zur Folge gehabt, wie auch umgekehrt manches subaräische Kulturgut im alten Babylonien ebenso wie in Elam wiederzufinden ist. Von den Ureinwohnern Südmesopotamiens, die nach Gesichtsmerkmalen (Vogelnasengesichter) und ihren Kunsterzeugnissen derselben vorderasiatischen, subaräischen Rasse angehörten, haben die einwandernden Sumerer, wie bereits hervorgehoben, sicher manches entnommen. In der Folge ist die Beeinflussung der subaräischen Kunst und Kultur durch Südmesopotamien dagegen stärker gewesen als umgekehrt, was wohl in erster Linie auf den größeren Reichtum, den festeren politischen Zusammenhalt, die bessere Bewaffnung und Kriegführung der alten Sumerer zurückzuführen ist.

Auch haben seit alters her Beziehungen zwischen Ägypten und dem Vorderen Orient bestanden; doch haben diese Kulturen in der ganz alten Zeit weniger befruchtend aufeinander gewirkt. Erst im 2. Jahrtausend v. Chr. haben die politischen Verhältnisse und die besseren Verkehrsverbindungen mit dem nahen Ägypten örtlich stärkeren ägyptischen Einfluß in der syrischen Kunst gezeitigt.

Die Einheitlichkeit der auf uns gekommenen Erzeugnisse subaräischer Kunst in den Motiven und in der Darstellungsart ist offensichtlich. Wir finden die gleichen Motive auf den Steinbildern des Tell Halaf und des Djebelet el Beda, in Tell Achmar am Euphrat, in Karkemisch und Sendjirli, in Saktschegözü, in Hama und Katna, in Mar'asch, in zahlreichen Orten Kleinasiens und in Assyrien. Die Darstellungen auf den Steinbildern stimmen zum Teil genau mit solchen auf Siegelzylindern und Siegelabdrücken aus Palästina, Syrien, Kültepe (aus dem 3. Jahrtausend), Kerkuk und Assur überein. Nicht umsonst hat G. Contenau diese letzteren gemeinsam behandelt und nebeneinandergestellt. Auch auf dem Tell Halaf gibt es ähnliche Zylinder. Wir finden im ganzen subaräischen Kulturkreis dieselbe Art der Darstellung für Götter, Göttersymbole und Dämonen; die gleiche Vorliebe für Mischwesen; Jagdszenen, Wagen und Reiterbilder; Sphinxe, bei denen zum Teil noch der Löwenkopf neben dem Frauenkopf vorkommt; denselben

Rassentyp und dieselbe Behandlung der Haar- und Barttracht. In zahlreichen Fällen stehen Gottheiten auf Tieren, und zwar immer auf denselben, dem Gott zugehörigen Tiergestalten. Seit den ältesten Zeiten bis in das 1. Jahrtausend v. Chr. sind die Motive der subaräischen Kunst in merkwürdiger Übereinstimmung geblieben. Der beste Beweis hierfür sind die Steinbilder des Djebelet el Beda, die in das 4. Jahrtausend zurückreichen. Eins zeigt einen Gott genau ebenso auf zwei Menschen stehend wie das Felsrelief von Jazylykaja bei Boghazköi, das kurz vor der Mitte des 2. Jahrtausends anzusetzen ist. Bei einem andern steht ein Gott auf einem Stier.

Auch Wirtschaftssteine und Schmuckgegenstände sowie die architektonischen Merkmale kehren in der ganzen subaräischen Kulturwelt als gemeinsames Gut wieder. Am auffälligsten ist die Verwandtschaft der ganz alten Buntkeramik in den verschiedenen Fundstätten des alten Subaräerlandes. Einzelne Motive der Topfmalerei kehren auch auf den Skulpturen wieder, so insbesondere auf denen des Tell Halaf.

So hat eine einheitliche subaräische Kultur mit ihrer besonderen Kunstrichtung in dem Gebiet bestanden, das sich aus den babylonischen Inschriften für das Subartuland ergibt. Diese war hier längst als ein einheitliches Ganzes fest eingewurzelt und abgeschlossen, als im Anfang des 2. Jahrtausends indogermanische Stämme, die sich selbst Nasier nannten, von Nordwesten her nach Vorderasien eindrangen und sich schließlich auf der kleinasiatischen Hochebene im Lande Chatti als Herren niederließen. Es gelang ihnen nach und nach, ihre Herrschaft über einen großen Teil des westlichen Subaräerlandes auszudehnen.

Von dem unterworfenen Kernlande Chatti entnahmen sie für den von ihnen begründeten Staat die Bezeichnung Chattiland, und ihre Herrscher nannten sich nunmehr „Könige vom Chattilande". Dem Namen „Hettiter" begegnen wir in der Bibel für die in Palästina ansässige Bevölkerung, die Abraham vorfand. Diese Bezeichnung hat schließlich für alle Bewohner des Chattireiches Geltung gewonnen, gleichviel welcher Rasse und Sprache sie waren, alle Einwohner Nordpalästinas und Syriens, die überwiegend Subaräer waren, wurden als „Hettiter" bezeichnet.

Bis vor kurzem war man allgemein gewohnt, die Kunst, die uns in den Steinbildern der Ausgrabungen von Sendjirli, Djerablus-Karkemisch,

Saktschegözü, Ujük usw. entgegentritt, alles Orte, die wenigstens zeitweise zum Machtbereich der Hettiterkönige gehörten, „hettitisch" zu nennen.

So ist die Vorstellung entstanden, als stamme die in Palästina, Syrien und Südkleinasien bodenständige uralte Kunst und Kultur von den nasischen, indogermanischen, sogenannten Hettitern, obwohl diese erst im 2. Jahrtausend das Chattireich eroberten. Diese irrige Annahme hat viel dazu beigetragen, daß man die Werke der subaräischen Kunst für viel jünger ansah, als sie es in Wirklichkeit sind.

Noch schwieriger ist die Frage der sogenannten hettitischen Bilderschrift. Wann sie entstand, ist unbekannt. Ihre Erfindung wird, wie ich überzeugt bin, irrtümlich, erst in die Zeit etwa des 12. Jahrhunderts gelegt und den Hettitern zugeschrieben. Einzelne Steinbilder, auf denen sie vorkommt, muten außerordentlich archaisch an, wie z. B. das Jagdbild aus Malatia oder der Teschup von Babylon. Sie gehören sicher in das 3. Jahrtausend. Ich bin mit andern der Ansicht, daß es unwahrscheinlich ist, die Erfindung einer so verwickelten, bis heute noch nicht entzifferten Schrift den indogermanischen Hettitern zuzuschreiben, denen die soviel leichtere und ganz allgemein im Vorderen Orient längst gebräuchliche Keilschrift bekannt war. Denn die kappadokischen Urkunden benutzen diese Schrift schon im 3. Jahrtausend, vor der Ankunft der Hettiter in Kleinasien. Die hettitische Bilderschrift ist meiner Meinung nach schon vor dieser Zeit, also spätestens im 3. Jahrtausend gebräuchlich gewesen. Infolge des Auftretens der Keilschrift sind die Hieroglyphen dann fast in Vergessenheit geraten. Das Wiederaufblühen der Bilderschrift in der späteren Zeit war vielleicht eine Reaktionserscheinung nach der Überwindung einer Fremdherrschaft zur Wiederbelebung alter Zeiten.

Es ist bedauerlich, daß wir vom Djebelet el Beda und aus der Buntkeramikschicht des Tell Halaf keinerlei schriftliche Dokumente haben. In der ältesten Zeit, bis um 2000, sind, wie ich annehme, Steinbilder auf dem Tell Halaf und auch in andern subaräischen Gebieten, wie in Sendjirli und Karkemisch, nicht mit Inschriften versehen worden. Im übrigen mag hier wie in anderen Teilen des subaräischen Gebietes damals auf vergänglichem Material geschrieben worden sein, das der Bodenfeuchtigkeit nicht standhalten konnte, oder auf einem Stoff, der, wie z. B. Bleistreifen, leicht Anreiz zu weiterer

Benutzung bot und deshalb verlorenging. Daß in einer so hoch entwickelten Zeit, die unsere Buntkeramik und die alten Steinbilder geschaffen hat, überhaupt nicht geschrieben wurde, erscheint mir ausgeschlossen, zumal wenn man die hohe Entwicklung des Kunstgewerbes und des Geisteslebens in jenen frühen Jahrhunderten in Betracht zieht, sowie den Umstand, daß im benachbarten Untermesopotamien und Elam, in der sumerischen Kolonie in Assur und in Ägypten schon um 3000 v. Chr. Schriftdenkmäler nachzuweisen sind.

Die Herkunft der indogermanischen Nasier, die sich nach ihrer Festsetzung im Chattilande selber als Hettiter bezeichnen, ist in Dunkel gehüllt. Wir wissen aus ihren Schriftdenkmälern, daß sie dem indogermanischen Sprachstamm, und zwar der sogenannten Kentumgruppe angehören. Daß sie nordischer Rasse waren, ergibt sich auch aus archäologischen Gründen: Steinbilder, die zur Zeit ihrer Herrschaft entstanden sind, wie das Kalksteinrelief des Torgottes aus Boghazköi, zeigen nordische Rassenmerkmale.

Die älteste Hauptstadt des Hettiterreiches war Kuschschar, das um die Mitte des 2. Jahrtausends von dem nicht weit entfernten Chattuschasch (dem heutigen Boghazköi) abgelöst wurde. Im 19. Jahrhundert v. Chr. eroberte der Hettiterkönig Murschilis I. Aleppo. In unaufhaltsamem Siegeszuge gelangte er weiter nach Untermesopotamien, wo er 1870 v. Chr. Babylon einnahm und die Hammurabi-Dynastie stürzte. Die Hettiter konnten sich jedoch in Babylonien nicht halten und fluteten nach Kleinasien zurück. Auf dem Hin- und Rückzuge kamen sie durch Obermesopotamien und berührten sicher auch das Chabur-Quellgebiet; aber auch hier vermochten sie sich nicht festzusetzen.

In diesem Zusammenhange drängt sich die Frage auf, wann und durch wen die alte Buntkeramikstadt des Tell Halaf endgültig zerstört worden sein mag und wann der Tell Halaf verlassen und Fecheria Hauptstadt wurde. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Kapara die Steinbilder aus der Buntkeramikschicht des Tell Halaf herausgeholt hat. Nun bestehen zwischen gewissen Fundstücken des Tell Halaf und denen aus Lagasch zur Gudeazeit, etwa 2300 v. Chr., Ähnlichkeiten, die darauf schließen lassen, daß sie ungefähr gleich alt sind. Schon aus diesem Grunde ist es nicht angängig, die

endgültige Zerstörung des Tell Halaf und die neue Zeit ohne Buntkeramik, Feuerstein und Obsidian so hoch hinauf wie etwa in die Eroberungszüge der Könige von Akkad (2751—2568) oder die nicht viel späteren der Gutäer anzusetzen. Dagegen ist es nicht ganz unmöglich, den Untergang des Tell Halaf den Kriegszügen der Hammurabi-Dynastie (2169—1870) zuzuschreiben. Leider wissen wir wenig über die Eroberungszüge der Sumerer, da ihre Inschriften meist nicht über geschichtliche Ereignisse berichten, sondern vor allem die Erbauung von Palästen und Tempeln verewigen. Die endgültige Umwälzung, Verlegung der Hauptstadt und ganz neue Richtung des Kunstgewerbes im Chabur-Quellgebiet, ist wohl nicht durch diese Eroberungszüge hervorgerufen worden. Aus den geschichtlichen Quellen wenigstens geht nicht hervor, daß sich die Sumerer längere Zeit in Obermesopotamien festgesetzt haben. Innere Umwälzungen können wohl auch kaum derartige Veränderungen hervorgebracht haben.

Da uns die Geschichte nicht genügend Anhaltspunkte gibt, müssen wir die kunstgewerblichen Erzeugnisse befragen. Durch die späteren Ausgrabungen in Fecheria hoffe ich, Klarheit zu erhalten. Jetzt schon geben die Fundstücke aus der Kapara-Stadt, also der jüngeren Schicht des Tell Halaf, welche die Mitanni-Residenz von Fecheria im 12. Jahrhundert v. Chr. abgelöst hat, wichtige Hinweise. Die Kleinkunstgegenstände aus der Kaparaschicht, vor allem die Keramik, haben große Ähnlichkeit mit Funden aus Assur aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends. Dieses läßt darauf schließen, daß sich in dem älteren Fecheria ähnliche Erzeugnisse aus der ersten und zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends vorfinden werden.

Folgende Entwicklung scheint mir einstweilen den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen zu können: Bis 2000, vielleicht bis 1870 v. Chr., bis zur Zeit also, als die indogermanischen „Hettiter“ die Tell-Halaf-Buntkeramikstadt auf ihrem Siegeszuge nach Südmesopotamien zerstörten, waren auf dem Tell Halaf und in der Umgegend ausschließlich Buntkeramik, Feuerstein- und Obsidianwerkzeuge im Gebrauch. Der Hettiterzug kehrte in Obermesopotamien Unterstes zuoberst. Und das hat sich eine zweite Welle von indogermanischen Einwanderern zunutze gemacht. Dies waren indogermanische Arier, die in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends zum erstenmal historisch greif-

bar werden und als Fürsten des Mitannilandes mit der Hauptstadt Waschukani im Chabur-Quellgebiet eine große Rolle spielen. Sie sind aber schon um 2000 von Nordosten her allmählich über Kleinasien nach Mesopotamien bis nach Syrien und Palästina vorgedrungen. Die Frage ist noch nicht geklärt, ob sie tatsächlich erst nach dem Eroberungszug des Hettiterkönigs Murschilis I., also nach etwa 1870 v. Chr., bis zum Chabur-Quellgebiet gelangt sind oder ob vielleicht sie es waren, die schon früher die alte Buntkeramikstadt des Tell Halaf zerstörten. Von Ninive, Assur und den umliegenden Gebieten, wo sie sich eine Zeitlang festgesetzt hatten, lernten die Mitannifürsten und ihr Anhang den Stil der dortigen Kleinkunst jedenfalls kennen und haben ihn dann nach dem Chabur-Quellgebiet gebracht. Das wird aber schon kurz nach 2000 v. Chr. oder gleich nach dem Einfall und dem Zurückfluten der Hettiterscharen Murschilis' I. geschehen sein, sicherlich aber nicht erst kurz vor der Blüte der Mitannikönige, der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. Wir müssen auch daran denken, daß um 2000 v. Chr., während und nach der Zeit der Handelskolonien, die von den Assyrern in Kleinasien und wohl auch in Obermesopotamien eingerichtet worden sind, die friedliche und kriegerische Ausbreitung von Assur die Assyrer jener Zeit leicht bis zum Chabur-Quellgebiet gebracht haben kann. Die arischen Indogermanen waren die Erben dieser Bestrebungen der von ihnen unterworfenen Assyrer. Während ihres Aufenthaltes in Ninive, also der Umgebung von Assur — wir wissen nicht, ob die Stadt Assur selbst jemals den Mitannikönigen untertan war — haben die arischen Einwanderer sich jedenfalls an die assyrische Kleinkunst des 2. Jahrtausends gewöhnt. Hier, auf ehemals subaräischem Gebiet, blühte damals ein Kunstgewerbe, das sehr stark von Babylonien beeinflußt war, aber sich doch in gewisser Hinsicht selbständig entwickelt hatte. Die Keramik war einfarbig und nicht mehr bemalt, trotzdem aber nicht unschön. Sie hatte andere Formen. Die Metallinstrumente aber waren gewiß wirkungsvoller und praktischer als die alten aus Stein.

Nachdem sich die Mitannifürsten im Chabur-Quellgebiet festgesetzt hatten, mögen sie nach der Verdrängung der uns noch unbekannten letzten Fürsten der Buntkeramikstadt des Tell Halaf, um den Beginn einer neuen Zeit zum Ausdruck zu bringen, vielleicht aber auch aus strategischen Gründen ihre neue Hauptstadt nach dem heutigen Fecheria

verlegt haben. Sie brachten eine neue Kleinkunst mit. Das Beispiel der regierenden Herren muß eine grundlegende Umwälzung im Kunstgewerbe veranlaßt haben. Die Buntkeramik wurde durch einfarbige Töpferware abgelöst, bei den Werkzeugen ersetzte man Feuerstein und Obsidian durch Bronze und Kupfer, das in größerer Menge als bisher aus Kleinasien, insbesondere aus den nahe gelegenen reichen Kupferminen von Arghana Maden bei Diarbekir, eingeführt wurde. Diese Minen gehören heute noch zu den bedeutendsten der Welt.

Wiewohl die Mitanni selbst Indogermanen waren, hatten sie mit den Hettitern nichts zu tun. Ihre Sprache gehört der sogenannten Satemgruppe, und zwar dem arischen Zweige an, sie waren also Ostindogermanen. Wir kennen noch um 1400 v. Chr. einen Fürsten des kleinen Staates Kelte bei Jerusalem, der nach seinem Namen Schuwardata als Nachkomme dieser Einwanderer anzusehen ist. Über die erste Zeit der Ostindogermanen in Vorderasien wissen wir nur wenig, geschichtlich treten sie erst im 15. Jahrhundert auf. Um diese Zeit hatte sich ein zu ihnen gehöriges Fürstengeschlecht zum Herrn über einen großen Teil des Subartulandes aufgeschwungen. Zahlreiche Kleinfürsten waren ihm untertan. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Hyksos, welche um 1700 v. Chr. Ägypten erobert und etwa 100 Jahre lang besessen haben, subaräische Völker, geführt von den Mitanniherrschern, gewesen sein. Unter der Herrschaft der Mitannifürsten ist zuerst ein bedeutendes einheitliches Reich auf subaräischem Boden nachzuweisen. Es trägt den Namen Mitanniland und umfaßte, wenigstens zeitweise, sicher Syrien, Obermesopotamien, einen großen Teil von Assyrien mit Ninive und kleinasiatische Gebiete. Ein Teil von Mitanni wurde Hurriland genannt, wovon die subaräische Sprache die Bezeichnung hurritisch erhielt. Die Hauptstadt des Mitannireiches, das heutige Fecheria, hatte den arischen Namen Waschukani. Die Dynastie des Hurriterlandes ist mit der Mitanni-Dynastie des 15. und 14. Jahrhunderts verwandt gewesen. Das Mitanniland reichte im Norden weit nach Kleinasien hinein, im Nordwesten waren die Hettiter seine Nachbarn, im Südosten stieß es an die Grenze Babyloniens, im Süden reichte es bis zum Euphrat. In den Ebenen am Euphrat lebten semitische Stämme: die Aramäer.

Zu den ältesten Nachrichten über die Mitanniherrscher und ihren Machtbereich gehört ein Tontafelbrief des Begründers dieser Dynastie, Schauschatar (um 1450 v. Chr.) an den Fürsten von Nuzi bei Kerkuk, aus dem sich ergibt, daß dieser von ihm abhängig war.

In derselben Art wie die Hettiter haben auch die Mitanniherren die Kultur, die Kunst und die Götter der unterworfenen Subaräer übernommen. Im Mitannilande wurde weiter subaräisch (hurritisch) gesprochen.

Der bekannteste König der Mitanni-Dynastie ist Tuschratta, ein Urenkel des Schauschatar und Zeitgenosse Amenophis' III. und IV. Die Hauptstadt seines Reiches war Waschukani. Ihre Lage ist bisher stark umstritten.

Schon lange hatte ich geglaubt, Waschukani in unserem Chabur-Quellgebiet vermuten zu sollen. Ich hatte zuerst an den Tell Halaf selbst gedacht. Namhafte Keilschriftforscher suchen aus philologisch-geographischen Gründen Waschukani in der Nähe von Guzana, von dem wir heute wissen, daß es auf den Trümmern des Tell Halaf stand. Auf Grund dieser Feststellung und unserer Arbeiten des Jahres 1929 bin ich schließlich zu der Ansicht gelangt, daß Fecheria das alte Waschukani birgt. Aber dieser Ort ist sicher weit älter als das 15. Jahrhundert.

Zur ersten Zeit des arischen Einfalles war das neugegründete Reich sicher größer als zur Zeit Tuschrattas, dessen Regierung bereits den Niedergang des Mitannilandes einleitet. Aber immerhin war sein Reich noch eine achtunggebietende Macht in Vorderasien. Die ägyptischen Pharaonen hielten enge Freundschaft mit ihm und seinen Vorgängern wohl hauptsächlich deshalb, um sie sich als Verbündete gegen die immer mehr aufkommenden Hettiterkönige von Chattuschasch-Boghazköi zu sichern.

In Keilschrifttafeln aus Tell Amarna ist uns ein reger Briefwechsel zwischen Tuschratta und den Königen der 18. Dynastie erhalten. Drei Mitanniprinzessinnen sind als Königinnen an den Pharaonenhof nach Theben gelangt. Eine Schwester Tuschrattas, Giluhepa, war mit Amenophis III. vermählt, und seine Tochter Tatuhepa mit Amenophis III. und IV.

Aber in dem Verhältnis zu Ägypten war das Mitannireich der schwächere Teil. Die Mitannikönige erhielten keine Frauen von den

Pharaonen. Wir lesen, daß sie reiche Geschenke, namentlich Wagen, nach Ägypten senden, aber immer wieder um Gold und Geld bitten.

Nach dem Tode Tuschrattas beginnt der Zerfall des Mitannireiches, in erster Linie wohl hervorgerufen durch das immer stärkere Anwachsen der Macht des Königs Schuppiluliuma von Chattuschasch, der eine Reihe von Vasallen des Mitannireiches in den Grenzländern an sich zog. Schon zu Tuschrattas Lebzeiten hatte Schuppiluliuma bei einem Kriegszug gegen Mitanni ohne Schwertstreich Waschukani eingenommen, da Tuschratta einer Schlacht auswich. Schuppiluliuma zog sich aber aus der Mitanni-Hauptstadt wieder zurück. Als Tut-ench-Amun etwa 1357 v. Chr. starb, wandte sich die Witwe des jungen Pharao nicht an den Mitannikönig, sondern an Schuppiluliuma mit der Bitte, ihr einen seiner Söhne als Gatten zu senden. Der Hettiterkönig jedoch zögerte mißtrauisch, und ehe er die Bitte erfüllt hatte, war die Macht der Witwe bereits gebrochen.

Tuschrattas Sohn Mattiuaza war mit einer Tochter Schuppiluliumas vermählt. Nach Tuschrattas Tod waren Thronstreitigkeiten entstanden, in die Schuppiluliuma eingriff, um seinen Schwiegersohn zu stützen. Wir besitzen historisch und kulturgeschichtlich außerordentlich wichtige Verträge zwischen Schuppiluliuma und Mattiuaza. Aber bald nach Mattiuazas Tode (um 1360 v. Chr.) zerstörten die Hettiter Waschukani und gaben damit dem Mitannireich einen tödlichen Stoß.

Ein Reststaat, dessen Hauptstadt das unweit nördlich gelegene Taidi wurde, konnte sich, eingekeilt zwischen den Hettitern im Westen und den neuaufkommenden Assyrern im Osten, nicht halten. Taidi wurde im Jahre 1308 von dem Assyrerkönig Adad-nirari I. (etwa 1310—1281) eingenommen und zerstört. Damit verschwindet das Mitannireich aus der Geschichte.

Ebenso wie die Grundbevölkerung und die Sprache des Mitannilandes subaräisch waren, ist es auch seine Kultur und Kunst gewesen und geblieben. Wohl wurden, wie wir sahen, im kleinen Kunstgewerbe neue assyrisch-babylonische Stilformen eingeführt, aber das alte Pantheon und die alten religiösen Vorstellungen blieben bestehen. Die Mitanni ihrerseits haben wohl wenig mitgebracht, abgesehen von ihrer Kenntnis in der Pferdehaltung und allem, was mit Pferden zu tun hat. Die Fahrkunst fanden sie schon vor. In Südbabylonien bestand sie

schon zur Zeit des altsumerischen Ur. Ihr Sprachschatz bereicherte den subaräischen, und sie behielten auch — neben den neuangenommenen, in Subartu bodenständigen — ihre eigenen „indischen" Gottheiten bei, nämlich Mitra, Indra, Varuna und die Nasatya, die, wohl als Hausgötter der königlichen Mitannifamilie, bei den Verträgen Mattiuazas mit Schuppiluliuma als Zeugen aufgeführt werden.

Nach dem Untergang des Mitannireiches kreuzten sich in Syrien und Obermesopotamien die Interessen der damaligen drei Großmächte: Ägyptens, des Hettiterreiches und des immer mehr aufkommenden Militärstaates der Assyrer. Letztere konnten sich trotz der Eroberung Taidis im oberen Mesopotamien noch nicht dauernd halten. Der Nachfolger Adad-niraris I., Salmanassar I., und andere Könige kämpften in der Folgezeit mit Subaräern und Hettitern im Westen. Die Ägypterkönige der 19. Dynastie suchten immer energischer Fuß in Syrien zu fassen, aber im Jahre 1308 machte die Schlacht von Kadesch (Tell Nebbi-Mindu, südlich von Homs) gegen den Hettiterkönig Muwatallu dem Vordringen Ramses' II. nach Nordsyrien und Mesopotamien ein Ende, wiewohl er den Tag als großen Sieg pries. Auch die Hettiter waren durch diese Schlacht sehr geschwächt worden. Sie konnten ihrerseits in Obermesopotamien nicht die Oberhand behalten. Schließlich ging ihr Reich gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch den Vorstoß neuer indogermanischer Stämme in Kleinasien, der Thraker, Phryger und Armenier, zugrunde, die sich hier neue Wohnstätten erkämpften. So war für Assyrien der Weg nach Westen geöffnet, als eine neue Machtgröße auf dem Schauplatz erschien: die Aramäer.

Diese sind semitische Nomaden. Wir wissen jedoch nicht, woher sie gekommen sind. B. Moritz sucht ihre Heimat in Südarabien.

Die Nachrichten über die früheste Geschichte der Aramäer gehen auf das Alte Testament zurück. Es muß alter Brauch gewesen sein, Jakob und seine Vorfahren zu den Aramäern zu rechnen (vgl. 5. Mose 26,5, wo Jakob ein „verkommener Aramäer" genannt wird). Abrahams Vater Terach wanderte mit seiner Familie etwa im Anfang des 2. Jahrtausends von Ur in Chaldäa nach Harran aus. Von dort zog Abraham im Alter von 75 Jahren auf Gottes Geheiß nach Kanaan. In Harran ist die Erinnerung an Laban und seine Schwester Rebekka noch lebendig. In Urfa habe ich eine Reihe neuer Sagen

sammeln können, die Abrahams Beziehungen zu dem assyrischen König Nimrud behandeln.

Die außerbiblischen Quellen, so auch die Tell-Amarna-Briefe, kennen die Nomadenstämme der syrischen Wüste seit dem 14. Jahrhundert unter dem Namen Achlamu. Die Achlamu machten den Großmächten Vorderasiens viel zu schaffen und hinderten vielfach den Verkehr zwischen dem Hettiterreich und Babylonien. Die Assyrer lagen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in ständiger Fehde mit ihnen. Unter dem assyrischen König Tiglat-Pilesar I. (um 1100) werden, für uns bisher zum erstenmal greifbar, aramäische Achlamu genannt, die südlich des Euphrat im Nordwesten Babyloniens hausten. „Achlamu" wird wohl ähnlich dem späteren Wort „Beduinen" der Oberbegriff für Nomaden sein.

Nach dem Niedergange des Mitannireiches müssen trostlose Verhältnisse in Obermesopotamien entstanden sein. Da sich die Nomadenvölker solche Zeiten des Tiefstandes politischer Verhältnisse, in denen Städter und Bauern nicht genügend geschützt werden können, stets zunutze gemacht haben, um sich mit ihren Herden aus den Steppen Arabiens nach Norden vorzuschieben, so werden auch seit dem 13. Jahrhundert aramäische Beduinen in das Chaburgebiet und seine kultivierten Nachbarländer eingedrungen sein. Von jeher war das Gebiet zwischen Belich und Chabur südlich des Djebel Abd el Aziz und seiner westlichen Ausläufer — ebenso wie südlich des Sindjar — lediglich Weideland. Obwohl ich auf meinen Forschungsreisen diese Gebiete durchkreuzt habe, habe ich hier, abgesehen von der nächsten Nähe des Belich und Chabur, keine auch nur einigermaßen beachtenswerte Tells als Reste größerer alter Städte gefunden, während die zahllosen Ruinenstätten am Südabhang und im Norden des Abd-el-Aziz-Gebirges und Sindjar bis zu den Kurdischen Bergen hin beweisen, daß dieses Gebiet immer Kulturland gewesen ist. Zur Zeit von machtvollen Herrschern im Chabur-Quellgebiet konnten sich die Nomadenvölker der Steppen am Euphrat nicht rühren. Aber nach dem Untergang von Taidi muß es für sie ein leichtes gewesen sein, das nördliche Kulturland nach und nach zu durchdringen. Unter ihnen mögen die Aramäer allmählich die Oberhand gewonnen haben; sie sind es jedenfalls, die schließlich das Erbe der Mitannikönige antraten.

Seit Urzeiten bis zur Gegenwart haben wir Beispiele dafür, daß Nomaden in Kulturgebieten, in denen sie sich zu Herren aufwerfen können, seßhaft werden und sich nach und nach mit den Eingeborenen vermischen. Denken wir nur an das Auftreten Abrahams und seiner ersten Nachkommen. Die Verhältnisse, die in der Erzählung von dem Blutbad von Sichem (1. Mose 35) geschildert werden, erinnern vollkommen an das Beduinenleben, und so wird auch das Leben der Aramäer gewesen sein. Auch in der Zeit des Islams ist eine Reihe kleinerer und größerer arabischer Dynastien von früher nomadisierenden Beduinenschechs begründet worden.

In derselben Art schuf im 12. Jahrhundert v. Chr. ein aramäischer Schech aus den Trümmern des Mitannireiches einen Staat, dessen Mittelpunkt wieder das Chabur-Quellgebiet wurde. Er wählte aber nicht mehr die ehemalige Mitannihauptstadt Waschukani, sondern die uralte, zum Ruinenhügel gewordene Buntkeramikstadt des Tell Halaf als Residenz, wohl um dadurch nach altorientalischem Brauch zum Ausdruck zu bringen, daß eine neue Zeit begonnen habe. Er hat die sicher noch erkennbaren Mauerwälle benutzt, um darauf seine neue Stadtmauer zu setzen. Auf dem früheren Burghügel wurde von dem neuen Städtegründer mit dem Bau von Palästen begonnen. Nicht lange darauf — dies ergibt sich aus dem archäologischen Befund — hat dann ein Nachfolger sein Werk fortgesetzt und die von uns 1911—13 ausgegrabenen Bauten vollendet. Er hieß Kapara, Sohn des Hadianu. Er hat seine Inschriften in die alten Steinbilder eingegraben, die er aus der Buntkeramikschicht hervorholte und zum Schmuck des Tempelpalastes verwendete.

Professor Meißner nimmt aus philologischen Gründen an, daß die Inschriften Kaparas in das 12. Jahrhundert anzusetzen sind. Hierzu stimmen auch die Kleinfunde in der Kaparaschicht und die Ansicht von B. Landsberger, daß das Auftreten der Aramäer in Mesopotamien bis in das 12. Jahrhundert, aber nicht höher, nachweisbar ist. Danach ist wohl Kapara oder sein Vater der erste Aramäerkönig in Obermesopotamien gewesen.

Die Dynastie Kaparas war, wie die Inschriften zeigen, selbständig, denn sie enthalten keinen Hinweis darauf, daß er von einem fremden Herrscher abhängig war, wie das beispielsweise später bei dem von

dem assyrischen Königssitz viel weiter entfernten aramäischen Fürsten von Sendjirli der Fall gewesen ist, der sich als Knecht des Assyrerkönigs bezeichnet.

Wie die Hettiter und die Mitanniherren, haben auch diese aramäischen Eindringlinge die alteingesessene subaräische Kultur, Kunst und Götterlehre von den eingeborenen Subaräern übernommen. Von diesen haben sie ihre großen Bauten und vor allem den Tempelpalast aufführen lassen, der infolgedessen naturgemäß im Stil des alten subaräischen Hilanibaues erstand. Ebenso werden eingeborene Arbeiter die wiederverwendeten alten Steinbilder zurechtgemacht und angelegt sowie die riesigen Götterfiguren wieder auf die Tierkolosse der Vorderfassade zur Tragung des Dachgebälkes aufgestellt haben.

In der Schicht der Kaparazeit finden wir assyrisch-babylonische Töpferware, wie sie schon von den Mitannileuten in Fecheria geübt wurde. Dahingegen sind die übrigen Geräte des täglichen Lebens, Steinschalen, Mörser, Keulen, Kampfkugeln, aber auch Goldsachen vielfach noch altsubaräisch. Zum Teil ist einzelnes, wie die Steingeräte, aus der alten Buntkeramikschicht hervorgeholt und wieder verwendet worden, zum Teil schufen die Handwerker Neues in dem auch durch die Mitannizeit nicht unterbrochenen alten Stil.

Die Aramäer haben ihre semitische Sprache bewahrt. Als Schrift haben sie wohl in erster Linie die Keilschrift benutzt, aber auch noch die aramäische. Auf den Steinbildern hat Kapara nur kleine Keilschriftinschriften hinterlassen, die sicher von eingeborenen Steinmetzen eingemeißelt wurden. Da wir auch in der Kaparaschicht nichts Schriftliches über Vorgänge des täglichen Lebens oder Briefe fanden, ist anzunehmen, daß auch die Aramäer wie ihre Vorgänger im Chabur-Quellgebiet vergängliche Stoffe, vielleicht Pergament oder Papyrus, zum Schreiben benutzt haben. Wie bereits erwähnt, kratzten sie auch auf Tonklumpen ihre Inschriften in eigener Sprache ein, wie die auf dem Tell Halaf gefundenen Tonoliven der späteren Guzana-Zeit beweisen (vgl. Anhang V). In der Kaparaschicht fanden wir ein kleines Kalksteinaltärchen mit einigen wenigen, leider nicht entzifferbaren altsemitischen Schriftzeichen.

Die Aramäer waren Nomaden oder vielmehr Halbnomaden, aber ohne Zweifel unverbraucht und von urwüchsiger Kraft. Von mit-

gebrachtem Kulturgut haben sie nichts als ihre Sprache und Schrift der eingeborenen Bevölkerung — den Subaräern, die allerdings sicher zum Teil nicht mehr rasserein geblieben waren — aufdrängen können. Das Aramäische wurde nach und nach die Hauptsprache der von ihnen unterjochten Völker und verbreitete sich weit im Vorderen Orient. Auch Jesus Christus hat aramäisch gesprochen. Die Aramäer haben augenscheinlich auch keine ihrer früheren Gottheiten beibehalten, vielmehr ganz den subaräischen Pantheon angenommen.

Die Aramäer haben sich übrigens in jener Zeit nicht nur in Obermesopotamien, sondern vor allem auch in Nordsyrien festsetzen können, wo die Hettiter von Boghazköi früher die Oberherren waren. Auch hier haben sie eigene Fürstentümer in den Hauptstädten früherer subaräischer Kleinstaaten gegründet.

Die Herrschaft der Kapara-Dynastie dürfte nur von kurzer Dauer gewesen sein, denn ihre Stadt und ihre prächtigen Paläste wurden sehr bald, und zwar wahrscheinlich durch Tiglat-Pilesar I., den machtvollen König von Assyrien, um 1100 v. Chr. zerstört. Dieser erzählt in seinen Kriegsberichten von dauernden Kämpfen gegen die Aramäer, die er vom Chabur bis nach Karkemisch „in einem Tage" zurückgetrieben habe. Seine Eroberungen in unserem Gebiet waren jedoch nur vorübergehend. Zur Zeit des Assyrerkönigs Adad-nirari II. (911—891) wird wieder von einem aramäischen Reich in Obermesopotamien unter einem Fürsten namens Abi-salamu (Absalom) berichtet. Es wird „Guzana" genannt. Das ist das erstemal, daß uns dieser Name für den Tell Halaf und sein Gebiet begegnet. Im Laufe des 9. Jahrhunderts ist dann das Chabur-Quellgebiet ebenso wie das übrige Obermesopotamien und Nordsyrien endgültig unter assyrische Herrschaft gelangt. 808 ließ Semiramis, die Mutter Adad-niraris III., Guzana für ihren unmündigen Sohn erobern oder vielmehr wiedererobern, nachdem es sich wieder einmal hatte selbständig machen können.

So war das Chabur-Quellgebiet unter dem Namen Guzana zu einer assyrischen Provinz geworden. Es hatte jetzt keinen eigenen Fürsten mehr, sondern einen assyrischen Statthalter als Oberhaupt. Im Jahre 793 v. Chr. erscheint zum erstenmal ein solcher Statthalter von Guzana namens Mannu-ki-Aschur als assyrischer Eponym. In Assyrien bezeichnete man nämlich jedes Jahr nach dem Namen eines

hohen Beamten, des sogenannten Eponymen. Verzeichnisse, die diese Namen der Reihe nach anführen, nennt man Eponymenlisten.

Leider hat uns der Tell Halaf nur eine beschränkte Anzahl von Keilschrifttontafeln geschenkt. Die ältesten, aus dem 8. Jahrhundert, wurden in einem Topf gefunden. Sie sind für uns deshalb besonders wichtig, weil sie den Namen Guzana für die jüngste, vorhellenistische Tell-Halaf-Stadt nachweisen. Mehrere Tafeln enthalten Befehle des königlichen Hofes an Mannu-ki-Aschur, der ausdrücklich als Statthalter von Guzana bezeichnet wird.

Ein zweiter, jüngerer Fund gehört dem 7. Jahrhundert an. Er besteht wieder aus Keilschrifttafeln und einigen aramäischen Tonoliven, wie sie auch in Assur gefunden wurden. (Vgl. Anhang IV.)

Auf diesen keilschriftlichen und aramäischen Tontafeln sind die Eigennamen teils assyrisch, teils aramäisch geschrieben. Sie decken sich in vielen Fällen genau mit den Namen in den Zensuslisten der Stadt Harran und ihrer Umgebung aus dem 7. Jahrhundert. Aus den Tontafeln ergibt sich im übrigen, daß (wie nicht anders zu erwarten war) assyrische Gedankengänge auch in Guzana eingezogen waren. Die Hauptgottheiten sind jedoch geblieben: der Hauptgott Teschup, auf assyrisch „Adad", der in Guzana wohnt, und der Sonnengott Schamasch. Auch die weibliche Gottheit Hepet, die der assyrischen Ischtar entspricht, ist auf Siegelzylindern dieser Zeit nachgewiesen.

Die altsubaräischen Bewohner waren insofern aramäisiert worden, als sie allmählich die aramäische Sprache und aramäische Namen neben assyrischen angenommen hatten. Das ist nicht verwunderlich, denn seit jeher haben unterjochte Völker hin und wieder ihren Kindern die Namen ihrer Eroberer gegeben. Als die letzten hierher verdrängten Reste der uralten subaräischen Bevölkerung der obermesopotamischen Ebene sind die christlichen Sektierer der Kurdischen Berge anzusehen, vor allem solche an den Südabhängen bei Mardin: sie sind die Überbleibsel der eingeborenen alten Bevölkerung, die ihre Rasse viel reiner erhalten haben als die dortigen Mohammedaner. Kopfbildung und Gesichtsform dieser Christen erinnern vielfach an die ältesten Tell-Halaf-Darstellungen. Sie haben übrigens noch heute vielfach assyrische Namen wie Sanherib und Nimrud. Die griechischen Namen, die man bei ihnen auch findet, stammen aus der späteren hellenistischen Zeit.

Gegen Ende des 8. Jahrhunderts war das Chabur-Quellgebiet schon so fest in das assyrische Reich eingegliedert, daß man es wagen konnte, fremde Völker, die man aus ihrer Heimat fortgeführt hatte, dorthin zu verpflanzen. Das Alte Testament berichtet, daß der Assyrerkönig Sargon nach der Zerstörung von Samaria (722 v. Chr.) Israeliten am Chabur, am Flusse Gozans (Guzana) und in den Städten Mediens ansiedelte.

Aber Guzana hatte damals nicht mehr die frühere Bedeutung der Stadt Kaparas. Nur noch ein Teil von Stadt und Burg sind in der Guzanazeit bebaut gewesen. Wir fanden die Steinbilder seines Tempelpalastes 3000 Jahre später genau so an Ort und Stelle, wie sie bei der Zerstörung hingefallen waren. Die zusammengesunkenen Lehmziegelmauern bedeckten sie noch immer. Nur wenige Zentimeter über den Resten der Fassadensteinbilder am Tempelpalast lag schon die Erdoberfläche. Die Hauptbauten der späteren Siedler befanden sich an einer andern Stelle des Hügels.

Auch das benachbarte Waschukani-Fecheria hat bis in die assyrische Zeit hinein bestanden. Unter Adad-nirari II. um 900 v. Chr. erscheint es unter dem Namen Sikani.

Das weitere Schicksal des Chabur-Quellgebiets deckt sich mit dem des assyrischen Staates. Dieser fiel 612 den vereinigten Truppen der Meder und des neubabylonischen Reiches zum Opfer. Der Versuch des letzten assyrischen Königs, Assur-uballit II., sich in Obermesopotamien, in Harran, festzusetzen, mißlang. Mit dem Jahre 606 verschwindet das einst so mächtige Assyrien ganz aus der Geschichte. Der Norden Mesopotamiens wurde dem medischen und danach dem von Cyrus begründeten persischen Weltreich angegliedert.

Die Perserzeit hat am Tell Halaf keine wesentlichen Spuren hinterlassen. Anders die Zeit Alexanders des Großen und der Diadochen. So finden wir auf der Burg Häuser mit Badeanlagen, eine große Anzahl von sogenannten Rhodos-Weinamphoren mit griechischen Inschriften auf den Henkeln und im Stadtgebiet zahlreiche Kastengräber.

Erst in der späteren römischen Zeit erhält das Chabur-Quellgebiet wieder geschichtliche Bedeutung. Sein Hauptort hat sich bei den nördlichen Chaburquellen entwickelt und heißt jetzt Resch Aina. Auf den Ruinenstätten von Waschukani-Fecheria glaube ich die Spuren eines

Militärlagers und eines Amphitheaters zu erkennen. An dem Teich einer starken Schwefelquelle unweit des Zusammenflusses der beiden Chaburarme fanden wir Mauerreste eines römischen Bades. Unweit westlich des Tell Halaf und der ersten südlichen Chaburquelle, Ain el Beda, stehen noch Mauerteile einer Römerbrücke über den Djirdjib Abu Daradj. Wir wissen aus einer spätrömischen Routenkarte, der Tabula Peutingeriana, daß Ras el Ain der Knotenpunkt einer großen Anzahl alter Straßen war. Während meiner Forschungsreisen habe ich viele dieser Straßen und eine Reihe der zu ihrem Schutz errichteten römischen Militärstationen aufgefunden.

Infolge des schimpflichen Friedens, den Kaiser Jovian 363 n. Chr. mit den Parthern abschloß, rückte die Ostgrenze des römischen Reiches vom Tigris bis an den Djaghdjagh zurück, den von Nisibin kommenden Nebenfluß des Chabur. Nunmehr wurde Resch Aina der wichtigste Grenzort. Im Jahre 373 wurde es von Kaiser Theodosius zur Stadt erhoben und stark befestigt. Es führte seitdem den Namen Theodosiopolis. Die Festung war mit einer großen Garnison belegt, wie aus der Notitia Dignitatum hervorgeht, einem Verzeichnis der zivilen und militärischen Amtsstellen des spätrömischen Reiches.

Das Chabur-Quellgebiet spielte auch in der christlichen Kirchengeschichte eine Rolle. Hier begegneten sich die beiden neuentstandenen syrischen Kirchen, die Nestorianer und die Jakobiten, die beide in Resch Aina einen Bischof hatten. Die syrischen Schriftsteller nennen viele Kirchen und Klöster in dem Gebiet zwischen dem Djebel Abd el Aziz und den Kurdischen Bergen. Ich habe eine Anzahl davon entdecken können.

Als später die islamischen Heere unter dem Kalifen Omar, dem zweiten Nachfolger des Propheten (634—644 n. Chr.) ihren Siegeszug in Mesopotamien begannen, fanden sie im Chaburgebiet keinen Widerstand. Resch Aina wird friedlich eingenommen worden sein. Nunmehr entwickelte sich eine arabische Stadt vornehmlich im Norden der römischen. Sie behielt den alten Namen, wenn auch in der arabisierten Form Ras el Ain, und hatte auch weiterhin eine starke christliche Bevölkerung.

Unter den Abbasiden war Ras el Ain eine wichtige Karawanenstation zwischen Bagdad und der Sommerresidenz der Kalifen in Rakka. Es scheint aber, daß die Kalifen den Sommer gelegentlich

auch in Ras el Ain verbracht haben. In dieser Zeit wurden sogar Münzen in Ras el Ain geprägt. Die Erinnerung an die damalige Blütezeit hat sich heute in dem Namen „Abbasije" für die Reste der alten islamischen Stadt erhalten.

Eine Nachblüte erlebte Ras el Ain unter der Herrschaft der Ejubiden, der Dynastie Saladins (1169—1250), und der kunstliebenden Ortukiden von Mardin (1108—1408).

Das Chaburtal hatte im arabischen Mittelalter hohe Bedeutung für die Baumwollkultur, die die Spinnereien und Webereien von Mosul und in Armenien mit Rohstoffen versorgte. Der Name Musselin für feine Baumwolltücher, die die Kreuzfahrer nach Europa brachten, stammt von der Stadt Mosul (arabisch Musil). Auch das Wort „Coton" für Baumwolle, das sich in den meisten europäischen Sprachen eingebürgert hat, ist arabisch, geht aber auf ein altes assyrisches Wort zurück.

Die Glanzzeit von Ras el Ain wurde durch den Einbruch der Mongolen seit 1259 n. Chr. stark beeinträchtigt. Unter Timur Lenk wurde die Stadt vollkommen zerstört. Aus Wut über die lange Belagerung des sich verzweifelt wehrenden Bergstädtchens Mardin (1400—1401) verwüstete Timur die fruchtbaren Ebenen Obermesopotamiens mit ihren zahlreichen blühenden Dörfern und Städten und ließ die ganze Bevölkerung niedermachen. Die Biographen des Tatarenfürsten berichten von den Pyramiden des Todes, die er auch hier aus den Schädeln der Getöteten errichten ließ.

Seit dieser Zeit sind die Fruchtebenen Obermesopotamiens zur Wüstensteppe ohne jede feste Niederlassung und zum Weide- und Streifgebiet nomadisierender Araber geworden, die aus dem Süden einbrachen. Im Norden, am Wüstenrand, ließen sich halb seßhafte, halb nomadisierende Kurden nieder.

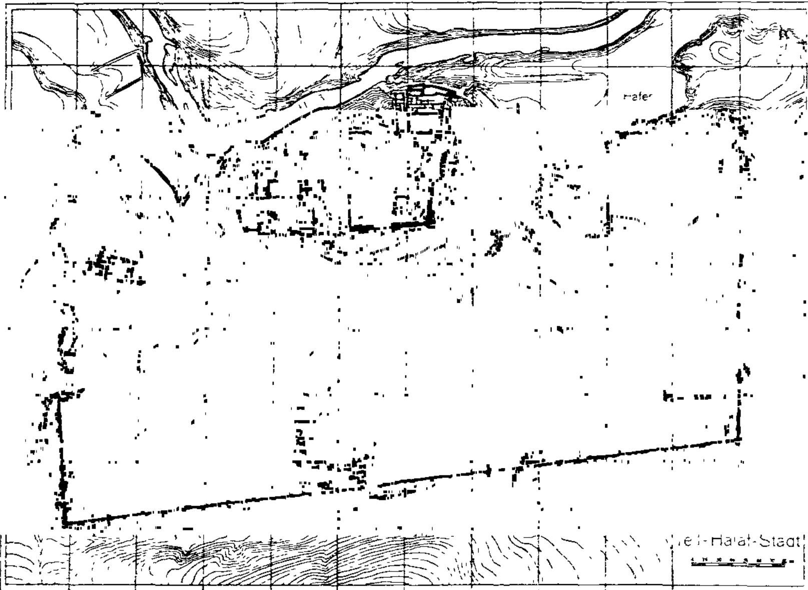
Die osmanische Herrschaft hat an diesem Zustand nichts geändert. Erst in der allerjüngsten Zeit hat sich an der nördlichen Chaburquelle das erwähnte Tschetschendörfchen und nach dem Weltkrieg die französische Militärstation mit dem Marktflecken Ras el Ain entwickelt.

III.

Die alte Tell-Halaf-Stadt

*

Die alte Tell-Halaf-Stadt umfaßt das Stadtgebiet mit der Burg und die Vorstädte. Die eigentliche Stadt hat die Form eines Rechtecks, dessen Längsseiten von Westen nach Osten verlaufen und etwa



1000 Meter lang sind. Die Breite mißt etwa 600 Meter, so daß sich eine Stadtfläche von rund 60 Hektar ergibt. Im Norden erhebt sich, mehr nach der Westecke zu, unmittelbar am Chabur der mächtige Burghügel, der eigentliche Tell Halaf. Im Westen und Osten dehnen sich große Vorstädte aus.

Der höchste Punkt des Burghügels liegt gegenwärtig ungefähr in der Mitte. Er erhebt sich 26 Meter über dem angenommenen Nullpunkt, dem Spiegel der Hauptquelle der Stadt, die am Fuße des Burghügels entspringt. Dieser Spiegel ist nur wenig höher als der Wasserspiegel des Flusses zur Sommerzeit. Von Osten nach Westen ist der Burghügel etwa 330 Meter lang. Die Breite über die Spitze gemessen ist etwa 200 Meter, an der Ostmauer entlang etwa 280 Meter. Im Westen ist der Hügel nur noch etwa 150 Meter breit, da der Chabur im Laufe der Jahrtausende im Nordwesten größere Teile von ihm und dem angrenzenden Stadtgebiet weggerissen hat. Im großen und ganzen wird aber der Fluß damals denselben Lauf wie heute gehabt haben, denn er ist durch die Quellen festgelegt, die in und an seinem Bette liegen.

Bei meinem ersten Besuch im Jahre 1899 standen die Lehmhäuser des Tschetschen Sogh Ahmed auf der Nordostecke des Hügels. Er siedelte sich später aus Sicherheitsgründen auf der andern Chaburseite, näher nach Ras el Ain zu, an.

Auf dem höchsten Punkt des Hügels befand sich damals das Grab, in dem jener Tschetschen schließlich seine Ruhe gefunden hatte, dessen erste Bestattung über dem Tempelpalast Kaparas der Anlaß für die Entdeckung der Steinbilder des Tell Halaf gewesen war.

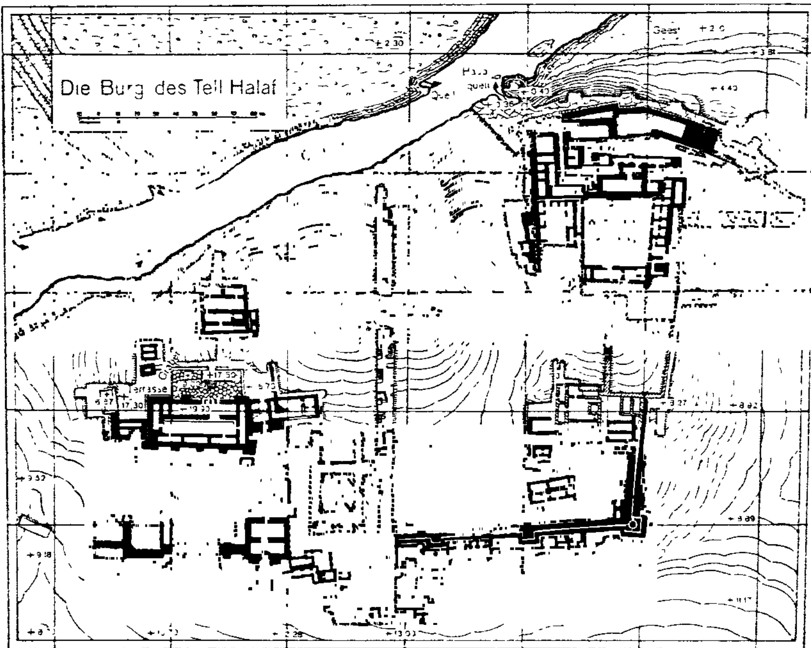
In der Zeit von 1899 bis 1911 waren neben diesem Grab zahlreiche Tschetschen und Beduinen beigesetzt worden, so daß aus religiösen Gründen von einer Ausgrabung der Hügelkuppe abgesehen werden mußte. Wir führten jedoch breite und tiefe Suchgräben von Norden und Süden bis an den Gipfel heran und konnten feststellen, daß sich die Kuppe erst in verhältnismäßig junger Zeit gebildet hat. In alter Zeit waren die höchsten Punkte des Hügels im Nordosten, beim Wohnpalast Kaparas, und im Westen, an der Stelle des Tempelpalastes, unter dem die Buntkeramik in so reicher Menge liegt.

Wir haben in unserer ersten Grabungskampagne 1911—1913 vor allem die Bauten freigelegt, die zu der zweiten Glanzzeit des Tell Halaf gehörten, als das aramäische Fürstengeschlecht Kaparas hier seine Hauptstadt baute.

Burg und Stadt grenzen im Norden an den Chabur, der dort einen natürlichen Schutz bildete. Die Mauern von Burg und Stadt

schützen die drei übrigen Seiten. Ihr Zug ist rechteckig angelegt und ungefähr nach den Windrichtungen orientiert. Die Burgmauer wurde von drei Toren durchbrochen, dem Südtor im westlichen Teil der Südmauer und zwei Toren im östlichen Teil der Nordmauer am Fluß.

Durch das Südtor, unter dem sich eine ältere, wohl von Kaparas Vater errichtete Toranlage befand, gelangte man zum Tempelpalast. Es ist der wichtigste Bau der Kaparazeit, der Regierungspalast und

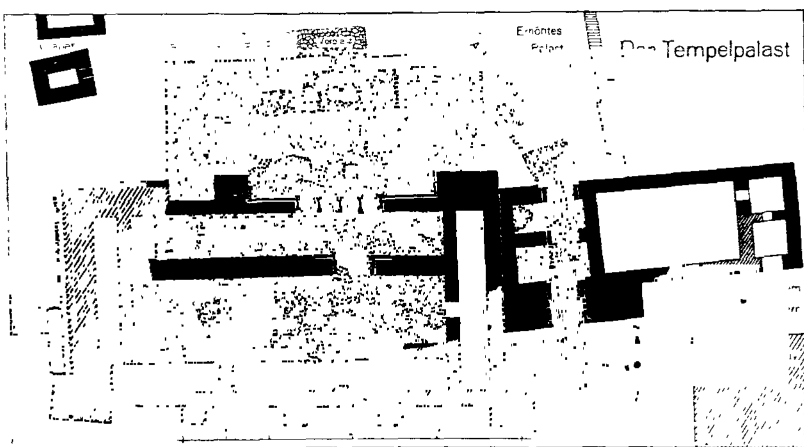


gleichzeitig der Tempel seiner Hauptgottheiten. Der Zugang erfolgte auf einer ansteigenden Straße, die in die Toranlage des Tempelpalastes mündete.

Der Eingang war von zwei Steinbildern flankiert, Mischwesen von Mensch, Skorpion und Vogel, und wir nannten es deshalb „Skorpionentor". Hinter diesem Tor stieg die Straße weiter an, bog dann nach links, also nach Westen, und führte auf einen kleinen Vorplatz. Auf diesem wandte man sich nach Süden und gelangte über ein Vorhöfchen und eine Freitreppe auf eine große Terrasse. Hier

erhob sich der gewaltige, mit Reliefplatten geschmückte Teil der Nordfassade des Tempelpalastes. Er war beiderseits durch eine Turmvorlage abgeschlossen und enthielt den breiten Haupteingang, in dem drei Riesengötterbilder auf Tierkolossen standen und karyatidenartig das Gebälk trugen.

Durch diesen Eingang betrat man zunächst einen verhältnismäßig schmalen Querraum und dann durch eine zweite, gleichfalls von Steinbildern an den Leibungen flankierte Toröffnung den ebenfalls querliegenden Hauptraum des Tempelpalastes, die Mittelhalle. Kleinere



Räume schlossen sich seitlich und rückwärts an. Der Tempelpalast stand hoch über der Stadt auf einem Unterbau, der im Süden von fünf mächtigen Bastionen gestützt wurde. Sowohl an der Südfront als auch am südlichen Teil der Ost- und Westfronten dieses Unterbaues war ein Sockel von kleinen, aufrecht stehenden Reliefplatten. Die Mauern des Tempelpalastes Kaparas fußten auf den Resten des alten Baues mit gleicher Grundrißanlage, der sich auf die Buntkeramikschicht gründet. Der ältere Bauherr war wohl der erste König der aramäischen Dynastie, vielleicht der Vater Kaparas, denn Kapara schreibt in seinen Inschriften: „Was mein Vater (an diesem Palast) nicht getan hat, ich habe es getan!"

Auf der Terrasse vor der Hauptfassade wurden den Göttern Opfer dargebracht. In der Mittelhalle führte der König wahrscheinlich seine

Regierungsgeschäfte. Wir fanden hier einen niedrigen Bronzewagen, der vielleicht ein fahrbarer Feuerherd oder ein Kultwagen gewesen ist.

Der Tempelpalast ist ein sogenanntes Hilani, eine Bauform, die der subaräischen Kultur angehört und auch vor allem in Sendjirli und Karkemisch vorgefunden worden ist. Das Kennzeichen des Hilani sind zwei hintereinanderliegende, durch eine Toröffnung verbundene Breiträume, deren vorderer vom Vorplatz aus durch einen besonders großen Durchgang zugänglich ist. Dieser Durchgang ist anderwärts nur durch eine oder zwei Säulen geteilt, die den Türsturz tragen. Zur Seite und hinter den Breiträumen liegen weitere kleinere Räumlichkeiten.

Die Assyrer haben die Bauform unter der Bezeichnung „Hilani" für kleine, ausgesprochen fremdartige Gebäude angewandt, so in Chorsabad und Kujundjik (Ninive). In einer Inschrift des assyrischen Königs Sargon heißt es von einem solchen Gebäude: „Errichtet nach Art eines Ekal des Hettiterlandes, das man in der Sprache des Westlandes ein Hilani nennt".

Nirgendwo ist der Durchgang an der Vorderfassade des Hilani derartig monumental gestaltet wie auf dem Tell Halaf.

Die Hilani, die wir bisher aus dem subaräischen Kulturkreis kennengelernt haben, gehören in das 10. und 9. Jahrhundert, sind also sämtlich jünger als der Kaparabau, der aus dem 12. Jahrhundert stammt.

Nordwestlich des Tempelpalastes liegen zwei Grabanlagen. Die ältere reichte in die Buntkeramikschicht hinab, war durch die große Terrasse Kaparas überdeckt und vollkommen unversehrt. In ihr wurden Gold-, Elfenbein-, Kupfer- und andere Gegenstände gefunden. Die jüngere Grabanlage war ausgeraubt.

Im Norden, nach dem Chabur zu, lag ein größeres Gebäude, der „Nordbau". Im Gipsbetonboden seines Hofes war eine Reihe rundlicher Gruben nebeneinander ausgehoben, wohl zum Pflanzen von Bäumen, wie wir Ähnliches aus Assur kennen. Dieses Gebäude gehörte noch zum Tempelpalast, der eine eigene Umfriedungsmauer und nur ein einziges Tor, das Skorpionentor, gehabt zu haben scheint.

Unmittelbar im Osten des südlichen Burgtores erhob sich ein großes und hohes, von Kapara stammendes Lehmziegelmassiv in zwei Stufen, das mit einer Vorlage über die Burgmauer in das Stadtgebiet hinein-

lagerte. Auf der mit gebrannten Ziegeln gepflasterten Plattform dieses südlichen Teiles fanden sich zwei durchlöcherte Kalksteinplatten, die vielleicht dazu bestimmt waren, die Tragstangen eines hölzernen Göttersymbols aufzunehmen. Auf dem Tell Halaf wird dieser Art die geflügelte Sonnenscheibe von Stiermenschen vermittelst der Füße eines Schemels gehalten. Auf den kassitischen Kudurrus kommen immer wieder auf großen Stangen dargestellte Götterembleme vor. Vielleicht haben auf dem Massiv Opfer vor einem Götterbild stattgefunden, das an solchen Masten befestigt und von einem großen Teil der Stadt aus gesehen werden konnte.

In diesem vordern Teil des Lehmziegelmassivs waren zwei thronende Göttrinnen eingemauert, riesige Basaltsteinbilder, die über in den Felsen geteuften Grabschächten aufgestellt waren. Zwischen dem Massiv und dem Burgtor fanden wir einige weitere, jedoch ausgeraubte Grabanlagen.

Vor dem Skorpionentor gabelt sich eine Straße nach dem Osten der Burg hin ab. Dort lag in der Nordostecke ebenfalls auf erhöhter Terrasse das zweite Schloß, der Wohnpalast Kaparas. Er enthielt, um zwei Höfe gruppiert, kleinere Räume. Diese bildeten in sich abgeschlossene Wohnungen und waren für den Harem und die Dienerschaft des königlichen Herrn bestimmt. Im Norden davon lagen größere Räume, in denen wohl der König selbst gewohnt hat.

Von der Hauptquelle des Tell Halaf, von der auch wir unser Wasser bezogen, stieg ein Weg in einem engen Korridor in das Palastinnere empor. Der Palast war durch Tore mehrfach gesichert. Außerdem ging vom Chabur, außerhalb des Wohnpalastes, an seiner mit Bastionen versehenen Westmauer entlang eine breite Straße zu dem zweiten, nördlichen Burgtor, das wir Quelltor nannten.

Entlang der gesamten Ostfront des Palastes kam eine zyklopisch geschichtete und geböschte Mauer zutage, vor der sich ein aus dem Felsen gehauener Graben befand. Sie war zum Teil von der Plattform überdeckt, auf der das Schloß Kaparas stand. Diese alte Maueranlage gehörte zur Buntkeramikschicht.

An der Nordseite des Palastes waren steinerne Unterbauten angelegt, um die hochaufragenden Gebäude gegen die Strömung des Chabur zu schützen und gleichzeitig den Fluß in einen Hafen zu leiten,

der daneben im Osten der Burg lag und tief in das Stadtgebiet hineinreichte.

Im Südosten des Burghügels wurden noch einige kleinere Gebäude aus der Kaparazeit freigelegt. Hier fand sich auch in den höheren Schichten das größte Gebäude der assyrischen Zeit auf dem Burghügel, das wohl der Palast des Gouverneurs von Guzana war. In einem Häuschen daneben wurden Tontäfelchen mit Keilschrift und aramäischer Schrift dieser assyrischen Spätzeit gefunden.

Überall auf dem Hügel war die Erde dicht unter den Bauten der Kaparazeit mit Buntkeramik, Obsidian, Feuerstein und noch weiter unten teilweise auch mit einfarbiger Keramik durchsetzt. Dies wurde nicht nur bei der eigentlichen Grabung festgestellt, sondern auch durch bis zum Felsen hinabgehende Suchschnitte, Suchbrunnen und eine sehr umfängliche Tiefengrabung im Nordwesten des Tempelpalastes. Das ganze Burggebiet muß also zur ältesten Zeit von den Buntkeramikleuten bewohnt gewesen sein.

Auch zur Kaparazeit war der Burghügel vollkommen ausgenutzt. Als der Tell Halaf aber in assyrischer Zeit nur noch eine Provinzialhauptstadt — Guzana — war, dürfte lediglich ein kleiner Teil bebaut gewesen sein. Dasselbe gilt für die griechisch-römische und arabische Zeit. In diesen letzten Zeiten der Besiedlung ist der mittlere Teil des Hügels bevorzugt worden. Die einfachen Lehmbauten zerfielen schnell, und auf ihren Trümmern wurden neue Gebäude aus dem gleichen Material errichtet. Diese Schuttmassen häuften sich von Jahrhundert zu Jahrhundert an und bildeten so den heute höchsten Punkt des Burghügels.

Das Stadtgebiet schloß sich im Osten, Süden und Westen an den Burghügel an. Die Nordgrenze bildete zum Teil die Burg, zum Teil der Chabur. Eine ebenso wie die Burgmauer in regelmäßigen Abständen mit Türmen bewehrte und mit besonders starken Eckbastionen versehene, zum Teil 6,40 Meter dicke Stadtmauer hatte die Stadt auf den drei Landseiten augenscheinlich von der frühesten Buntkeramikperiode an bis zur assyrischen Zeit umgeben. Die Stadtmauer trug wie die Burgmauern Spuren von Verstärkungen und Erneuerungen. Außerhalb lief an ihrem Fuß ein Niederwall herum, vor dem ein breiter und tiefer Graben lag. Er prägt sich deutlich im Gelände aus.

In der westlichen Hälfte der südlichen Stadtmauer wurde ein Stadttor festgestellt, das dem Südtor der Burg gegenüberlag und mit diesem durch eine sechs Meter breite Straße verbunden war. Die Torburg der Stadtmauer war jedoch verschwunden. Ihre Reste sind in späterer Zeit durch den Verkehr allmählich eingeebnet worden. Bis zu unsern Ausgrabungen in den Jahren 1911—1913 führte die Karawanenstraße von der Furt oberhalb der Stadt, die unmittelbar unterhalb der heutigen Bagdadbahnbrücke liegt, durch das westliche Stadtgebiet und durch das Südtor weiter nach Südosten. Je ein weiteres Tor muß auch an der West- und Ostseite der Stadtmauer angenommen werden.

Skulpturen wurden weder an dem Burgtor noch dort gefunden, wo die Stadttore vermutet wurden.

Das Stadtgebiet ist ein niedriges, welliges Plateau. Die Erhöhungen sind auf die zusammengesunkenen alten Lehmziegelhäuser zurückzuführen. Die besonderen Erhebungen bergen größere Bauten.

Die ehemaligen Stadtmauern waren stellenweise durch eine niedrige, wallartige Erhöhung zu erkennen. Auf großen Strecken, zumal im Westen und Osten, war jedoch nichts mehr davon vorhanden. Hier sind sie im Laufe der Jahrtausende durch Chabur-Überschwemmungen und die hier häufigen orkanartigen Platzregen zerstört worden, deren Wasser dann aus dem inneren Stadtgebiet nach außen abflossen.

Der natürliche Boden des Stadtgebietes steigt vom Chabur allmählich nach Süden an. Jenseits der südlichen Stadtgrabensenke erhebt sich das Gelände stark und geht in eine Bodenwelle über, die den höchsten Punkt des Tell Halaf weit überragt. Die strategische Lage der Stadt war also an sich wenig vorteilhaft; dies läßt auf die Stärke der Regierungen zur Zeit der Buntkeramik-, der Kapara- und Guzanastadt des Tell Halaf schließen. Die Lage von Fecheria-Waschukani innerhalb der beiden Chaburarme war bedeutend günstiger.

Es war uns nicht möglich, das ganze ausgedehnte Stadtgebiet des Tell Halaf zu untersuchen; wir mußten uns auf die Ausgrabung einzelner Erhebungen beschränken. Die Tell-Halaf-Stadt muß sowohl in der Zeit der Buntkeramik als auch in der Kaparas dicht besiedelt gewesen sein. Ein enges Netz von teilweise geschotterten und kanalisierten Gassen und Plätzen war vorhanden. Die Wohngebäude waren

im allgemeinen primitiv und bestanden nur aus einem oder mehreren Räumen ohne Innenhöfe. Wiederholt fanden sich Badezimmer.

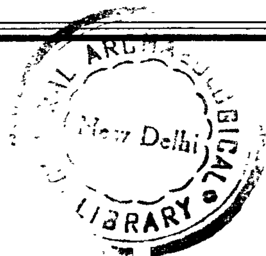
Bei dem Versuch, im Außenhof unseres Expeditionshauses einen Brunnen zu graben, der uns im Falle eines Angriffs vom Chaburwasser unabhängig machen sollte, fanden wir zwei kleine Basaltidole. Später wiederholten sich gleiche Funde an der westlichen Außenmauer des Expeditionshauses. Sie führten zur Aufdeckung eines Kultraumes, dessen Mauern noch anderthalb bis zwei Meter hoch erhalten waren. Altar und Götterbilder standen noch an ihren alten Plätzen. Die Anlage hat große Ähnlichkeit mit dem archaischen Ischtartempel von Assur.

Im Nordwesten der Stadt, mitten in das Gewirr kleiner Häuser hineingebaut, konnten wir die noch etwa ein Meter hohen Mauern eines großen Tempels mit Vorhof freilegen. Er gleicht bis auf geringe Abweichungen einer der drei Anlagen des irrtümlich als „Harem" bezeichneten Tempelkomplexes von Chorsabad aus dem Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. Unser Tempel gehört der assyrischen Guzanazeit an. Er war auf ältere Mauern aufgesetzt, denen wir später noch nachzugehen haben werden.

Das Schichtenbild ist in der Stadt das gleiche wie auf dem Burghügel. Unsere Tiefengrabungen brachten überall unter den Kaparabauten Buntkeramik zutage. Nach dieser ältesten Periode und nach der Kaparazeit, der die freigelegten Häuser angehören, haben nur noch einzelne Gehöfte bestanden. An mehreren Stellen wurden auch inmitten verfallener älterer Wohngebiete hellenistische Begräbnisstätten freigelegt.

Westlich und östlich der Stadtmauern liegt das weitausgedehnte Vorstadtgebiet, in dem wir Scherben aus allen Zeiten gefunden haben, darunter auch Buntscherben. Hier dehnten sich offenbar Gärten aus, aber auch größere Bauten dürften hier gestanden haben, die jetzt wohl unter kleinen Ruinenhügeln begraben liegen.

In dem nach Süden aufsteigenden Bergterrain waren keine Spuren solcher Vorstädte. Dagegen waren auch jenseits des Flusses bis nach Fecheria hin in dem fruchtbaren Chabur-Quellgebiet überall kleinere Erhebungen, in denen wir wohl die Reste von Meierhöfen und dergleichen zu erblicken haben.

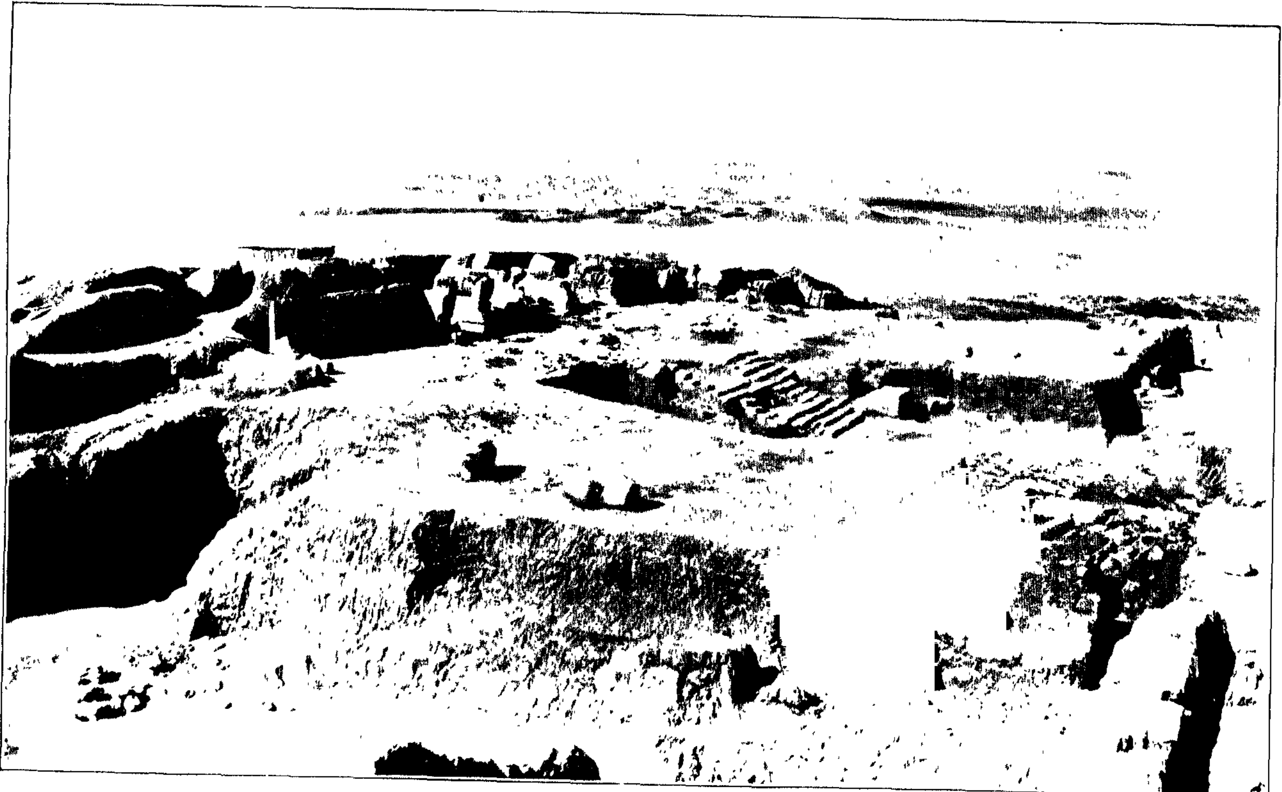


IV.

Die großen Steinbilder des Tempelpalastes

*

Neben der Buntkeramik bilden die Steinbilder die wichtigsten Funde des Tell Halaf. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen dem subaräischen Kulturkreis an. Ich verzichte darauf, hier im einzelnen die Verwandtschaft aller unserer Steinbilder mit den Funden anderer subaräischer Fundstätten zu behandeln, zu denen naturgemäß die engsten Beziehungen bestehen. Ebenso sehe ich davon ab, Vergleiche mit den assyrischen Bildwerken zu ziehen. Denn die jungen babylonischen Motive fußen auf den älteren südmesopotamisch-sumerischen Vorbildern, übrigens in derselben Weise wie die altpersischen (achämenidischen und sassanidischen). Die Kunst der Assyrer, deren Landgebiet zu Subartu gehört, ist nicht urtümlich. Sie ist aus der subaräischen und der sumerischen hervorgegangen. In der Folge wurde sie durch die dauernden Beziehungen zu Untermesopotamien von der babylonischen Kunst immer mehr beeinflußt und durchtränkt, bis sich etwa vom 12. oder 11. Jahrhundert v. Chr. an die assyrische Kunst zu ihrer Eigenart entwickelte. Noch der Chaldäerkönig Nabopolassar (625—605 v. Chr.) nennt die Assyrer in seinen Inschriften ausdrücklich Subaräer. So sagt er an einer Stelle: „Den Subaräer erschlug ich und verwandelte sein Land in Schutthaufen und Ruinenstätten." In der Abschrift astrologischer Texte fügt ein assyrischer Schreiber einem das Land Subartu betreffenden Omen die Bemerkung hinzu: „Subartu sind wir." Diese Dokumente einer so späten Zeit beweisen die Lebendigkeit der Erinnerung an die uralte babylonische Landeseinteilung der damals bekannten Welt und an das noch vorhandene Bewußtsein der ursprünglichen Zugehörigkeit Assyriens zu Subartu in geographischer und kultureller Hinsicht.



Die Vorderfassade des Tempelpalastes bei der Ausgrabung.



a Wildstierjagd



b) Großer Sonnenscheiben-Orthostat.

Die Bildwerke der neuen subaräischen Fundstätten des Tell Halaf und des Djebelet el Beda, die gleichzeitig die ältesten dieser Kultur sind, nehmen gegenüber denen der mehr westlich und nördlich gelegenen andern subaräischen Orte insofern eine Ausnahmestellung ein, als sie besonders starke Beziehungen zu den ältesten sumerischen und zu den verwandten altelamischen Motiven zeigen. Das mag wohl in erster Linie daher kommen, daß das Chabur-Quellgebiet geographisch diesen beiden alten Kulturmittelpunkten sehr nahe gelegen ist, so besonders zwei zeitweiligen Mittelpunkten des altsumerischen Einflusses: Assur, das um 3000 v. Chr. eine sumerische Kolonie war, und Mari, dicht unterhalb der Chaburmündung in den Euphrat, wo eine Dynastie — die 10. nach der Flut — geherrscht hat, deren Könige sumerische Namen tragen und die auch nicht viel später als 3000 v. Chr. anzusetzen ist. Manches Kennzeichen der altsumerischen Kunst ist in die entfernter gelegenen subaräischen Gebiete nicht mehr vorgedrungen.

Die größte Ähnlichkeit mit Motiven des Tell Halaf findet sich in den alterältesten sumerischen Fundstätten wie in Ur und Kisch, und wir müssen die Tatsache feststellen, daß mit der Gudeazeit die babylonischen Analogien für den Tell Halaf eigentlich aufhören. Es ist bedeutungsvoll, daß die Tell-Halaf-Steinbilder gerade bei den eigenartigsten, sonst überhaupt nicht wieder vorkommenden Darstellungen Analogien mit solchen sumerischen haben, die in den Anfang des 3. Jahrtausends gehören.

Ich habe es deshalb für notwendig gehalten, auf diese ganz alten Analogien im folgenden wenigstens hin und wieder von Fall zu Fall hinzuweisen. Denn sie beweisen uns, daß die Tell-Halaf-Steinbilder aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend stammen, was auch durch die Fundumstände bestätigt wird. Jedenfalls ist es, wie sich noch im einzelnen zeigen wird, ganz ausgeschlossen, daß unsere Steinbilder in der Kaparazeit entstanden wären. Dies deckt sich wiederum mit den historischen Möglichkeiten, die durch die Ergebnisse meiner Grabungen bestätigt worden sind. Neben unserer Buntkeramikzeit könnte überhaupt nur die Mitannizeit des Chabur-Quellgebietes für den Ursprung der Tell-Halaf-Steinbilder in Betracht gezogen werden. Aber auch das erscheint nach den stilkritischen Untersuchungen, die Professor Herzfeld (vgl. Anhang I) angestellt hat, ausgeschlossen, da die

Mitannifürsten nicht vor 2000 v. Chr. in Mesopotamien aufgetreten sind und Herzfeld, wie ich überzeugt bin mit Recht, die Tell-Halaf-Skulpturen als viel älter bezeichnet. Das Ergebnis seiner Untersuchungen stimmt übrigens fast vollkommen mit den Anschauungen Professor O. Webers, des früheren Direktors der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin, überein, der auf Grund seiner langjährigen Kenntnis der Bilder und Gipsabgüsse fast sämtliche Tell-Halaf-Bildwerke gleichfalls in das 3. Jahrtausend gesetzt hat.

Die Götter der alten Tell-Halaf-Bewohner

Überall im alten Vorderen Orient finden wir religiöse Gedankengänge in den Darstellungen auf Steindenkmälern, Siegelzylindern und selbst auf der Töpferware. Götter, Halbgötter und Dämonen, Kulthandlungen, Gebetszenen und Opferungen werden wiedergegeben. Die Gefäße zeigen in ihren Zeichnungen immer wieder mythologische und magische Beziehungen.

Das ganze Leben der altorientalischen Völker ist stark religiös eingestellt. Auch in Personennamen, in Verträgen und Briefen kommt dies zum Ausdruck.

Besonders auf dem Tell Halaf wird die religiöse Einstellung deutlich sichtbar. In den Motiven der Steinbilder, der Buntkeramik und anderer Kleinfunde spiegelt sich das religiöse und mythologische Denken. Die Funde des Djebelet el Beda und des Tell Halaf bieten somit eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnis der subaräischen Religion. Was wir von ihr bisher wußten, war wenig, und dies meist aus späterer Zeit.

Einsicht in den Götterglauben der Subaräer aus Schriftdenkmälern konnten uns bisher nur die Funde aus der Zeit nach der Mitte des 2. Jahrtausends verschaffen. In dieser Hinsicht kommen in erster Linie zwei Verträge zwischen dem Hettiterkönig Schuppiluliuma und dem Mitannikönig Mattiuaza in Betracht. In ihnen werden die Hauptgötter der beiden Länder als Eideshelfer und Hüter des Vertrages genannt. Weiter steht darin, daß diese Verträge vor den Hauptgottheiten des Hettiter- und des Mitannireiches aufbewahrt wurden: „Ein Duplikat wurde vor der Sonne von Arinna niedergelegt“, die hierdurch

als die wichtigste Gottheit des Hettiterreiches bezeichnet wird. Das andere Duplikat ist „im Lande Mitanni vor Teschup, dem Herrn des Kurinnu (Tempel?) von Kachat, niedergelegt". Hiernach ist der Teschup von Kachat eine besonders wichtige Gottheit des Mitannilandes. Die wohl gegenseitig ausgetauschten beiden Verträge enthalten eine Liste von über 30 Göttern des Mitannireiches. Der Teschup kommt fünfmal vor, immer als Herr einer andern Stadt oder eines andern Wesensbegriffes. Er ist jedenfalls der Hauptgott des Mitannireiches, der Herr des Himmels und der Erde. Er wird hier auch als Teschup von Waschukani, der Mitannihauptstadt, erwähnt. Die weibliche Gottheit erscheint mit dem Ideogramm der Ischtar und als Ischtar-Stern. Schamasch, die Sonnengottheit, ist in beiden Verträgen die dritte Gottheit unmittelbar hinter Sin, dem Mondgott, dem wiederum der Teschup vorangeht. Die Bedeutung des Mondgottes hat sich auch bis in die Kaparazeit erhalten. Wir haben in unserm Tempelpalast eine 25 Zentimeter große kupferne Mondsichel in Standartenform gefunden.

Bedeutungsvoll für den Tell Halaf ist es ferner, daß nach zwei weiteren Teschups neben noch kaum erklärbaren Gottheiten jene drei babylonischen Götter Ea, Anu und Enlil genannt werden, die nach der ersten Tafel des Gilgamesch-Epos ebenso wie Schamasch als besondere Schutzgottheiten Gilgameschs auftreten. Die Gilgameschlegende spielt auf den Tell-Halaf-Darstellungen eine große Rolle. Das Vorkommen dieser babylonischen Götter in der Religion der Mitanni ist aus den dauernden Beziehungen leicht zu verstehen, die in der Mitte des 2. Jahrtausends zwischen Ober- und Untermesopotamien sich zweifellos entwickelt hatten. Auf der Liste folgen die „indischen" oder richtiger „ostindogermanischen" Gottheiten Mitra, Varuna, Indra und die Nasatya, ohne Zweifel die alten Hausgötter der königlichen Mitannifamilie, die diese nach ihrem Einzug in Subartu beibehalten und dem vorgefundenen, von ihr übernommenen subaräischen Pantheon hinzugefügt hat.

In einem subaräisch-hurritisch geschriebenen Briefe des Königs Tuschratta an Amenophis III. werden folgende Götter angerufen: Teschup, der subaräische Hauptgott, der Herr des Himmels und der Erde, der Regen- und Wettergott, Schauschka-Ischtar, die Göttin von Ninive, Amon, der Hauptgott Amenophis' III., Simike, wohl eine

syrische Gottheit der Stadt Ischipe, die vielleicht im Machtbereich des ägyptischen Königs lag, und Eascharri.

In einem andern Tell-Amarna-Briefe Tuschrattas an Amenophis III. nennt der Mitannikönig den Sonnengott und die Schauschka-Ischtar als die Götter, die dem Pharao Segen geben. Er ruft gerade sie wohl deshalb an, weil sie zu dem eigenen Mitanni-Pantheon gehören, weil ferner der Sonnengott als Amon-Re die Hauptgottheit der 18. ägyptischen Dynastie war und weil der kranke Amenophis III. sich von Tuschratta das Kultbild der Schauschka von Ninive erbeten hatte, um durch seine magische Kraft zu genesen. Ninive gehörte damals zu dem Machtbereich des Mitannikönigs. Auch in einem weiteren Briefe Tuschrattas werden „Schauschka, die Herrin der Herrinnen meines Landes", und Amon, „der Gott meines Bruders", also der Sonnengott, nebeneinander genannt.

Aus diesen Briefen ergeben sich immer wieder als die drei Hauptgottheiten des Mitannilandes Teschup, Schauschka-Ischtar und Schamasch: der Wettergott, die weibliche Gottheit und der Sonnengott. Allerdings erscheint die weibliche Gottheit hier nicht unter dem Namen der Hepet. Wir wissen aber, daß Hepet oder Hepa von jeher im subaräischen Kulturkreis eine besondere Rolle gespielt hat. Ebenso wie uns der Gott Teschup in weiten Teilen Kleinasiens als Hauptgottheit begegnet, findet sich dort auch die Göttin Hepa oder Hepet, und zwar augenscheinlich als Gattin des Teschup, wiederum ein Zeichen altsubaräischer Kultur in Kleinasien. In den Verträgen des Hettiterkönigs Schuppiluliuma mit dem Mitannikönig Mattiuaza spielt die Hepet als weibliche Gottheit die Hauptrolle. In drei Fällen wird sie neben Teschup als Gottheit derselben Stadt genannt und als Himmelsherrin bezeichnet. Unter den subaräischen Namen von Verträgen der Kassitenzeit aus Nippur begegnen uns viele, die mit „Hepa" zusammengesetzt sind. Das Wort erscheint auch in den Namen zweier Mitanniprinzessinnen, die, wie erwähnt, als Königinnen an den ägyptischen Hof kamen, Giluhepa, die Tochter des Schuttarna und Gattin Amenophis' III., und Tatuhepa, die Tochter des Tuschratta und Gattin Amenophis' III. und IV. In derselben Zeit trägt ein Stadtfürst von Jerusalem einen mit „Hepa" zusammengesetzten Namen. Schon aus diesem Grunde erscheint es mir gerechtfertigt, die weibliche Gottheit, die Gemahlin des

Teschup, der wir auf den Tell-Halaf-Skulpturen begegnen, mit dem Namen Hepet zu bezeichnen. Es kommt hinzu, daß die sonst allein noch in Frage kommende Schauschka, soweit wir feststellen können, eine artemisartige, jungfräuliche Göttin gewesen sein dürfte.

Der archäologische Befund gibt uns von dem Götterglauben des Tell Halaf ausführliche Kenntnis. Wir finden hier als die drei Hauptgottheiten den Teschup, die große weibliche Gottheit und den Sonnengott.

Denselben Hauptgöttern — mit Sicherheit sind der Teschup und der Sonnengott festgestellt — begegnen wir auf dem benachbarten Djebelet el Beda auf Steinstelen aus dem 4. vorchristlichen Jahrtausend, und zwar in derselben Art dargestellt wie auf andern subaräischen Bildwerken: Teschup, auf dem ihm heiligen Stier, und der Sonnengott, auf zwei Menschen stehend, wie auch anderwärts im subaräischen Kreis. Dieselbe Göttertrias hat sich dann offenbar in der gleichen ursubaräischen Wesensart bis in die Zeit dicht vor Christi Geburt erhalten, wie uns das große Denkmal auf dem Nemrud Dagh zeigt (vgl. unten Seite 218f.).

Neben diesen Hauptgottheiten besaß das Pantheon der Subaräer aber eine große Zahl von kleineren Göttern und Göttinnen. Einzelne werden auch in den Verträgen zwischen Schuppiluliuma und Mattiuaza genannt. Besonders reich ist der subaräische Kulturkreis an Halbgöttern und Dämonen der verschiedensten Art, wie sie uns vor allem auf den sogenannten kleinen Orthostaten des Tell Halaf durch Mischwesen in allen möglichen Gestaltungen entgegentreten.

Die subaräische Religion ist eine Naturreligion. Hauptgötter, Nebengötter, Halbgötter und Dämonen versinnbildlichen Naturkräfte und Naturerscheinungen. In ihnen spiegelt sich die kosmische und persönliche Welt der Subaräer.

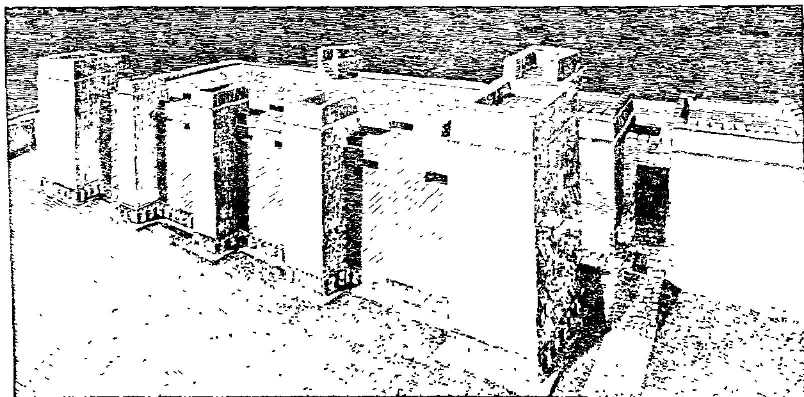
Die Steinbilder

Die Steinbilder des Tell Halaf lagen an wenigen Fundstellen beisammen. Die meisten gehören zum Schmuck des Tempelpalastes. Die größten und schönsten gliederten sich in die Nordfassade ein. Es waren Reliefplatten und Rundskulpturen im Tordurchgang. Davor stand ein Riesenvogel. Auch der zweite Durchgang zum Hauptraum besaß große Reliefplatten. Die südlichen Bastionen und Mauerrücklagen

des Unterbaus, auf dem der Tempelpalast ruhte, waren unten mit zahlreichen kleineren Orthostaten belegt. Der Toreingang des Tempelpalastes war von zwei riesigen Steinplatten mit Darstellungen von Skorpionenvogelmenschen flankiert.

Die zweite Fundstätte lag dicht östlich des Burgtores unter einem treppenförmigen Lehmziegelmassiv, das in das Stadtgebiet hineinragt. Hier waren die beiden thronenden Göttinnen auf Gräbern aufgestellt.

Die dritte Fundstätte war ein Kultraum mit Götterfiguren im



Südseite des Tempelpalastes (Rekonstruktion)

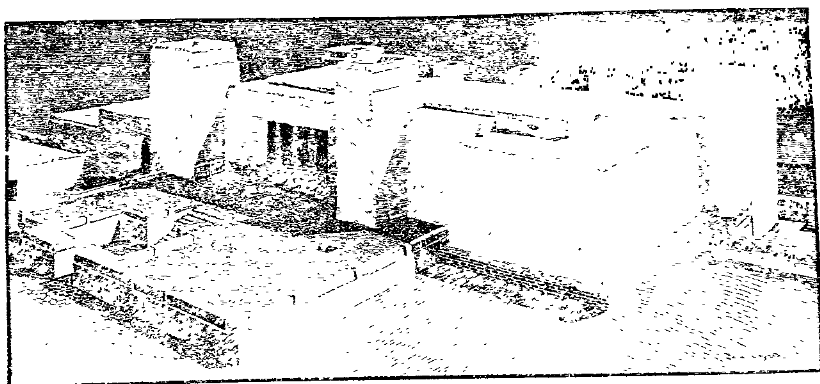
Stadtgebiet unweit des südlichen Stadttores dicht neben unserm Expeditionshaus.

Schließlich wurde auf dem Tell Halaf noch eine Reihe von Skulpturen ausgegraben, deren einstiger Aufstellungsort nicht ermittelt werden konnte.

Fast alle Steinbilder sind aus Basalt, der von dem nahen Vulkanberg Kbise im Chabur-Quellgebiet stammt. Nur bei den kleinen Orthostaten an den südlichen Außenwänden des Tempelpalastes wechselten Kalkstein- und Basaltreliefplatten miteinander ab. Der Kalkstein konnte überall in unserm Gebiet gebrochen werden.

Am Burgtor und dem Stadttor haben wir keine Steinbilder gefunden; auch der große assyrische Tempel im Stadtgebiet wies kein Götterbild auf.

Im dritten Abschnitt habe ich beschrieben, wie der Besucher auf die obere Terrasse vor dem Tempelpalast gelangte. Vor ihm entrollte sich das gewaltige Bild der mit Skulpturen geschmückten großen Vorderfassade. Ihre Front war nach Norden gerichtet und 21½ Meter breit. Der Tordurchgang war an den Leibungen seiner Lehmziegelmauern von zwei großen geflügelten Sphinxen flankiert. Diese wurden zur Rechten und zur Linken von je drei unten in die Fassadenwand eingesetzten, aufrecht stehenden Reliefplatten, Orthostaten, umgeben. Inner-



Nordseite des Tempelpalastes (Rekonstruktion)

halb des Tordurchganges standen die drei mächtigen Göttersteinbilder auf Tierkolossen und gliederten, zusammen mit den beiden Sphinxen, den Eingang des Tempelpalastes in vier schmälere, sehr hohe Durchlässe. An den beiden Mauervorsprüngen zur Seite der Fassade waren weitere Reliefplatten, von denen wir allerdings nur eine unversehrt an Ort und Stelle vorgefunden haben.

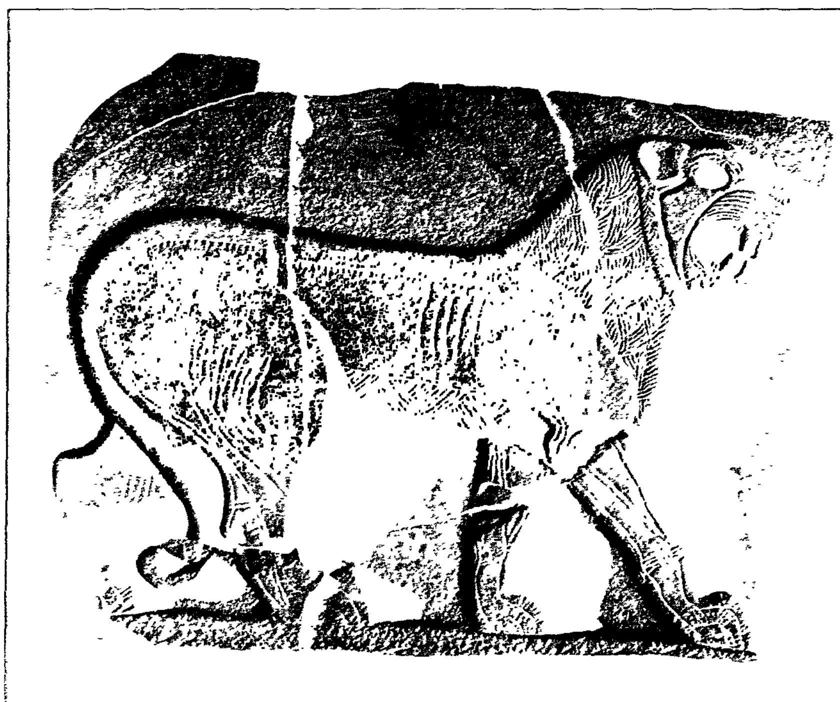
Die Wandflächen über dem Torsturz des Durchganges und über den Orthostaten an den Seitenwänden waren mit einem glatten Putz bekleidet, von dem noch Reste vorhanden waren. Er war hellgelb getüncht, doch halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die großen Flächen früher lebhaft bemalt waren, vielleicht mit gelbem oder rotem Ocker, von dem wir ganze Knollen in der Kaparaschicht fanden. Von irgendeiner Freskomalerei mit bildlichen Darstellungen, wie sie vielfach

in späterer assyrischer Zeit üblich wurden, konnten wir hier nichts entdecken. Dies hätte wohl auch kaum zu dem monumentalen Charakter und dem Rhythmus der Fassade gestimmt.

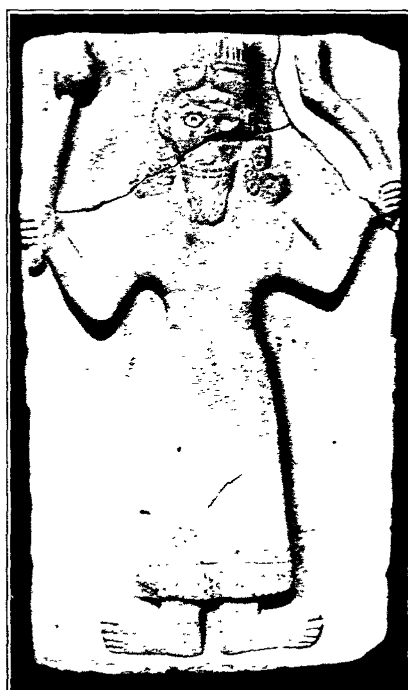
Die erste Reliefplatte an der Ostecke der Fassade, vom Beschauer aus links, zeigt eine Wildstierjagd (Tafel 8a). Die Platte ist 1,40 Meter hoch und 2 Meter lang. Ebenso wie bei den andern größeren Orthostaten der Fassade hat hier der Künstler am untern Rand des Steines eine Standfläche belassen, auf der Mensch und Tier stehen. Ein nach rechts schreitender Stier wird von einem hinter ihm stehenden Jäger verfolgt. Die Figuren sind wie bei allen Reliefs auf dem Tell Halaf in scharfer Profilstellung wiedergegeben. Vom Stier sind daher nur ein Ohr und ein Horn dargestellt, letzteres fast auf der Mitte des Kopfes. Das rechte Vorderbein spielt in lässiger Stellung, halb aufgerichtet, berührt aber mit dem Huf trotzdem den Boden; es ist also ein wenig verzeichnet. Muskulatur und Haare sind durch konventionelle Einritzungen angedeutet.

Auffallend sind die flammenartig sich nach oben verjüngenden Doppellinien, die die Hautfalten oder Muskeln der Hinterbeine darstellen sollen und ganz ähnlich fast bei allen Tieren des Tell Halaf und auch im alten Sumer vorkommen. Parallel zur Rückenlinie verläuft ein Strich mit Einkerbungen darunter. Die Muskeln des Oberschenkels des erhobenen Vorderbeines sind in der Hauptsache durch oben sich rundende Linien dargestellt. Solche Einzelheiten sind fast allen Reliefdarstellungen sowohl auf den älteren kleinen als auch auf den großen Orthostaten der Fassade eigen. Die Augen sind bei Menschen und Tieren stets eiförmig von vorn wiedergegeben. Bei den Steinbildern der Fassade sind sie ausnahmslos aus weißem Kalkstein mit einer schwarzen Steinpupille eingelegt. Wir hatten das Glück, viele solcher Augen zu finden; einzelne noch in den Augenhöhlen selbst.

Der Jäger hat die fleischige, stark gebogene Nase der subaräischen Rasse. Er trägt einen zickzackartig stilisierten Schifferbart: einen Vollbart mit ausrasierter Oberlippe; das gekringelte Haar ist in Spiralen aufgelöst, um die Stirn schlingt sich ein Band. Der Kopf ist auffallend groß, wie überhaupt primitive Völker alles sehr groß wiederzugeben pflegen, was besonders in die Augen springt oder ihnen am wichtigsten erscheint. Die Füße sind in gerader Oberaufsicht ge-



a) Der große nach rechts schreitende Lowe.



b) Der große Teschup.



a) Bei der Ausgrabung.



b) Rekonstruktion im Tell-Halaf-Museum.

Westseite der Fassade des Tempelpalastes



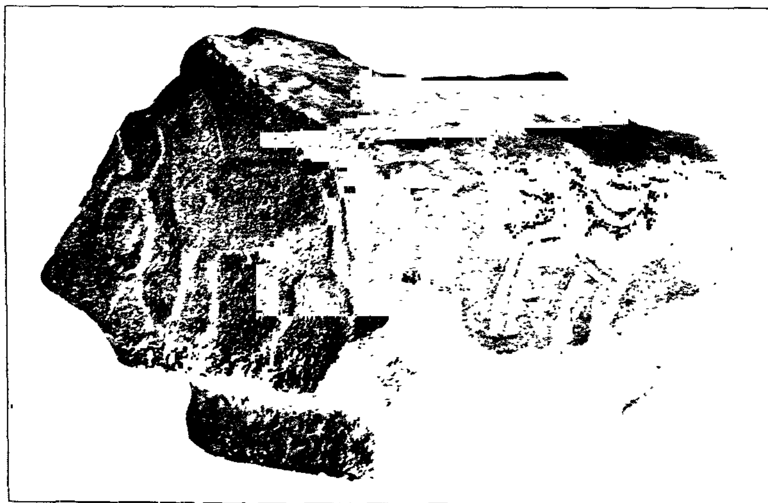
a) Vorderansicht

b) Seitenansicht in der Leibung des Fassadendurchgangs.

Die östliche verschleierte Sphinx.



a Riesenlöwin im Fassadendurchgang.



b Aufsatz des Riesenstiers im Fassadendurchgang.

zeichnet, so daß scheinbar sämtliche Zehen übereinanderliegen. Die Brust ist von vorn, die Gliedmaßen und der Kopf sind von der Seite dargestellt. Alles dies kennzeichnet archaische Bildwerke.

Der Jäger trägt ein Hemd, das nicht ganz bis zum Knie reicht und hier in Fransen endet, darüber einen mantelartigen Rock, am Seitenrand gleichfalls mit Fransen besetzt; er läßt das vordere Bein frei. Die Ärmel sind kurz und durch einen Saum abgeschlossen; um die Hüfte ist ein breiter Gürtel gelegt.

Der Mann spannt einen Bogen, auf seiner linken Hand ruht der mit einer großen Spitze versehene Pfeil. Die Rechte befindet sich unter dem Ohr, der Pfeil und die Sehne sind nur vom Bogen bis zum Gesicht des Schützen gezeichnet. Eine Überquerung des Menschen- und Stierkörpers wird vermieden. Dieser Grundsatz ist bei allen Skulpturen auf dem Tell Halaf peinlich durchgeführt.

Wie es auf dem Tell Halaf noch mehrere solche Jagdbilder gibt, so finden sie sich auch auf zahlreichen andern subaräischen Denkmälern: ihre Schöpfer waren ein jagdliebendes Volk. Bogen und Pfeil sind uralt. Bogenschützen sind auf den ältesten Funden von Sumer und Elam dargestellt. Auf dem Tell Halaf fanden wir Feuerstein- und Obsidianpfeilspitzen in der ältesten Buntkeramikschicht.

Der schöne Stein mit der Wildstierjagd war bei der Ausgrabung unversehrt, 1927 leider fast vollständig zerstört. Armenische Handwerker hatten ihn zerstückelt, um ihn als Mühlstein zu verwenden. Er war aber glücklicherweise noch während der ersten Grabungskampagne abgeformt worden und ist so für die Wissenschaft gerettet.

Der Stein neben der Stierjagd ist der Orthostat mit der geflügelten Sonnenscheibe (1,25 Meter hoch, 1,40 Meter breit, Tafel 8b). Dies ist allgemein das Emblem der Sonnengottheit im subaräischen Kreis. Ein nach vorwärts fliegender Raubvogel füllt mit seinen Schwingen den ganzen obern Teil der Platte aus. Der Vogelschwanz ruht auf einem mit vier Sternrosetten verzierten, schemelartigen Untersatz. Rechts und links des Schemels hängen von den gewaltigen Schwingen stabartig gebogene Glieder herab, die roh dargestellten Beine mit den im Flug zu einer einzigen Krümmung gebogenen Klauen. Für die sonst üblichen übergroßen, auseinandergespreizten Krallen war hier kein Platz. Statt des Vogelrumpfes und Kopfes war eine blendend weiße,

etwas gewölbte Kalksteinscheibe eingesetzt, die wir noch in ihrer Umrandung zwischen den Schwingen an ihrer Stelle vorfanden.

Zwei einander gegenüberstehende Mischwesen — oben Mensch, unten Stier — tragen die Schemelfüße mit der einen Hand, während die andere hoch ausgestreckt die Vogelschwingen hält. Ein Mann steht zwischen den Stiermenschen in Knieaufstellung und stützt ihre Ellenbogen. Seine Füße sind wie bei dem Stierjäger in Oberaufsicht dargestellt. Alle drei Figuren haben wieder den Schifferbart. Die Mittelfigur trägt üppiges, auf die Schultern herabfallendes Haar, das sich nach außen in zwei großen Schnecken kringelt. Die Stiermenschen haben fast wie gedrehte Stricke stilisierte Haarlocken, gleichfalls nach außen in Schnecken endend, und kegelförmige, oben abgestumpfte, in Zickzackmuster verzierte Mützen. Sie tragen ein doppeltes Hörnerpaar, flach über die Stirn gelegt, dessen Spitzen sich in der Mitte zwischen den Brauen nach oben biegen. Zwei große Stierohren ragen bei den Hörneransätzen in die Höhe. Diese Stiermenschen erinnern an den legendarischen Teufel in Menschengestalt mit Hörnern, Huf und Schwanz.

Der Mann in der Mitte ist mit einem kurzen, unten in Fransen endenden Hemd oder Rock bekleidet; vorn zeigt das Gewand ein senkrechtes verziertes Bandmotiv und wird über den Hüften durch einen breiten Gürtel zusammengehalten. Die Stiermenschen tragen ein langes Hemd mit Ärmeln und sind gleichfalls gegürtet. Der archaische Grundsatz, daß die einzelnen Figuren einander nicht überqueren sollen, ist auch hier zu beobachten: der rechte Stiermensch steht daher mit dem rechten Huf auf dem linken Fuß des Mannes.

Eine solche geflügelte Sonnenscheibe, von einer oder zwei Gestalten getragen oder über einem Lebensbaum oder in der Luft schwebend, findet sich in zahlreichen Abwandlungen auf einer großen Menge von subaräischen Darstellungen, Skulpturen und vor allem Siegelzylindern, so in Kerkuk, Assur, Kleinasien und Syrien. Auf einzelnen Siegelzylindern wird die Scheibe mit Flügeln auch durch einen wirklichen Vogelkörper ersetzt.

Die zur Gottheit gewordene Sonne wird in Subartu als Adler gedacht und meist mit ausgebreiteten Schwingen, wie am Himmel fliegend oder schwebend, wiedergegeben, vielfach aber auch ganz einfach

als Vogel in hockender Stellung. Auf unserm Tell Halaf sind diese Formen sämtlich vorhanden. Die geflügelte Sonnenscheibe stellt die Sonnengottheit dar. Im sumerischen Kulturkreis wird die Sonne nur so, wie sie am Himmel gesehen wird, als Scheibe abgebildet, manchmal mit Strahlen. In Ägypten hängen bei der geflügelten Sonnenscheibe an Stelle der Vogelfüße Uräusschlangen von den Schwingen herab, oder aber Schlangen und Füße. Das erinnert an altbabylonische Zylinder, auf denen der Adler in beiden Fängen Schlangen hält.

Im allgemeinen wurde bisher angenommen, daß die Verwendung der geflügelten Sonnenscheibe im subaräischen Kulturkreis aus jüngeren Zeiten stamme und aus Ägypten übernommen worden sei. Ich glaube dagegen, daß dieses Sonnenmotiv in Vorderasien uralt ist. Zweifellos haben schon vor 3000 v. Chr. Verbindungen zwischen Ägypten und Syrien sowie Mesopotamien bestanden. Die Vorbilder hätten also jedenfalls schon in ältester Zeit von einem Lande nach dem andern gebracht werden können. In Ägypten erscheint die geflügelte Sonnenscheibe aber erst verhältnismäßig spät, unter der 5. Dynastie um 2600 v. Chr. und sofort vollkommen ausgebildet und stilisiert, während in der früheren Zeit viel einfachere Motive, ähnlich denen in Babylonien, als Sonnenembleme benutzt wurden.

Ganz abgesehen davon, daß die Steine des Tell Halaf mit der geflügelten Sonnenscheibe entsprechend ihrem Stil zum Teil schon um 3000 v. Chr. anzusetzen sind, hat dieses Motiv auf den altsubaräischen Darstellungen viel mehr als auf den ägyptischen das Gepräge des Vogels. Es erscheint weit mehr der Natur abgelauscht und weniger stilisiert. Die vorgewölbte Sonnenscheibe zwischen den ausgebreiteten Flügeln ähnelt tatsächlich, von vorn gesehen, der Darstellung eines Vogelrumpfes mit dem pfeilartig nach vorn gestreckten Hals und Kopf. Die Sonne aber blendet, und daher sind Vogelrumpf und Vogelkopf nur als Scheibe dargestellt. Dem von uns oft auf dem Tell Halaf beobachteten naiven Bedürfnis entsprechend, alles wiederzugeben, was man von dem Gegenstande weiß, sind dann nicht nur zu beiden Seiten der Sonnenscheibe die Schwingen angebracht, und zwar natürlich möglichst mit allen Federn, sondern auch unter der Sonnenscheibe der Vogelschwanz und daneben die Vogelklauen. So erscheint das Sonnenemblem hier auf unserm Orthostaten. Ich habe am Euphrat bei Djerablus selbst Adler

geschossen, deren Flügel über zwei Meter Spannweite hatten. Solche Vögel sind die Vorbilder für unsere Darstellungen gewesen.

Die Knielaufstellung der Mittelfigur besitzt Gegenstücke in zahlreichen uralten südmesopotamischen und elamischen Darstellungen ebenso wie auf dem Tell Halaf selbst und auf andern ganz alten subaräischen Bildwerken. Die Armhaltung der Stiermenschen ist genau dieselbe wie bei Figuren, die man früher als Gilgamesch ansah, die aber auf Grund einer vorgefundenen Aufschrift als „Talim" zu bezeichnen sind, d. i. ebenbürtiger Bruder oder Gefährte, vielleicht auch Zwilling. Die Stiermenschen selbst wurden bisher als „Engidu-Gestalten" gedeutet.

Vor dem Sonnenscheibenorthostaten stand ein kleiner runder Tischaltar aus Basalt, auf dem noch Taubenknochen lagen: die Reste des Opfers, das dem Sonnengott im letzten Augenblick bei der Eroberung der Stadt dargebracht worden war. Wir fanden die große Steinplatte bei der Ausgrabung mit der skulptierten Fläche nach unten, auf dem Altar liegend, durch eine Aschenschicht von diesem und den Taubenknöchelchen getrennt, die so Jahrtausende hindurch geschützt und erhalten blieben.

Als dritter Orthostat folgt ein nach rechts schreitender Löwe (1,50 Meter hoch und 1,80 Meter breit, Tafel 9a) mit drohend geöffnetem Maul. Neben den kleinen Zähnen sind trotz der Profilstellung im Unter- und Oberkiefer vorn alle vier großen Hauzähne dargestellt, je zwei nebeneinander, wohl um den Eindruck des Furchtbaren zu erhöhen. Das Ohr des Löwen ist im Zorn nach hinten gelegt. Die Mähne wird durch einen kleinen flechtwerkartig behandelten Wulst und flammig sich zuspitzende Zotten wiedergegeben. Die Bauchhaare sind, im Gegensatz zu den Huftieren, die hier Ritzlinien zeigen, bis zu den Hinterbeinen flechtwerkartig angelegt. Für die Muskeln am Kopf und an den Beinen gibt es bestimmte Linienführungen.

Bei den Füßen sind die drei rechten Zehen übereinanderstehend gezeichnet, indem die Klauen herausschauen und untergelegt erscheinen, so daß die Pranken fast Bärentatzen gleichen. Das entspringt wieder dem primitiven Empfinden, nichts Vorhandenes wegzulassen. Wir finden die Ähnlichkeit mit Bärentatzen in noch stärkerem Grade bei andern Löwendarstellungen des Tell Halaf. Dasselbe ist auch bei den ältesten Löwen von Sendjirli zu beobachten.

Die Linien unter dem Rücken und die flammenartige Andeutung der Muskeln oder Hautfalten am hintern Oberschenkel entsprechen ganz denen bei dem Wildstier. Wir haben es hier nicht mit dem afrikanischen Löwen zu tun, der eine viel gewaltigere Mähne hat, sondern mit dem mesopotamischen, der weniger dicht behaart ist. Er war früher in ganz Syrien und Mesopotamien heimisch und hat sich in Untermesopotamien noch bis zum 19. Jahrhundert erhalten.

Dieser Orthostat ist ein herrliches Stück archaischer Plastik und von größter Realistik. Die erschreckende Kraft des brüllenden Löwen ist wunderbar zum Ausdruck gebracht.

An der andern Seite des Durchganges steht wieder ein Löwe, der diesmal natürlich nach links, dem Eingang zu, schreitet (1,28 Meter hoch und 2,20 Meter lang, Tafel 10b). Er entspricht dem nach rechts schreitenden Tier, ist jedoch niedriger und schlanker und hat einen verhältnismäßig kleineren Kopf. Auch die Gangart ist anders, geduckter, schleichender. Vielleicht wollte der Künstler hier eine Löwin darstellen. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, da wir auch sonst auf dem Tell Halaf die beiden Geschlechter des Raubtieres abgebildet sehen. So ist der Löwenkoloß mit der Riesengöttin im Tordurchgang weiblich, der Löwenkoloß im Osten dagegen männlich.

Nunmehr folgt, als Gegenstück zu dem Stein mit der geflügelten Sonnenscheibe, die Darstellung des Teschup, des obersten Gottes der Subaräer (1,33 Meter hoch und 0,80 Meter breit, Tafel 9b). Er ist eins der wenigen En-face-Reliefs des Tell Halaf. Die Arme sind ausgebreitet und aufwärts gestreckt. In der Rechten hält der Gott eine Keule, in der Linken eine Waffe, die nur als Bumerang oder Wurfholz gedeutet werden kann. Den Bumerang finden wir häufig im ganzen alten Vorderen Orient. In Ägypten ist er ein heiliges Königszeichen. Im Westen Nordafrikas wird er noch heute als Jagdwaffe viel gebraucht, insbesondere in Marokko bei der Jagd auf Hasen und anderes kleines Wild. Im allgemeinen führt der Teschup sonst in der einen Hand eine Axt, in der andern das Blitzbündel, die Zeichen des Gewitters. Der Bumerang, das Wurfholz, ersetzt hier den Blitz. Die Keule besteht aus einem kurzen, kräftigen Stock, dessen oberes Ende in einer Basaltkugel steckt. Auch in Süd-

mesopotamien und Elam kommen Keule und Bumerang auf ältesten Denkmälern vor.

Wir haben auf dem Tell Halaf zahlreiche durchlochte Basaltkugeln gefunden. Die Eingeborenen benutzen solche Keulen noch heute als Waffen. In Südmesopotamien ist noch jetzt eine Keule allgemein im Gebrauch, die statt der Basaltkugel eine aus Erdpech trägt.

Das Gesicht des Gottes zeigt einen Schifferbart mit zwei parallelen Ritzlinien unter der Unterlippe. Das Haar fällt in zwei nach außen geringelten Bündeln auf die Schulter. Auf dem Kopf sitzt eine Hörnerfederkrone. Die aufgerichteten Federn sind kurz abgeschnitten, die Federkiele werden von einem doppelten Band gehalten, um das ein Paar starker Stierhörner gelegt ist, deren Spitzen über der Stirn zusammentreffen. Stierhörner auf einem Menschenkopf sind immer ein Zeichen der Göttlichkeit. Unter der Hörnermütze sind die Stirnhaare zu sehen. Der Gott trägt einen langen, hemdartigen Rock, der unten in Fransen endet und an den kurzen Ärmeln wieder mit einer Borte abgeschlossen ist; durch einen breiten Gürtel wird er an den Hüften zusammengehalten.

Die Füße sind auch hier in Oberaufsicht und, um auch dabei die En-face-Stellung zu versinnbildlichen, ganz auswärts gestellt.

Vor dem Gott hat ein hufeisenförmiger Altar aus Basalt gestanden. Er war so gearbeitet, daß der Kopf des Opfertieres darauf gelegt werden konnte.

Der Teschup in Vorderansicht, dem wir auch auf einem andern Tell-Halaf-Stein begegnen, ist vollkommen einzigartig, denn sonst wird er in Subartu stets im Profil dargestellt. Hier aber sollte der Gott dem Opfernden in das Gesicht sehen. Der trotz einer leichten Verstümmelung erkennbare wilde Gesichtsausdruck und die erhobenen Waffen sollen dem Opfernden und Anbetenden die Macht des Gottes vor Augen führen. Er glotzt mit den eingesetzten Augen dem Betenden ins Gesicht. Segenspendend als Regengott, ist er furchterweckend als Wettergott. Vor dem Herrn über Himmel und Erde, der höchsten Macht, erschauert auch der König. Die Religionen des alten Vorderen Orients kennen keine göttliche Liebe, sondern nur Furcht vor den Göttern.

Auf den Teschup folgt ein größerer Breitorthostat mit der Dar-

stellung einer Hirschjagd (1,50 Meter hoch und 1,82 Meter breit, Tafel 10b) als Gegenstück zur Stierjagd. Dieser Stein ist nach meiner Schürfung im Jahre 1899 von Eingeborenen im linken Teile zerschlagen worden. Komposition und Stilisierung sind im wesentlichen denen bei der Stierjagd gleich. Nur wendet der Hirsch den Kopf nach rückwärts dem Jäger zu. Das Geweih ist trotz der Seitenansicht des Tieres wie fast regelmäßig bei den Hirschen von vorn dargestellt.

Nun folgen zwei schmalere niedrigere unskulptierte Basaltplatten, deshalb eingesetzt, um die Breite des westlichen Wandschmuckes einigermaßen der des östlichen anzupassen.

Im rechten Winkel zur Fassade, an den vorspringenden Turm gelehnt, steht dann ein großer Orthostat (1,55 Meter hoch und 1,90 Meter breit, Tafel 10b) mit einem Mischwesen. Es ist eine Verbindung von Mensch und Löwe, Vogel und Stier. Der Körper steht im Profil, der bärtige Menschenkopf en face. Der Flügel ist halb ausgebreitet. Seine mächtige Schwinge erhebt sich über die ganze Länge des Löwenrückens. Die Brust trägt nicht die Flammenzotten wie bei den Löwen der Fassade, sondern das nach unten gerichtete Schuppenmotiv, das wir bei Vogeldarstellungen wiederfinden. Der Kopf hat den Schifferbart, der am Ansatz mit Kringeln stilisiert ist. Von der Stirn gehen rechts und links zwei mächtige Stierhörner aus, die am Kopf selbst sitzen. Das Haar oder eine Perücke fällt ähnlich wie bei den Stiermenschen auf dem Sonnenscheibenorthostaten in starken, nach außen geringelten Flechten auf die Schulter. Auch die Kopfbedeckung ähnelt der der Stiermenschen, zeigt aber hier parallele Wellenlinien und endet bei der nur wenig konisch zulaufenden Spitze in einen flachen Knauf. Trotz der Stierhörner am Kopf selbst hat der Aufsatz noch ein doppeltes Hörnerpaar. Leider war das Gesicht bei der Auffindung des Steines im Jahre 1899 schon stark beschädigt. 1911 waren nur noch Teile der Platte vorhanden. Als ich die Steinbilder 1899 freigelegt hatte, ohne daß das Gebiet, wie die Eingeborenen gefürchtet hatten, durch Unglück wieder heimgesucht wurde, haben sie versucht, einzelne Steine zu zerstückeln, in dem Wahn, daß sich in ihnen Schätze oder Gold befänden. Als sich herausstellte, daß dies nicht der Fall war, haben Tschetschen aus der Hirschjagd und dem geflügelten Löwenmenschen Mühlsteine gemacht und darauf die Löcher wieder zugeschüttet. Glücklicher-

weise konnte ich die beiden wertvollen Reliefs nach den Photographien von 1899 und den noch vorhandenen Bruchstücken rekonstruieren.

Die Darstellung eines geflügelten Löwen mit Menschenkopf, angewachsenen Stierhörnern und Mütze mit Hörnern ist im Altertum unbekannt. In einem spätern assyrischen Text wird eine Reihe von Fabelwesen geschildert, von denen eins auf unser Steinbild paßt. Leider aber ist der Name dort abgebrochen, so daß wir nicht erfahren, welche Bedeutung es hatte.

An der Turmwand neben dem letzten Steinbild war noch Platz für eine der Fassade zugekehrte weitere Reliefplatte. Wir haben aber von ihr nichts mehr finden können. Als Gegenstück zu dem geflügelten Löwen mit Menschenkopf fand sich am östlichen Turm im Winkel zur Fassadenwand der Rest eines großen Orthostaten mit den Hinterfüßen eines nach links schreitenden Huftieres. Es ist aber zu wenig vorhanden, als daß eine Deutung möglich wäre.

Auf sämtlichen Steinen der Seitenwand der Fassade ist die Inschrift Kaparas, und zwar offensichtlich jeweils dort eingemeißelt, wo es dem Steinschreiber am bequemsten erschien.

Zu den wichtigsten Skulpturen des Tell Halaf gehören die beiden großen Steinbilder, die in der Leibung des Durchganges zum ersten Raum des Tempelpalastes aufgestellt waren, also an der Schmalseite der Lehmziegelmauer mit den Fassadenreliefs. Es sind verschleierte geflügelte Sphinxe, von denen ich Teile schon 1899 finden konnte. Sie waren so in die Leibung des Tordurchganges eingesetzt, daß ihr Vorderteil noch etwa 0,90 Meter vor die Fassade in den freien Raum hinausragte und ihre Flanken mit der Lehmmauer in den Torleibungen eine durchgehende Fläche bildeten. Die Fassadenmauer war jedoch noch dicker, als die Sphinxe lang sind, so daß ihre Hinteransicht vom Mauerwerk verdeckt wurde. Vorn sind die Steinbilder als Rundplastik, an den Seiten als Reliefs behandelt.

Der östliche Leibungsorthostat (Tafel 11) kann trotz einiger Beschädigungen als ganz erhalten gelten; er ist 2,20 Meter lang. Die Seitenfläche ist 1,23 Meter hoch, der riesige Kopf der Sphinx erhebt sich noch 35 Zentimeter über den oberen Abschluß der Orthostatenreihe der Fassadenwand.

Zahlreiche Stückchen der Oberfläche des Reliefs an der Seite,

zumal des Flügels, waren von dem Basaltblock abgesplittert, als der Tempel niederbrannte. Wir haben sie aber fast sämtlich wiedergefunden. Die Vorderseite der Sphinx ist anders gearbeitet als alle Steinbilder des Tell Halaf. Über den gut gemeißelten, wieder Bärenfüßen ähnelnden Löwentatzen erheben sich die Beine wie viereckige Säulen und gehen oben unmittelbar in den übergroßen Frauenkopf über, der auf der fast ganz flachen Rücklage zwischen den Beinsäulen aufsteht.

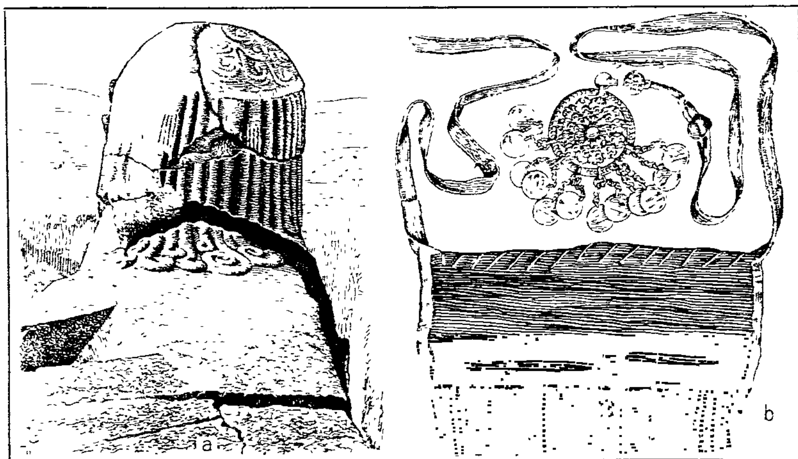
Hier ist nichts von Muskulatur zu sehen. Der Anblick erinnert an die späteren Hermen oder an Pfahlgottheiten. Vorn an der linken Beinsäule ist die Inschrift Kaparas von oben nach unten eingemeißelt.

Der Kopf ist ein Meisterstück alter Bildhauerkunst. Das flache Kinn tritt stark zurück. Die im Profil lang und spitz vorspringende Nase bildet von der Seite gesehen mit der fliehenden Stirn und dem Oberteil des Kopfes eine ungebrochene, flach gewölbte Linie. Unwillkürlich wird man an die Vogelnasengesichter der Siegelzylinder und Plaketten aus dem ältesten Südmesopotamien, vor allem aber an die Riesenstele des Djebelet el Beda (vgl. Abschnitt VIII) erinnert. Das Haupthaar auf dem Schädel ist in Kringel gelegt. Um die Stirn schlingt sich ein Band, das am Hinterkopf geknotet erscheint und in zwei herabfallende Troddeln endet. An diesem Stirnband hängen abwechselnd längere und kürzere, unten spiralig nach hinten endende Bändchen, die jenseits der Ohren den ganzen Hinterkopf bedecken. Ähnliche, aber stärkere Bänder liegen dicht vor jedem Ohr. Am Halse, eine Hand breit unter dem Kinn, verläuft ein querliegender Streifen, und weitere kleinere spiralige Bänder hängen hier herab. Unter dem Stirnband sind auf der Stirn, von Ohr zu Ohr, Haarzotten gemeißelt.

Der Mund ist nur durch eine schmale Linie gezeichnet, die Lippen sind kaum angedeutet. Ganz anders als bei sämtlichen übrigen Steinbildern des Tell Halaf sind die Augen. Statt einer großen, weißen Einlage, in die ein flacher, runder, polierter Kern aus schwarzem Stein als Pupille eingesetzt ist, liegt hier, von einem schmalen, weißen Rand umgeben, ein fast ganz die Augenhöhle füllender, ovaler, stark vorgewölbter schwarzer Steinkern. Eins dieser Augen habe ich bei der Entdeckung 1899 in situ gefunden und retten können.

Das Antlitz hat ganz entschieden etwas Mystisches. Die Augen erscheinen weit dunkler als alle andern eingesetzten Augen des Tell

Halaf. Vom ersten Augenblick an war ich überzeugt, eine verschleierte Göttin vor mir zu haben. Sie sieht durch den Schleier weniger gut, und darum ist ihr Auge dunkler, schwärzer, eindringlicher. Daß der Künstler einen Schleier darstellen wollte, wird außerdem durch das Stirnband mit den zwei herabhängenden, durch Troddeln noch betonten Bandenden am Hinterkopf unwiderlegbar bewiesen. Der Schleier wirkt wie ein Kopfputz. Noch gegenwärtig werden am oberen Tigris, so in Mossul, ganz ähnliche Schleier getragen. Genau wie auf dem Steinbild hält man sie durch ein Stirnband fest. Es wird am Hinter-



a) Hinterkopf der verschleierten Sphinx mit der Knüpfung des Schleierbandes,
b) Schleier aus Mossul

kopf geknotet, und die Enden laufen in Troddeln oder Silberarbeiten aus, die man hinten herabhängen läßt. Rechts und links sind diese Schleier mit einem weißen Band eingefaßt. Der Schleier selbst ist aus schwarzen Pferdehaaren. Er wölbt sich leicht von der Stirn bis zu seinem untern Abschluß unter dem Kinn und von rechts nach links über dem Gesicht. Wie bei dem Steinbild reicht er bis zu den Ohren oder darüber. Dieser Mossul-Schleier gleicht bis in die kleinsten Einzelheiten dem Schleier der Sphinx, nur fehlen am Stirnband und unten die herabhängenden kleinen Bändchen. Schleier ähnlicher Art mit allerhand Zierat, der vorn herabhängt, finden sich in zahlreichen andern Gegenden des Islam.

Daß Mund, Nase und Augen sowie die Haare unterhalb des Stirnbandes bei der verschleierten Göttin wiedergegeben werden, entspricht den Schleierdarstellungen im Altertum. In Ägypten wurden unter den Schleiergewändern die Brust, der Nabel und die Glieder vollkommen sichtbar gezeichnet. Aber denken wir auch an neuzeitliche Plastiken verschleierter Personen auf italienischen Friedhöfen. Auch hier sieht man trotz der Verschleierung die Formen, ja Einzelheiten des Gesichts.

Wir haben in dieser Sphinx das älteste verschleierte Steinbild der Welt. Es gibt kein Gegenstück dazu. Ein Gesichtsschleier ist bisher in der vorgriechischen Antike nirgends gefunden worden. Aber das Altertum kennt seit Urzeiten die Verschleierung. Im Gilgamesch-Epos trägt die Göttin Siduri, die am Mittelmeer haust und zu der Gilgamesch auf der Suche nach dem Lebenskraut gelangt, ein Gewand, das als Hemd, aber auch als Schleier gedeutet wird. Im subaräischen Kulturkreis haben wir bei Steinreliefs eine Reihe von Frauengestalten, die bei einem Totenmahl sitzen und einen Schleier nach hinten über den Kopf herabgeworfen tragen. Im mittelassyrischen Gesetzbuch erscheint der Schleier als Merkmal der ehrbaren Frau im Gegensatz zu der unverschleierten Hierodule.

Die Verschleierung steht auf dem Tell Halaf nicht vereinzelt da. Ich sehe bei den kleinen hockenden Frauenstatuetten der Buntkeramikschicht in der Bemalung am Kopfende ebenfalls die Darstellung eines Schleiers. Auch auf syro-hettitischen Siegelzylindern finden wir häufig Gottheiten mit einem Schleier oder Gewand, das sie lüften, um ihre Nacktheit zu zeigen.

Das Relief der Seitenfläche der verschleierten Sphinx zeigt einen geflügelten Löwen. Der Künstler sieht sein Steinbild halb seitwärts von vorn und gibt ihm dementsprechend die beiden Hinterbeine, läßt jedoch an der Seitenansicht nur die Seite des linken Vorderbeines erscheinen. Dies steht im Gegensatz zu späteren assyrischen Leibungskolossen, Stier- und Löwenmenschen, die den unsern nachgebildet sind, bei denen aber an der Seitenfläche vier schreitende Beine dargestellt werden, wiewohl die als Rundstatue skulptierte Vorderansicht beide Vorderfüße des Tieres ausgeführt zeigt: an den assyrischen Leibungskolossen sind daher fünf Füße zu sehen. Bei den Tell-Halaf-Steinbildern ist alles realistischer. Das Tier hat nur vier Beine, und auch trotz der Verbin-

7*

dung von Rundplastik und Relief werden nur vier dargestellt. Das ist altsubaräisch.

Sonst hat das Relief dieselben Merkmale wie die großen Orthostaten, dieselben Ritzlinien zur Wiedergabe der Muskulatur, das Flechtwerk zur Kennzeichnung der Haare unter dem Löwenleib. Fast die ganze Flanke des Löwenkörpers auf der großen Reliefplatte nach dem Durchgang ist von einem mächtigen Flügel bedeckt. Er hat oben einen schuppenartig gemusterten Absatz von Deckfedern, wie sie ähnlich der geflügelte Löwenmensch der Vorderfassade auf der Brust trägt. Von diesem Flügel strahlen die übrigen langen Schlagfedern in zwei selbständigen Reihen fächerartig aus.

Der ganze Körper der Sphinx ist rein flächenmäßig bearbeitet. Unter der Bauchlinie tritt der Stein scharf rechtwinklig zurück. Die freie Fläche, die darunter zwischen Vorderbein und erstem Hinterbein entstand, ist mit einer Kampfszene als selbständiges Relief ausgefüllt. Dieses Bild ist sehr bewegt. Es ist mit größter Sorgfalt und Feinheit gearbeitet. Ähnlich den andern Skulpturen des Tell Halaf zeigt es die Merkmale der Frühkunst.

Zwei Gruppen sind dargestellt. Links hinter dem Vorderbein der Sphinx kämpft ein nach rechts gewendeter Mann gegen einen aufgerichteten, geflügelten Löwen, von dem leider der Kopf fehlt. Vielleicht handelt es sich um einen Greifen und hatte der Löwe einen Vogelkopf. Die andere Gruppe zeigt einen gleichfalls nach rechts gerichteten, vierfach geflügelten Mann, der mit der Linken die rechte Tatze eines Löwen mit weit geöffnetem Maul in die Höhe hält und im Begriff ist, ihn mit dem kurzen breiten Schwert zu erstechen. In dem freien Raum zwischen diesem Löwen und dem ersten Hinterbein der verschleierten Sphinx ist ein kleineres Tier wie im Sprung dargestellt; seine Vorderfüße liegen auf dem Rücken des Löwen. Sein Maul ist geschlossen, die Netzwerkstriche unter dem Bauche fehlen hier. Es handelt sich um einen großen Jagdhund, der den geflügelten Mann im Kampf unterstützt. Wir haben auch auf einem kleinen Orthostaten einen genau in derselben Art dargestellten Jagdhund im Sprung über einen Wildstier, vielleicht wie hier gleichzeitig zur Ausfüllung des Raumes.

Im übrigen hat uns der Tell Halaf in diesem Steinbild nicht nur durch die Verschleierung etwas Neues gebracht, auch Darstellungen

unter einem großen Tierkörper auf derselben Platte sind neu; wir finden sie auf dem Tell Halaf auch bei andern steinernen Tierkolossen.

Die Hinterseite der dicken Steinplatte ist gleichfalls, wenn auch nur wenig und kubistisch bearbeitet. Der Schwanz des Löwen fällt von der geraden Rückenfläche herab und findet auf der großen Seitenfläche seine Fortsetzung, wo er zwischen den Hinterbeinen liegt. Er ist hier hakenartig nach hinten eingebogen. Aber von der Skulptur der Rückseite war bei der Aufstellung des Steines in der Leibung des Durchganges zur Zeit des Kaparapalastes nichts zu sehen, da sie von dem Mauerwerk der Fassadenwand verdeckt wurde, die dicker als der Stein lang war. Auch dies ist ein Zeichen der späteren Wiederverwendung der Skulpturen.

Die Vorderwand der Fassade stieß an die rechte Schulter der verschleierten Sphinx. Soweit die rechte Seite des Tierkörpers sichtbar war, zeigte sie genau dieselbe Skulptur wie bei der großen Fläche des Tordurchganges, nämlich Teile des auch hier nach hinten gerichteten Flügels. Rechtwinklig schloß sich an die verschleierte Sphinx in der Fassadenwand nach Osten der nach rechts schreitende Löwe an.

Die Benutzung von skulptierten Orthostaten zur Verkleidung des Fußes der Außenwände von Gebäuden ist subaräisches Kulturgut. Sie dienten zur Stützung und Erhaltung der Bauten, die in Subartu nicht aus gebrannten, sondern nur aus in der Sonne gedörrten Lehmziegeln bestehen, und schützten sie vor den im „oberen Land" so häufigen Regen- und Wolkenbrüchen, die der Wind oft stundenlang gegen die Mauern peitscht. In dem steinarmen Sumer gab es keine solchen Orthostaten. Hier wurden die Häuser und Paläste aus gebrannten Ziegeln gebaut.

Die Assyrer haben die Verwendung von Orthostaten aus ihrer früheren subaräischen Zeit und infolge späterer Wiederbeeinflussung vom Westen übernommen, wiewohl sie weniger durch praktische Gründe hierzu veranlaßt waren. Die Orthostaten sind für die Subaräer, die in ihrem Kunstsinn so erfinderisch waren und — wie sich aus der Buntkeramik ergibt — alle Motive gern spielend abwandelten, das gegebene Feld gewesen, das skulpturell darzustellen, was ihnen am Herzen lag, ihre Welt, ihren Götterglauben, ihre Kämpfe und Jagden. So wurde die Skulptur ein Teil der Architektur.

In Subartu wurde auch der Orthostat erfunden, der im Tordurchgang an der Türleibung angelehnt ist und mit seinem vorderen Teil als Rundskulptur über die Hauptwand weit hervorragt. Wir begegnen ihm im subaräischen Kulturkreis als Tierkoloß und als Mischgestalt. Der Tell Halaf, der so viele Überraschungen bietet, hat neben den verschleierten weiblichen Sphinxen auch andere, sonst nirgends vorkommende Leibungsorthostaten besessen. Diese Steinbilder waren gleichzeitig Torhüter. In Assyrien werden die das Tor hütenden Mischwesen Lamassu genannt. Sie tragen hier immer die göttliche Hörnerkrone auf dem Menschenhaupt.

Wir wissen aus den bereits erwähnten Verträgen zwischen Schuppiluliuma und Mattiuaza, daß solche Lamassus, hier mit dem Ideogramm KAL geschrieben, Gottheiten dargestellt haben. Das ist von großer Bedeutung für die Erklärung unseres Steinbildes und ein weiterer Beweis dafür, daß die verschleierte Sphinx die Vertreterin der Hepet gewesen sein muß. Wie das Mischwesen der Sphinx entstanden ist, darauf wird noch später zurückzukommen sein.

In der verschleierten Sphinx ist die Allmacht der großen Göttin lebendig zum Ausdruck gebracht. Selbst wir Menschen von heute können uns der Mystik dieser so merkwürdig gearteten Augen nicht entziehen, der Mystik des Antlitzes mit den schmalen Lippen, dem eigenartigen Gesichtsausdruck und dem großen verschleierten Kopf, der unmittelbar auf den Beinpfeilern aufsteht. Den alten Subaräern war die Verschleierung der „großen Göttin" viel geläufiger als uns. Die Legende von der verschleierten Sphinx in Ägypten, die alles Wissen besitzt und die jeden mit ihren Krallen zerfleischt, der ihren Schleier lüftet, ist als Erfindung des griechischen Reisenden Plutarch gegeißelt worden. Wer weiß, ob nicht das benachbarte Vorderasien, aus dem soviel nach dem Nilland gelangt ist, den Ägyptern auch diese Legende aus der subaräischen Überlieferung geschenkt hat? Die weibliche Gottheit, die große Göttin, die Mutter anderer Götter, die Spenderin der Fruchtbarkeit, wird bei den Subaräern auch als wilde Jagdgöttin und nicht nur als männerliebend, sondern auch als männermordend verehrt. Man weiß nicht, ob ihr nicht auch Menschenopfer dargebracht wurden. In dem Tordurchgang des Tempelpalastes steht sie auf einer Löwin, Greifen gehören hier zu ihren Tieren. Bei unserer Sphinx befindet sich

ihr Kopf unmittelbar auf dem Tierleib, und unter dem Löwenkörper bekämpfen sich Dämonen und Löwen.

Auch vor ihr stand ein hufeisenförmiger Schlachtopferaltar, den wir noch an seinem Platze fanden, wie vor dem Teschup der westlichen Fassadenseite. Kleine, hockende Frauenstatuetten aus der Buntkeramik-schicht und manche andere Funde deuten aber darauf hin, daß die Hepet auch auf dem Tell Halaf als Liebesgöttin verehrt wurde.

Die verschleierte Sphinx muß von vorn betrachtet werden. Der Altar steht zu ihren Füßen. Die große Flügelseite ist nur Beiwerk. Das Steinbild ist eins der merkwürdigsten und interessantesten, die wir aus dem Vorderen Orient kennen. Es ist einzig in seiner Art.

Der westliche Leibungsorthostat in dem Durchgang des Tempel-palastes ist das Gegenstück der verschleierten Sphinx. Sein Menschen-haupt hatten die Tschetschen gefunden, als sie seinerzeit ihren Toten auf dem Tell Halaf begraben wollten. Sie hatten den Kopf zerstört und in den Chabur geworfen. Im Jahre 1899 hatte man mir die linke Wange aus dem Wasser geholt. Ich konnte das Bruchstück damals photographieren. 1911 wurde die rechte Seite des Kopfes im Flusse gefunden. Weitere Teile waren nicht mehr herbeizuschaffen, doch kann aus diesen beiden Stücken einwandfrei festgestellt werden, daß der Kopf genau dem unversehrten der östlichen verschleierten Sphinx ent-sprach. Von dem gewaltigen Körper war noch ein großer Teil er-halten. Er war ebenso groß wie der des östlichen Mischwesens. Der erhaltene Unterteil der Vorderbeine zeigt dieselbe viereckige, säulen-artige Form mit den bärentatzenähnlichen Löwenpranken darunter. Auch hier stand in situ der hufeisenförmige Altar davor.

Die dem Tordurchgang zugekehrte Seitenfläche ist sehr stark zerstört, wir fanden jedoch Reste des Flügels auf dem Löwenkörper. Die Darstellung unter diesem war noch ganz erhalten. Sie zeigt einen Tierkampf. Rechts ist ein nach links gerichtetes Huftier mit auseinanderstrebendem, von vorn gesehenem Geweih, das kleiner als bei dem Hirsch ist. Es wird ein großer Steinbock (Ibex) gewesen sein. Er hat wieder das lässig erhobene Vorderbein, das wir von der Stier-jagd kennen, gegen ihn springt ein geflügeltes Mischwesen an, ein Löwe mit einem Horn auf dem Haupte und mit vorgestreckten Tatzen. Ein großer Flügel liegt über dem Rücken. Statt der Hinterbeine und

des Schweifes des Löwen finden sich Vogelfüße und Vogelschwanz. Die ganze Ausführung ist hier einfacher und auch weniger gut als bei der andern verschleierten Sphinx. Der Raum für das Bild zwischen den Sphinxbeinen ist kleiner.

Auf der an die Lehmmauer des Tempelpalastes in der Leibung angelegten Seite des Steines fanden wir merkwürdigerweise eine andere Skulptur. Nur roh bearbeitet sind hier die beiden Hinterbeine und der untere Teil des Leibes eines Löwen zu erkennen. Dieser lag nicht unwesentlich höher als auf der andern Breitseite des Steines am Tordurchgang. Der Bildhauer hatte an der in der Wand versteckten Seite des Steines seine Arbeit noch nicht vollendet. Augenscheinlich bestand einmal die Absicht, aus dem Basaltblock eine andere Darstellung zu machen, die dann aufgegeben wurde.

Der etwas über 9 Meter breite Durchgang zwischen den beiden verschleierten Sphinxen war von drei gewaltigen Tierkolossen aus Basalt unterbrochen. Von Osten nach Westen standen hier: ein Löwe, ein Stier und eine Löwin (Tafel 12a). Die Tierkolosse sind wie die Sphinxe etwa drei Meter lang. Darauf standen Riesengötterbilder. Der Löwe und die Löwin trugen kubisch gearbeitete hohe Untersätze, die mit dem Tierkörper organisch verbunden waren. Bei dem Stier bildete dieser Kubus ein selbständiges Zwischenglied mit einem eigenen Zapfen, der in den Stierrücken früher eingelassen war.

Als der Tempel niederbrannte, stürzten die Götterstatuen von den Untersätzen herab, und zwar nach vorn auf den Boden, wo wir sie zum Teil mehr oder weniger zerstückelt fanden. Zwei wurden durch die vorher herabgefallenen brennenden Balken und durch den diese bedeckenden Erdestrich des Daches geschützt und sind in ihren Teilen verhältnismäßig sehr gut erhalten geblieben. Nur die dritte Statue, die in der Mitte stand, ging ganz in Trümmer. Auch die Tierkolosse haben zum Teil stark gelitten. Die Sockelkuben und die oberen Rückenteile sind auseinandergeplatzt, die übrigen Teile waren aber mehr oder weniger unversehrt. Es war genug vorhanden, um sie einwandfrei zu rekonstruieren. Nur bei den kubischen Aufsätzen fehlte so viel, daß wir nicht alle Einzelheiten wiederherstellen konnten. Bei dem Kopf des Löwen stellte es sich heraus, daß ein Teil des Maules schon von Kapara zusammengesetzt worden war. Denn wir fanden Stücke, die tiefe,

viereckige Dübellöcher für Metallklammern aufwiesen. — Auch dies ist einer der vielen Beweise, daß Kapara seine Steinbilder aus einer früheren Schicht hervorgezogen und nur wiederverwendet hat.

Die frei stehenden Tierkolosse sind ganz archaisch behandelt; sie erscheinen gleichfalls vorn als Rundplastiken, an den Seiten jedoch als Reliefs. Vielleicht war der Künstler, der sie schuf, ein wenig weiter fortgeschritten als der Bildhauer der verschleierten Sphinx. Die Vorderbeine sind nicht mehr kantig pilasterartig, aber immer noch säulenhaft. Die Brust erscheint stark gewölbt, die Löwenpranken sind wieder bärentatzenartig.

Zwischen Vorder- und Hinterbeinen ist der Stein nicht herausgemeißelt. Der Tierbauch schwebt nicht, wie bei einem aufrecht stehenden Tier, in der Luft, sondern ruht auf dem stehengebliebenen Steinblock. Der Bauch geht nicht senkrecht kantig, sondern etwas abgerundet in die darunterliegende, zurückgehende Seitenfläche über; diese ist wie bei den Sphinxen mit Reliefs geschmückt.

Im übrigen sind die Einzelheiten ähnlich ausgeführt wie bei den großen Reliefs an den Orthostaten der Fassade, so bei den Haaren, den Flammenzotten der Löwenmähne, den flechtwerkartigen Haaren unter dem Bauch, den Halsfalten bei dem Stier, den Streifen mit Einkerbungen unter dem Rücken. Nur sind die Beinmuskeln im Hochrelief ausgeführt. Der Rücken zeigt starke, netzartige Behaarung, die Schwänze fallen an der weniger bearbeiteten Rückseite gerade herab.

Auch hier ist im Grund alles auf die Vorderansicht eingestellt. Der Rundplastik Rechnung tragend, sind auf den Reliefs an den Seiten nur ein Vorderbein und ein Hinterbein dargestellt. Abermals also ist der subaräische Grundsatz, ganz naturgetreu zu arbeiten, befolgt: das frei stehende Tier hat nur vier Beine. Die Körper ruhen vorn stark und fest auf den mächtigen Beinen. Die Köpfe sind verhältnismäßig sehr groß.

Der Kopf des Löwen und der Löwin ist sehr breit. Die Mäuler sind drohend geöffnet, die Oberlippen, unten gerade abgehackt, durch parallele Ritzlinien dargestellt. Die Hauzähne sind außerordentlich stark, die unteren mehr rundlich, die oberen nahezu dreieckig. Die Zungen hängen ihnen über den Unterlippen herab. Bei dem Löwen sind die kleinen Schneidezähne dargestellt, die bei der Löwin fehlen. Die Hals-

krausen werden durch einen Wulst gebildet. Die Löwin ist hinten etwas niedriger und erscheint dadurch etwas schlanker, wiewohl der Vorderkörper merkwürdigerweise eher mächtiger als der des Löwen geformt ist. Es ist von Bedeutung, daß der Löwe die Vorderbeine etwas nach vorn streckt und hierdurch einen wuchtigeren Eindruck macht, während die Löwin sie etwas zurückzieht und mehr schleichend erscheint.

Die Augen der drei Tierkolosse sind eingesetzt und übergroß.

Die Szenen auf den Reliefs unter dem Bauch sind bei allen Tieren auf beiden Seiten gleich. Bei dem Löwen ist es ein auf dem Rücken liegender Hirsch in Seitenansicht mit heraushängendem Gekröse. Das Geweih des Zehnenders ist von vorn gesehen; die beiden Stangen breiten sich nach links und rechts gleichmäßig aus. Das Maul des Hirsches ist offen, die Zunge hängt heraus, die Augen sind geschlossen. Die Hinterbeine sind wie im Starrkrampf nach rückwärts gestreckt, von den Vorderbeinen das eine nach vorn, das andere nach rückwärts. Die Darstellung ist von unübertrefflicher Realistik.

Bei der Löwin finden wir ein ihren Hinterbeinen zugewandtes Löwenbaby, das am Euter der Mutter saugt. Es hat in seiner Freude eine Tatze und den Schweif erhoben. Hinter ihm hängt ein kleineres Tier, nach seinem gewundenen Gehörn, das übrigens trotz der Profildarstellung auch auseinander steht, wohl als Steinbock (Ibex) zu deuten, ebenfalls mit heraushängendem Gedärm und wohl in gleicher Weise wie der Hirsch als Futter für die große Löwin gedacht.

Die Darstellung unter dem Stier ist dem Huftier angepaßt. Hinter den Vorderfüßen steht eine niedrige, einem Gebüsch ähnliche Palme, auf die eine flüchtende Gazelle zuspringt. Dahinter steht der Verfolger mit gespanntem Bogen. Die Muskeln sind bei diesen Reliefs wieder in Ritzlinien gegeben.

Der Stier ist das mächtigste Tier. Der gewaltige Kopf erinnert vollkommen an Stierköpfe, denen wir im alten Sumer, insbesondere in Ur, begegnen. Demgemäß habe ich bei der Zusammensetzung des Tierbildes auf eine dreieckige Vertiefung in der Stirn eine Blesse aus gekräuseltem Haar aufgelegt, wie dies bei allen Stierköpfen in Ur vorkommt. Die Blesse auf dem Tell Halaf war — wie ich annehme — im Gegensatz zum schwarzen Basalt aus weißem Kalkstein. Die nicht mehr vorhandenen Ohren waren in viereckigen Dübellöchern eingesetzt.

Die Vorderseite der Standfläche, der Plinthe, bei dem Stier und auch die unteren Teile seiner Seitenreliefs zeigen das bekannte, nach oben gerichtete Schuppenmotiv, durch das schon in der ältesten Zeit im Vorderen Orient Erd- oder Bergformationen angedeutet werden sollten.

Alle vier Seiten des kubischen Sockels auf dem Rücken des Löwen, auf dem eine riesige Götterfigur stand, waren mit Bildern von Musikanten geschmückt, und zwar immer je zwei auf jeder Seite. Auf der Vorderseite rechts ist auf einem großen, mit dem Löwenkörper noch verbundenen Stück des Kubus ein Mann in langem Rock dargestellt, der mit erhobener Hand ein Tamburin hält. Die Füße sind auswärts gerichtet, der Kopf und die rechte Seite fehlen. Links neben ihm muß eine zweite Person gestanden haben, von der nur mehr ein Fuß erhalten ist. Von der Rückseite des Sockels ist nur ein Stück vorhanden, auf dem die Füße von zwei Personen zu erkennen sind. Von den Seitenflächen sind noch Reste von zwei andern Musikanten da. Der eine hält eine Leier mit fünf Saiten, der andere ein Tamburin.

Der Sockel der Löwin zeigt auf den vier Seiten Reste von Greifen. Den Sockel des Stieres fanden wir am Boden liegen. Die Hinterseite war abgesprungen, an den drei andern Flächen befanden sich Reste von Reiterszenen. Besonders drastisch ist das fast unversehrte Relief eines hockenden Mannes mit rundem Schild, der ein Pferd am Zügel hält. Auf der daneben befindlichen Seite bändigt ein nach rückwärts sich stemmender Krieger mit Schild ein Pferd, das davonspringen will. Die oberen Partien dieser Szene sind leider nicht mehr erhalten. Auf der dritten Seite ist der Rest eines Reiters zu Pferde.

Auf den Kuben der drei Tierkolosse waren die unten in viereckigen Sockelplatten mit Zapfen endenden drei Riesengötterbilder aufgestellt. Die Größe der Standflächen stimmte zu der der kubischen Aufsätze, in die sie eingelassen waren.

Aus der Fallage der Statuen war ersichtlich, daß eine männliche zum Löwen, eine weibliche zur Löwin gehörte. Diese beiden waren mehr oder weniger unversehrt. Von dem männlichen Standbild, das auf dem Stier gestanden hat, waren nur noch Reste erhalten.

Jede der drei Riesenstatuen ist aus einem einzigen Basaltblock hergestellt. Die durchschnittliche Höhe vom Kopf bis zur Standfläche beträgt 2,60 Meter. Die menschlichen Gestalten sind kerzengerade

aufgerichtet. An Schultern und Hüften ausladend, erscheinen sie im übrigen wie walzenförmige Säulen. Die Scheitelfläche der Köpfe ist abgeplattet und dem Standsockel genau parallel. Damit die Fläche waagerecht wurde, war der Hinterkopf hoch nach oben gezogen gearbeitet. Von der Rückseite der Statuen sind nur die Köpfe und herabfallenden Haare skulptiert, diese jedoch in allen Einzelheiten. Die Rückenlinie verengt sich in der Taille.

Die Füße stehen ein wenig auseinander, der linke etwas vor dem rechten. Die Achse der Figuren war so gut ausgerichtet, daß die hohen Steinkörper auf ihren Sockeln die richtige Gleichgewichtslage hatten. Bei der vollständig erhaltenen männlichen Figur war der größere Teil des Sockels vorhanden, bei der weiblichen fehlte sein vorderer Teil. Wir haben später noch einen Fuß der Göttin gefunden.

Von Interesse ist der Vergleich mit einer kleineren Götterstatue, die in dem Kultraum unseres Stadtgebietes stand. Sie entsprach dem großen Gott fast genau. Sie stand noch an ihrem alten Platz auf einem Steinsockel, in den sie mit einem Zapfen und durch Eingießen von Blei fest eingelassen war.

In derselben Weise werden wohl auch unsere Riesengötter in die Kuben auf den Tierbasen und die zylindrischen Aufsätze auf den Köpfen der Trägerfiguren durch Blei befestigt gewesen sein.

Die Kopffläche der Götterfiguren hatte ein tiefes, viereckiges Dübelloch. Erst im Jahre 1929 fanden wir einen runden, oben sich etwas konisch verjüngenden, gut geglätteten hohen Aufsatz, dessen Zapfen genau in das Dübelloch des Riesengottes auf dem Löwen paßte. Er war oben abgebrochen; die erhaltene Höhe betrug 60 Zentimeter. Außerdem fanden wir Reste ähnlicher, oben jedoch spitzer zulaufender konischer Zylinder, die an ihren schmaleren Enden ein kleineres Zapfenloch wie zur Aufnahme eines Sattelholzes besaßen und wohl zu den beiden andern Riesengöttern gehörten. Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Aufsätze auf den Köpfen der Statuen standen und die Bindeglieder zwischen den Steinbildern und dem Gebälk des Torsturzes waren.

Die Köpfe der Statuen sind im Verhältnis zu den Körpern übergroß. Die Schultern sind sehr breit und hochgezogen, die Arme außerordentlich stark und flach an den Körper gelegt, die Unterarme ungefähr rechtwinklig zum Oberarm gestellt.

Beide Figuren tragen bandförmige Diademe. Das Muster auf dem Diadem besteht bei dem Mann aus abwechselnd siebenblättrigen Rosetten und stilisierten Palmenbäumen, bei der Frau aus sechs- und siebenblättrigen Rosetten abwechselnd mit stilisierten Palmen und sich überquerenden Butmbäumen, die zudem, durch Querlinien kassettiert, voneinander getrennt sind.

Der Kopf der männlichen Figur (Tafel 13b) zeigt ganz den Typus der Reliefbilder. Das Gesicht ist breit, die Nase, leider etwas beschädigt, gebogen, die Wangen sind fleischig, die Lippen kräftig und vorstehend, die Mundlinie ist wenig ausgeprägt. Groß und stark heben sich die Ohren vom Kopf ab. Sie zeigen Löcher für Ohrringe. Der Bart hat wellenförmig herabfallende Strähnen, die oben und unten in Kringeln enden. Auf der Oberlippe liegt ein grätenartig stilisierter Schnurrbart.

Die Kopfhaare fallen in parallelen Zickzacklinien bis zu den Schultern und verhältnismäßig tief auf den Rücken herab, wo sie durch drei übereinanderliegende, starke Kringelreihen abgeschlossen werden. Die großen, eingelegten Augen zeigen einen kleinen, schwarzen Kern in breitem, weißem Rand.

Über den Ohren ragt aus dem Kopf unter dem Diadem ein starkes Hörnerpaar hervor, das Zeichen der Göttlichkeit, das sich wie bei den Hörnermützen in der Mitte über der Stirn vereinigt haben muß; die Spitzen sind abgebrochen.

Die Kleidung besteht aus einem Hemd mit kurzen Ärmeln. Hemd- und Ärmelabschluß wird durch ein Band mit herabhängenden Fransen gebildet. Darüber liegt der sogenannte kappadokische Rock, der die rechte Schulter und das linke Bein frei läßt, unten abgerundet ist und fast bis zu den Füßen reicht. Er läuft in drei übereinanderliegende schräge Volants aus, deren Saum ein Muster von einander gegenübergestellten Dreiecken zeigt. Solche rockartigen Gewänder scheinen wie ein Schal um den Körper gelegt worden zu sein. Da der Rücken nur glatt gearbeitet war, kann der Verlauf des Rockes hinten nicht festgestellt werden.

Der rechte Arm, eng an die Brust gelegt, hält einen Bumerang, der unten eine herabhängende Schlaufe besitzt. Das obere Ende liegt auf der rechten Schulter auf. Diese Schulterung der Waffe ist uralt

subaräisch. Wir finden sie auf kleinen Orthostaten und auf weiteren Tell-Halaf-Steinbildern, ebenso wie auf dem Djebelet el Beda, der ja mit dem Tell Halaf eng zusammenhängt, ferner aber auch in Südmesopotamien, wie bei den Digdigi-Terrakotten.

Die linke Hand, tiefer als die rechte gehalten, umfaßt den Knauf eines langen Schwertes, das der Rundung des Körpers folgt. Dasselbe große Schwert finden wir auf andern subaräischen Steinbildern, so auf den alten Götterstatuen von Sendjirli-Scham'al und Djerablus-Karkemisch.

Die Füße stecken in Sandalen mit Zehenriemen.

Die Reste der zweiten männlichen Statue, die auf den Stier gehörte, ließen erkennen, daß sie der unversehrten Figur fast vollkommen entsprach. Der Unterschied bestand darin, daß der Saum des Hemdes stilisierte Palmen und Rosetten statt der einfachen Fransen besaß; zweifellos sollte die Figur damit als höhere Gottheit gekennzeichnet werden. Ferner ist die Hand, die den Bumerang hält, besser stilisiert und stärker als die des unversehrten Gottes. Überhaupt war diese Mittelfigur etwas kräftiger gehalten.

Die große weibliche Statue (Tafel 13a) wurde fast vollständig zutage gebracht. Sie war nur in einige Stücke geborsten.

Das Gesicht ist rund und zeigt weiche Formen mit Grübchen und Falten am Kinn. Ein Teil der Nase fehlt. Das reiche Haar fällt in einzelnen Locken über den Rücken. Die Behandlung der Haarfrisur über der Stirn und an den Seiten ist ganz eigenartig. Parallele waagerechte Linien unter dem Diadem laufen quer über die Stirn, dann knapp vor den Ohren schräg nach abwärts und lösen sich schließlich in eine Flechte oder Locke auf, die über die Schultern geht und sich dort mit den andern Haaren vereinigt. Durch Querlinien erhält das Haar, das das Gesicht oben und an den Seiten einrahmt, ein gewelltes Aussehen.

Fünf Reihen von Perlen schmücken den Hals der Göttin. Die oberen drei bestehen aus runden, die unteren beiden dagegen aus länglich und flach geformten Kugeln sowie kleineren Perlen. Vier schwere Reifen um die Handgelenke und drei um die Fußgelenke vervollständigen den Schmuck. Die Füße sind ohne Sandalen.

Der Körper ist ganz bekleidet. Die Art des Gewandes läßt sich schwer erklären, vor allem deshalb, weil auch hier die Rückenbearbeitung des Steinbildes fehlt. Augenscheinlich ist es ein langer Rock, der vorn

die Fußgelenke frei läßt und hinten bis zum Boden reicht. Er war jedenfalls von der Hüfte an geteilt, die rechte Seite über die linke geschlagen. Über die Schultern hängt eine Pelerine, die am Halse zusammengeknüpft ist und deren vordere Seiten, durch mehrfache Borten umrahmt, über die Brust herabfallen. Hinten muß sie länger gewesen sein. Nur die Unterarme ragen aus ihr heraus. Der Rock ist durch eine schräg gestrichelte Borte an der Seite, unten durch eine Borte mit kleinen Fransen abgeschlossen. Vielleicht sollten auch an der Seitenborte herabfallende Fransen dargestellt werden. Nicht erklärlich erscheint mir eine Borte, die quer unter den beiden Unterarmen verläuft. Sie bildet die Fortsetzung des Pelerinensaumes, hat aber eigentlich keine Berechtigung an dieser Stelle. Möglicherweise handelt es sich bei dem Gewand aber auch um eine Art Mantel, der vorn offen war, einen querliegenden schlitzartigen Ausschnitt für beide Unterarme hatte und bis zum Boden reichte.

Der obere Saum des Gewandes ist durch einen Halsschmuck verziert, der aus Halbmonden sowie sechs- und siebenblättrigen Rosetten besteht. Bei der Kleidung waren solche Verzierungen sicher aus getriebenem Gold auf den Stoff aufgenäht.

Die Ohren haben Löcher für Ohrringe. In der linken Hand trägt die Frau einen Gegenstand, der sich wie ein Pompadour oder Täschchen ausnimmt. Ich bin jedoch der Ansicht, daß es sich um ein flach wiedergegebenes Henkelgefäß handelt, und zwar aus Kupfer oder anderm Metall. Wir haben sehr ähnlich geformte Gefäße auf dem Tell Halaf gefunden, aus Kupfer und auch aus blauer Fritte, allerdings ohne Henkel. Das Gefäß hat jedenfalls kultische Bedeutung.

Die Verwandtschaft der Göttin auf der Löwin mit der überlebensgroßen stehenden attischen Frauenstatue des 6. Jahrhunderts im Berliner Alten Museum ist geradezu überraschend. Nur die Gewandung ist anders, und auch die im übrigen gleich starr ausgeprägte Gebärde der Hände ist vertauscht: hier ist es die rechte, die das Gefäß umfaßt, und die linke, die steif vor den Leib gehalten wird. Aber die Strenge der Haltung, der emporgerichtete Kopf, der ein niedriges, zylindrisches, oben fast waagerecht abschließendes Diadem trägt, die merkwürdige Haarbildung: alles dieses ist unserer Tell-Halaf-Statue so ähnlich, daß sich die Ansicht aufdrängt, die attische Göttin sei ihr Nachfahr gewesen.

Die beiden männlichen Steinbilder trugen die göttlichen Stierhörner, die Göttin dagegen nicht. In derselben Art trägt ein auf einer Kupfermatrize des Tell Halaf dargestellter Gott Stierhörner, die Göttin jedoch keine.

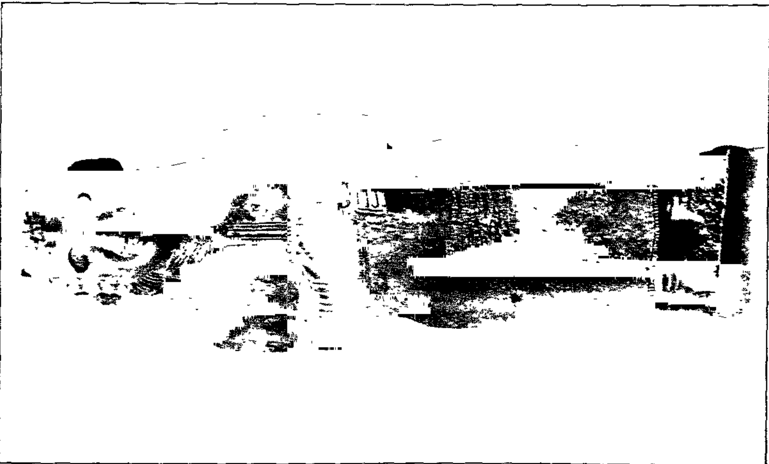
Die nach oben sich verjüngenden zylindrischen Aufsätze bilden mit dem darunterbefindlichen Diadem die Kopfbedeckung der Riesengottheiten. Sie ähnelt denen in der Götterprozession von Jazylykaja; während sie aber dort nach hinten geneigt ist, ragt sie bei unsern Göttern auf den Tierbasen senkrecht in die Höhe, damit der Zweck der Figuren, Träger des Dachgebälks zu sein, erfüllt werden kann. Wir kennen auch anderwärts im subaräischen Kulturkreis zylinderförmige Kopfbedeckungen.

Durch die Auffindung der zylindrischen Aufsätze ist die Rekonstruktion der ganzen Fassade (Titelbild) völlig gesichert. Die Befestigung an den Dachbalken trug gleichzeitig dazu bei, das Herabfallen der Statuen von den Rücken der Tierleiber zu verhindern.

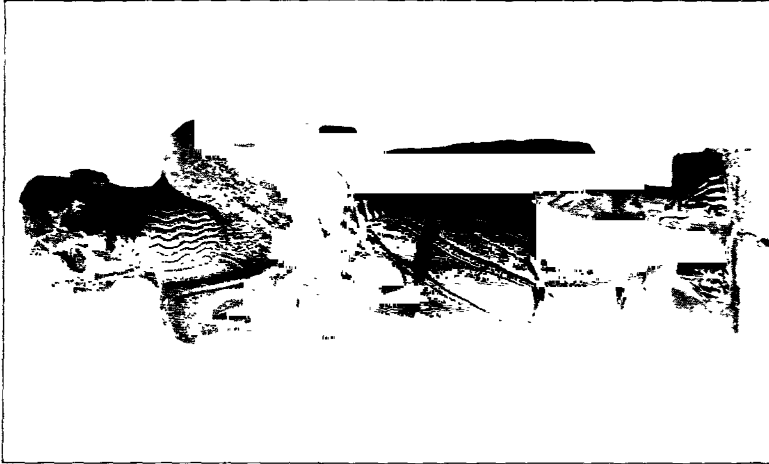
Die drei Statuen stellen unzweifelhaft Gottheiten dar, und zwar die drei höchsten Götter des Tell Halaf. Die Hauptfigur in der Mitte war Teschup. Er stand auf dem ihm heiligen Tier, dem Stier. Vom Beschauer aus rechts davon stand die weibliche Gottheit, die Hepet (oder wie sie auf dem Tell Halaf genannt worden sein mag) auf der ihr heiligen Löwin. Links vom Beschauer stand der Sonnengott auf dem ihm heiligen Löwen. Dieselbe Reihenfolge in der Aufstellung finden wir auch bei den Gottheiten des Kultraumes im Stadtgebiet.

Die Zeichnungen auf den kubischen Verbindungsgliedern zwischen den Tierkolossen und den Götterfiguren gehören in den Gedankenkreis der betreffenden Gottheit: die bewaffneten Reiter auf dem Stier zum Teschup, die Greifen zur weiblichen Gottheit, die Musikanten auf dem Löwen zum Sonnengott.

Auch auf den großen Orthostaten der Fassade wird diese Göttertrias des Tell Halaf zum zweiten Male vor Augen geführt: rechts, im Westen, der Teschup in der konventionellen Darstellung, hier mit der Keule und dem Bumerang. Links die Sonnengottheit als geflügelte Sonnenscheibe. Die weibliche Gottheit findet sich zweimal in der Gestalt der verschleierten Sphinx als Leibungsorthostaten. Vor diesen Gottheiten standen die Altäre, auf denen die Opfer dargebracht wurden.

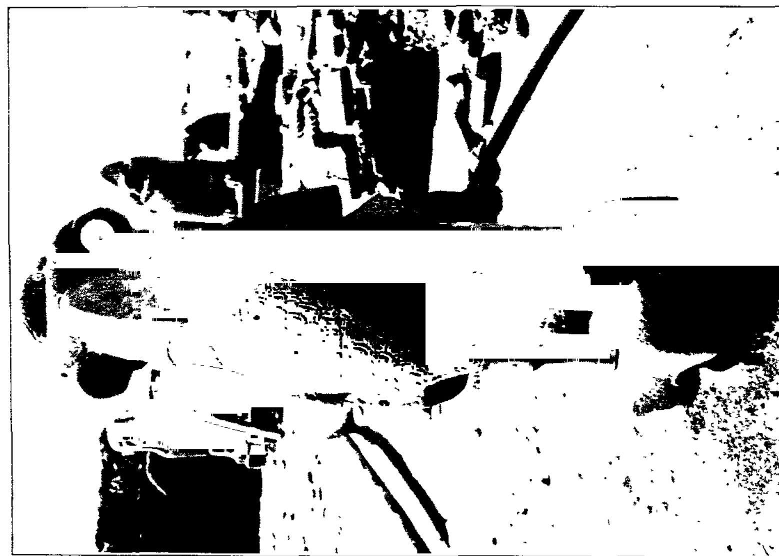


a) Die Riesengöttin.



b) Der Riesengott.

Durchgang der Fassade des Tempelpalastes.



a) Vorderansicht.



b) Seitenansicht.

Der Riesensonnenvogel.

Das Opfern vor den Götterbildern auf den Tierkolossen war unmöglich, da hierdurch der Verkehr durch den Eingang des Tempelpalastes behindert worden wäre.

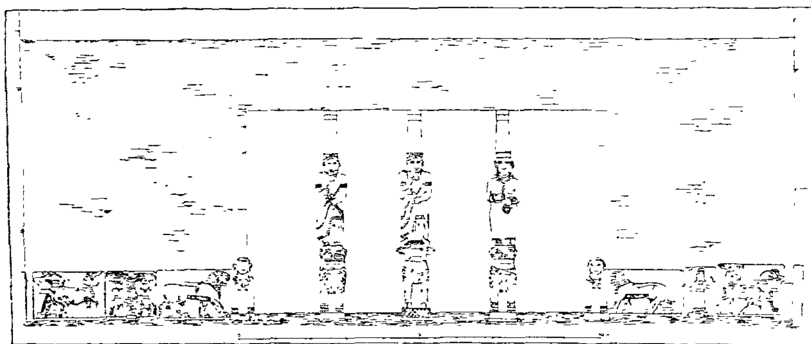
Alle Anzeichen sprechen dafür, daß vor der Fassade ein Dach auf Holzsäulen ruhte, unter dem die Opferhandlungen dargebracht wurden. Wir haben auf der gepflasterten Terrasse vor der Fassade eine Anzahl kleiner Säulenbasen in Trommelform aus Basalt herumliegen gefunden, auf denen, wie ich annehme, die bei dem Brande zerstörten Holzsäulen des Vorbaues gestanden haben. Die gleichfalls mit Steinbildern geschmückten Turmvorsprünge an den Enden der Fassade bildeten den seitlichen Abschluß der großen Nische und verliehen dem Platz eine den Kulthandlungen angemessene Geschlossenheit, durch das Holzdach gegen Regen gefeit.

Auf den Riesengöttern und auf den Tierkolossen waren größere Inschriften mit dem Namen Kaparas. Mehr noch als auf den großen Orthostaten waren sie hier ganz offensichtlich nachträglich da angebracht, wo zufällig Raum dafür war: bei der Riesengöttin vorn auf dem Gewand, bei dem Riesengott, dessen in Falten gelegtes Kleid keinen andern Platz ließ, auf der linken Schulter, bei den Tierkolossen neben den Rippenlinien auf den Reliefs der Seiten.

Daß Götter auf Tieren stehen, ist, um es zu wiederholen, uralt und im subaräischen Kulturkreis außerordentlich häufig. Wir finden dieses Motiv bereits auf den Riesendoppelstelen des Djebelet el Beda. Die große Götterfigur des Teschup-Adad in Sendjirli steht auf einer Basis mit zwei von einem Manne in Knielaufstellung geführten Löwen und der molochartige, sitzende Gott von Karkemisch auf einer ganz ähnlichen Doppellöwenbase. Beide Steinbilder sind mit unsern Tierkolossen gleichaltrig, doch sind die Löwen ungleich kleiner als die des Tell Halaf.

Im übrigen finden wir die Gottheiten auf Tieren stehend als Rundplastiken nur in ganz kleinen Statuetten und auf Siegelzylindern. Auch auf Felswänden finden sich vielfach Reliefs mit Göttern auf ihren Tieren, von Kleinasien an bis nach Westpersien hin, doch sind auch diese Darstellungen viel kleiner als auf dem Tell Halaf. So gewaltige Rundplastiken in dieser Form gibt es sonst nirgendwo in Vorderasien. Hinzu kommt, daß sie bei uns als Karyatiden verwendet sind, was gleichfalls einzigartig ist.

Der Eindruck der Fassade auf den Beschauer muß geradezu überwältigend gewesen sein. Auch heute ist er für uns Kulturmenschen vollkommen überraschend. In alter Zeit verband sich mit der Bewunderung des gewaltigen Denkmals auch noch das Erschauern vor den Gottheiten, die dem Besucher in solch riesiger Größe entgegentraten. Hier verbindet sich Architektur und Skulptur in einer auch für uns erstaunlichen Weise zu einem einheitlichen, harmonischen Ganzen, wie es im Vorderen Orient sonst noch nicht in Erscheinung getreten ist. Nur der Eingang des Felsentempels in Abu Simbel in Oberägypten läßt sich vielleicht hiermit vergleichen, er stammt von Ramses II. (1312—1246 v. Chr.).



Die große Vorderfassade (Rekonstruktion)

Der künstlerische Gesamteindruck der Fassade und ihres Durchganges ist so groß, daß hieraus allein schon deutlich wird, so und nicht anders muß die Tempelfront gewollt, so muß sie von vornherein gedacht gewesen sein. Ich bin überzeugt davon, daß die Fassade von jeher so aufgebaut gewesen ist, wie wir sie vorfanden. E. Herzfeld setzt die Entstehungszeit der Tierkolosse in die Zeit der Dynastie von Akkad (um 2700 v. Chr.), die der Götterbilder um 2400 v. Chr., also ungefähr zu Gudeas Lebzeiten an. Die Götterbilder wären dann meines Erachtens damals als Ersatz für verlorengegangene frühere Steinfiguren verfertigt worden, die ebenso wie die neuen als Karyatiden auf den Tierkolossen im Durchgang einer Fassade gestanden hätten. Mehrere Jahrhunderte später ging der alte Palast unter, und ebenso wie wir heute, 3000 Jahre nach der Wiedererrichtung durch Kapara, die meisten

Steinbilder an Ort und Stelle wiederfinden konnten, ebenso hat Kapara 1000 oder 1200 Jahre nach dem Untergang des früheren Gebäudes die Statuen und Reliefplatten aus der Buntkeramikschicht herausgeholt. Eine Reihe von kleinen Beschädigungen an den Riesensteinbildern sind, wie ich überzeugt bin, schon in der alten Zeit entstanden. Der Grabungsbefund ließ feststellen, daß Kapara viele alte Steinbilder mit den alten Absplitterungen einfach wieder verwendet hat. Bei dem Riesenlöwen zeigte, wie erwähnt, ein Unterkiefer Dübellöcher, ein Beweis für die Reparatur zur Kaparazeit. Wie weit die Beschädigungen der Riesensteinbilder gingen, als Kapara sie neu verwendete, ist nicht festzustellen, doch mögen sie nicht unerheblich gewesen sein.

Von besonderer Bedeutung aber ist, daß der Palast der Gudeazeit augenscheinlich nicht durch Brand zerstört worden ist, der gerade auf Basalt so verheerend einwirkt, sondern daß er durch andere Ursachen zusammengesunken sein muß. Dies ist der Grund dafür, daß Kapara die Steinbilder in viel besserem Zustand ausgraben konnte als wir.

Ein Beweis, daß die Riesengötter von Anfang an bestimmt waren, auf die Tierkolosse aufgesetzt zu werden, besteht darin, daß, wie wir sahen, ihre Fußplatten genau auf die kubischen Aufsätze der Tiere paßten, ebenso wie die Zapfen derselben in die Zapfengruben der Postamente. In gleicher Art wie bei andern ganz alten Rundstatuen fügt sich die Gewandung der Riesengöttin dem Rand der Fußplatte in natürlicher Weise an. Das ganze Aussehen der Standflächen läßt auch darauf schließen, daß sie von Anfang an in dieser Art hergestellt waren.

Die Höhe der Postamente, auf welchen die Götterbilder standen, hat ihren Grund gehabt. Der Gott ist für den Besucher, der sich ihm auf der Terrasse von der Treppe aus nähert, in seiner ganzen Gestalt sichtbar — trotz der Größe und Schwere des Tierkopfes —, weil der Kubus entsprechend hoch war. Hierdurch wird vermieden, daß der untere Teil des Körpers des Gottes durch die Köpfe der Tierkolosse verdeckt wurde, was unweigerlich eingetreten wäre, wenn die Göttergestalten unmittelbar auf den Rücken ihrer Tiere gestellt worden wären. Jetzt schweben sie über den Tieren und stehen doch fest auf ihnen auf, durch schön geschmückte Sockel von ihnen getrennt. Und den Kubus sieht der Weiterschreitende erst, wenn er neben den Tieren steht.

Von der Treppe nach der Fassade zu stieg das Pflaster der Terrasse ein wenig an, so daß die Tierkolosse und Reliefplatten schon dadurch etwas erhöht erschienen. Ich halte es aber für wahrscheinlich, daß sie in früheren Zeiten, im dritten Jahrtausend, bei ihrer ursprünglichen Aufstellung vor der Wiederverwendung durch Kapara auf Steinsockeln gestanden haben, die mindestens 30—40 Zentimeter hoch waren. Quer unter dem Riesenstier lagen dicke Basaltplatten, drei Stück hintereinander. Wir haben auch auf andern Stellen des Hügels große Platten dieser Art gefunden, deren Verwendung nicht ersichtlich war. Vielleicht waren es Reste der ehemaligen Sockel.

Vor der Fassade stand ein großer Altarsockel aus glasierten Ziegeln, vielleicht für Brandopfer, außerdem ein riesiger Sonnenadler. Von dem Altar fanden wir eine etwa drei Meter breite Wand aus gebrannten emaillierten Ziegeln, die bei der Zerstörung des Tempelpalastes nach vorn umgefallen war. Die Ziegel lagen auf der Terrasse mit der farbigen Seite nach unten, fast in der Mitte vor dem Eingang, etwas mehr nach Osten zu. Die Ornamentierung zeigte verschiedene Streifen mit geometrischen Mustern. Die einzelnen Teile der Motive waren aus selbständigen, entsprechend geformten Ziegelstücken hergestellt, die zu dem Muster mosaikartig aneinandergereiht waren. An den Ecken war die Wand durch Pfeiler aus farbigen emaillierten Ziegeln abgeschlossen. Zahlreiche weitere emaillierte Ziegelstücke fanden sich auf der Terrasse und in ihrer Nähe. Beim Herausnehmen aus der feuchten Erde wiesen sie auf der emaillierten Seite ziemlich kräftige Farben auf. Einzelne waren einfarbig gelb oder grünlichblau, andere zweifarbig, weiß mit Streifen in einer dieser beiden Farben. Vorsichtigerweise wurden sie sofort abgemalt. Später verblaßten sie immer mehr. Wir haben aus den Ziegeln Streifen mit im ganzen neun verschiedenen Mustern zusammensetzen können: nebeneinandergestellte Rosetten, Dreiecke, ferner treppenförmige Zinnen, bei denen immer eine aufrecht stehende mit einer auf den Kopf gestellten abwechselte, schließlich das sogenannte hettitische Flechtband in mehreren Variationen. Dieses zeigt zwei gleichmäßig wellenförmig verlaufende Linien, die wie ein aus zwei Stricken zusammengedrehtes Tau aussehen. Eins dieser Flechtbandmotive hatte dort, wo die beiden Wellenlinien ein Oval bilden, in der

Mitte einen nagelartigen Einsatz aus gebranntem Ton, ähnlich den assyrischen Zierknöpfen (Ziggatus), die zur Belebung der Wandfläche plastisch aus dieser herausragten.

Unsere Ziegelmauer zeigt große Ähnlichkeit mit geometrischen Dekorationen bei spätassyrischen Wandmalereien, ferner aber auch mit jüngeren mesopotamischen emaillierten Fliesen, in denen aber die Muster nicht mehr mosaikartig, sondern auf großen Stücken gemalt erscheinen. Die Farben der emaillierten Tell-Halaf-Ziegel sind dieselben wie bei ähnlichen Dekorationen des sogenannten „Harem" von Khorsabad.

Diese Ziegelwand war jedenfalls die Nordwand eines würfelförmigen, etwa 1,20 Meter hohen Altars oder Sockels. Die herumliegenden Stücke gehörten zu den andern drei Wänden. Das Ganze stand auf einem niedrigen, pyramidenartigen Untersatz aus vier Lagen von kleinen gebrannten Ziegeln. Solche gebrannte Ziegel sind auf dem Tell Halaf nur ganz ausnahmsweise vorgekommen und niemals mit Namensstempeln der Erbauer versehen, wie dies in Babylonien und Assyrien üblich war. Die emaillierten Ziegel stammen, wie ich annehme, aus der Zeit der Kapara-Dynastie. Der große Ziegelaltar stand außerhalb des Holzvordaches vor der Fassade.

Etwas westlich von diesem Altar fanden wir ein Bildwerk von phantastischem Aussehen (Tafel 14). Es war ein riesenhafter Raubvogel, der steil aufgerichtet auf einem niedrigen, achtblättrigen Akanthuskapitell saß. Er war 1,84 Meter hoch. Sein Schwanz und seine Füße waren mit dem Untersatz verwachsen. Der untere, runde Säulenteil des Kapitells lief in einen kräftigen, viereckigen Zapfen aus, mit dem er wahrscheinlich auf einer Basaltsäule stand. Wir haben Stücke einer vierzehnseitigen Basaltsäule gefunden, die voraussichtlich zu diesem Vogel gehört hat. Ferner besitzen wir die Hälfte eines kräftigen, pyramidenartigen Steines, der oben einen rundlichen Aufsatz hatte. Höchstwahrscheinlich war dies der Sockel für die Säule und den Riesenvogel. Er muß auf vier Basaltplatten gestanden haben, die im Westen des Ziegelaltars, in derselben Entfernung wie dieser vor der Fassade des Tempelpalastes, in den mit unregelmäßigen, weißen Kalksteinfliesen gepflasterten Boden eingelassen waren.

Die Darstellung des Vogels auf einer Säule entspricht ganz solchen, wie sie vor allem auf Grenzsteinen (Kudurrus) der Kassiten-

dynastie in Untermesopotamien als Götterzeichen vorkommen. Wie schon ausgeführt, haben die Kassiten, bevor sie nach Babylonien kamen, auf subaräischem Gebiet gelebt und werden von dort dieses Motiv mitgebracht haben.

Immerhin ist es nicht ganz unmöglich, daß der Riesenvogel auf einem Unterstand aufgesessen hat, der sich, aus Steinen gemauert oder aus großen Basaltplatten geschichtet, innerhalb der oben beschriebenen vier emaillierten Ziegelwände befand. Diese Wände hätten dann natürlich nicht zu einem Altar gehört.

Auch für einen Vogel auf einer Stange, die aus einem würfelartigen Untersatz emporwächst, haben wir eine Analogie im kleinen auf einem kassitischen Kudurru. Doch scheint mir die Aufstellung auf der Säule wahrscheinlicher. Der Vogel muß jedenfalls sehr hoch gestanden haben, da seine Krallen nicht dargestellt waren, so, als ob man sie von unten nicht hätte zu sehen brauchen. Die Unterteile der Beine fehlten zwar, doch müssen sie unmittelbar in das Kapitell übergegangen sein, wie rundliche Bruchstellen darin zeigen. Der Vogel war beim Fallen in mehrere Stücke geborsten, einzelne hatte ich schon 1899 gefunden. Es gelang leicht, ihn wieder vollständig zusammenzusetzen.

Ebenso wie die geflügelte Sonnenscheibe an der Hauptfassade versinnbildlicht er ohne Zweifel die Sonnengottheit. Er ist eins der markantesten Steinbilder des Tell Halaf. Hochaufgerichtet erhob er sich auf dem Kapitell, so daß die Rückenlinie und der Schwanz fast senkrecht standen. Die Flügel sind eng an den Körper angelegt. Der Kopf ist übermäßig groß, der Schnabel sehr stark. Ganz merkwürdig ist die Darstellung der Augen, die zylinderförmig wie Teleskope zu beiden Seiten des Schnabelansatzes hervorragen. Zu dieser Art von Darstellung war der Künstler jedoch gezwungen, wenn er es erreichen wollte, daß dem vorn vor dem Sonnenadler stehenden Beschauer oder Beter die in der natürlichen Lage an der Seite des Kopfes befindlichen Vogelaugen sichtbar wurden. Die Augäpfel waren runde Scheiben aus weißem Kalkstein, die Pupillen aus poliertem schwarzem Stein. Eins dieser Augen haben wir gefunden.

Das Gefieder ist auf der Brust durch große, nach unten gerichtete runde Schuppen und auf den Flügeln durch dasselbe fischgrätenartige Muster wiedergegeben wie bei der verschleierten Sphinx. Von der

Mitte des Hinterkopfes fallen nach beiden Seiten spiralförmig endende Bänder herab, ganz ähnlich den kleinen Bändchen am Schleier der Sphinx. Zwei dieser Bänder zu beiden Seiten des Kopfes sind besonders breit gehalten und werden am Hals dicht unter dem Schnabel durch ein weiteres waagerechtes Band verbunden. Auch bei einigen Greifendarstellungen begegnen wir einem ähnlichen Bandmotiv am Vogelkopf. Dieses Motiv scheint im subaräischen Gebiet häufig gewesen zu sein.

Der Kopf des Sonnenadlers hat oben innerhalb eines wulstartigen Schopfes eine flache Vertiefung. Vielleicht war sie zur Aufnahme irgendeines kammartigen, in die Höhe ragenden Kopfschmuckes, wohl aus Metall, bestimmt.

Das merkwürdige Haupt dieses Sonnenvogels mit den teleskopartig hervorragenden Augen ist nicht ohne Analogien. Wir finden ihn als kleine Terrakotte in spätassyrischer Zeit in einer der assyrischen Hauptstädte (Nimrud) und nördlich davon, in Kleinasien, also wieder auf subaräischem Boden. Dem sitzenden Adler ohne diese Absonderlichkeit begegnen wir als Götterzeichen in Südmesopotamien, ferner auf kappadokischen und syro-hettitischen Siegelzylindern, aber auch in der subaräischen Plastik, so in Aleppo. Nirgendwo in der Alten Welt haben wir jedoch ein so gigantisches Adlerdenkmal wie auf dem Tell Halaf.

Wer in Obermesopotamien durch die Steppe geritten ist, wird oft einen einsam in der Ebene auf einem größeren Stein sitzenden Adler gesehen haben. Unbeweglich hocken diese Tiere auf ihren starken Beinen aufrecht, den Schwanz an den Stein angelegt, den mächtigen Schnabel waagerecht ausgestreckt. Das ist das Vorbild zu unserm Riesenvogel, dem jedoch durch die großen, vorwärts gestellten Augen und die Riesenausmaße etwas Magisches, Göttliches eingeflößt ist. Um das statische Gleichgewicht des hohen, fast säulenartigen Steinklotzes auf dem Kapitell zu gewinnen, hat der Bildhauer den Vogel so zusammengequetscht und geformt, daß er trotz machtvoller Wirkung uns heute fast grotesk anmutet. Trotz aller Göttlichkeit könnte man ihn gleichzeitig beinahe als eine Karikatur ansprechen — wie Hans Huckebein, den Unglücksraben.

Die große Rolle, welche die Sonnengottheit und ihre Verkörperung durch den Sonnenvogel im subaräischen Kulturkreis spielt, wird durch

den Tell Halaf bestätigt. Abgesehen von der geflügelten Sonnenscheibe, finden wir hier auch auf kleinen Orthostaten einen adlerartigen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, und in einem Falle einen hockenden Vogel, als Sonnengottheit dargestellt, der den Bogenkämpfer im Wagen schützen soll. Auf einem andern kleinen Orthostaten begegnen wir einem Sonnenadler, der sich über einem Felskegel erhebt und aufwärts fliegt.

Auf unserm Hügel wurde ein zweites Kapitell mit herabfallenden Blättern gefunden, das dem des Riesenvogels sehr ähnlich, aber etwas kleiner ist. Hier waren die Vogelkrallen in kleinen Stümpfen noch vorhanden, von dem Sonnenadler selbst aber konnten nur noch Teile des Schnabels und der Brust festgestellt werden. Wo dieser Vogel stand, ist nicht zu bestimmen. Vielleicht war es eins der Steinbilder, die zu den Bauten der Buntkeramikzeit gehörten und die Kapara nicht weiter verwendet hat, weil er mit den Bruchstücken nichts anzufangen wußte.

Wir haben weiter Reste von zwei andern Blattkapitellen derselben Art gefunden, auf denen jedoch keine Vögel gestanden haben können. Das eine hat oben eine Aushöhlung, als ob hier eine Holzsäule oder ein Sattelholz aufgestanden hätte. Diese Stücke erinnern an die Kapitelle in dem so wichtigen Hausmodell, das wir ausgraben konnten. (Vgl. Seite 148.)

Zwischen den Tierkolossen mit den Göttern hindurchschreitend gelangte der Besucher des Tempels in den ersten Breitraum.

Sein östlicher Teil war mit Holzaschestücken bedeckt, die von den verbrannten Dachbalken herrührten. Hier fanden wir in der Kohlenschicht das Skelett eines jungen Mädchens, sicher einer Tempeldienerin. Vielleicht war sie es, die das letzte Opfer, die Täubchen, vor dem Sonnenscheibenorthostaten der Fassade dargebracht hatte. Ferner lag hier eine Reihe von Ziggatus, Zierknäufen, mit denen wohl die Wände des Raumes geschmückt waren.

Dem Durchgang mit den Götterfiguren gegenüber befand sich in der Rückwand des Breitraumes ein zweiter Durchgang, der nahezu vier Meter Lichtweite hatte. Auch an seinen Seiten waren Orthostaten angebracht, allerdings nicht in solchen Mengen wie bei der großen



Der östliche Riesengreif im zweiten Durchgang des Tempelpalastes.

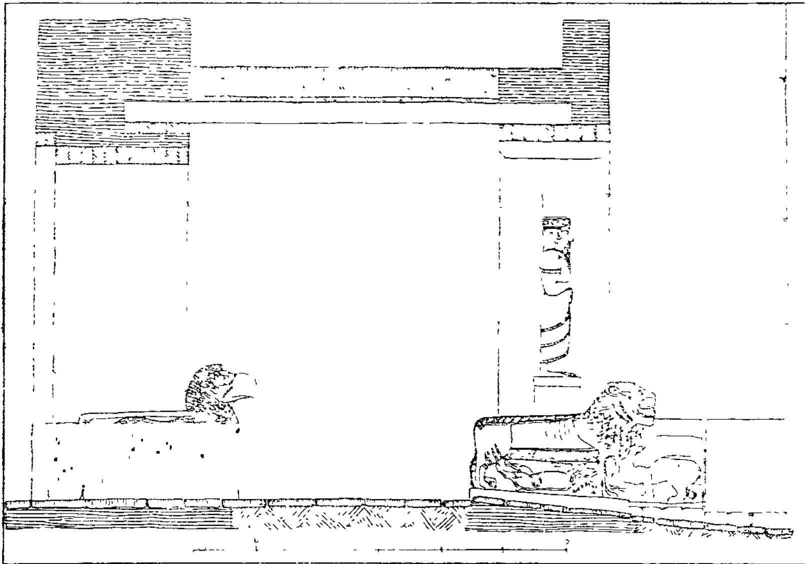
Tafel 16



Ein Teil der Bastionenwand mit den kleinen Orthostaten.

Fassade. Sie hatten durch den Brand des Tempelpalastes besonders gelitten.

Die Steinbilder des zweiten Durchganges waren auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt. Vorn, noch innerhalb des Breitraumes, stand je ein großer Orthostat mit einer Tierfigur, die auf die Leibungen zuschritten. Der westliche Stein war 1,48 Meter hoch und 1,91 Meter breit, der andere von ähnlichen Ausmaßen. Wir konnten auf den



Der erste und zweite Durchgang (im Schnitt)

Reliefs nur noch den Löwenkörper feststellen, über dem ein langgestreckter Flügel angebracht war. Die Stücke der Platte mit den Köpfen war nicht mehr erhalten, doch deuten gewisse Anzeichen wie Kettchen auf der Brust und das Raumverhältnis darauf hin, daß es sich um ein Mischwesen mit Frauenkopf handelte, das ganz ähnlich einer Sphinx auf einem unserer kleinen Orthostaten gewesen sein muß. Diese beiden Reliefs trugen wieder die Bauinschriften Kaparas.

Jede Leibung der 2,50 Meter starken Mauern, die den inneren großen, gleichfalls von Osten nach Westen gerichteten Hauptraum des Tempelpalastes im Norden abschlossen, war mit einem Riesen-

greifen und einem dahinter stehenden kleineren Orthostaten geschmückt.

Die Greifen waren gewaltige Kolosse, noch größer als die verschleierten Sphinxe der großen Vorderfassade. Der östliche Greif (Tafel 15) war 2,40 Meter lang. Auch hier ragte der vordere Teil als Rundplastik weit über die Vorderfront der Wand hinaus in den ersten Breitraum hinein. Die Greifen waren besonders hinten stark zerstört. Dies ist darauf zurückzuführen, daß gegenwärtig der Hügel schon von der Vorderfassade an nach Süden abfällt, so daß die im zweiten Durchgang aufgehäuften Schuttmassen bereits unter dem Niveau des früheren oberen Abschlusses der Leibungsgreifen aufhörten. Die hinteren Teile der Greifen hätten jetzt freiliegen müssen, wenn sie hier nicht oben abgeschlagen worden wären.

Die Köpfe der Greifen lagen in Stücken im Brandschutt. Von dem des westlichen Greifen konnte im Grunde alles, selbst der lange, vom Vogelkopf bis zum Rücken herabgehende Schopf, aus einzelnen Stücken wieder zusammengesetzt werden. Der Kamm ähnelt einer oben abgeschnittenen Mähne. Auch von dem übrigen Körper der beiden Greifen wurden genügend Reste ausgegraben, um sie einwandfrei rekonstruieren zu können. Es handelt sich um geflügelte Löwen mit einem mächtigen Adlerkopf. Dieser gleicht fast vollkommen dem unseres Riesenvogels mit den Torpedoaugen vor der Tempelpalastfassade, nur daß er noch gewaltiger ist. Er hat dieselben teleskopartigen Augen. Auch der Kopfschmuck mit dem an den beiden Seiten herabfallenden, spiralförmigen Bandmotiv fehlt nicht. Die Bänder sind jedoch bedeutend länger und stärker.

Unter dem Schnabel war das Mischwesen aber anders geartet. Statt des Abschlußbandes am Halse waren Löwenzotten angebracht, unter diesen das Schuppenmotiv wie beim Riesenvogel und bei der großen männlichen geflügelten Sphinx an dem Turmvorsprung der Tempelpalastfassade. Die Brust war ebenso stark und für unsere Augen ebenso grotesk herausgewölbt wie bei dem Sonnenadler, aber darunter ging das Schuppenmotiv in den Zottenbehang der Löwenmähne über, die sich bis zum Beginn der mächtigen Löwenbeine fortsetzte. Die letzteren waren ähnlich gearbeitet wie bei den Tierkolossen im ersten Durchgang.

Auf der Leibungsseite ist das Steinbild wieder reliefartig behandelt. Hier ist es ein geflügelter Löwe. Die breiten Schwingen erscheinen aber nicht, wie bei der verschleierten Sphinx, in die Höhe gestreckt, sie gehen vielmehr über den Löwenkörper hinweg und verlaufen in ihren hinteren Teilen nach unten. Hierfür haben wir bei zwei Greifen auf kleinen Orthostaten eine Analogie. Die Riesengreifen hatten an den Seitenplatten wieder nur ein Vorder- und zwei Hinterbeine.

Der Raum zwischen den Beinen war wieder durch ein tiefer gelegenes Relief ausgefüllt. Bei dem östlichen Greifen ist ein Kampf zwischen einem Löwen und einem Fabelwesen dargestellt. Der Löwe lehnt sich in Verteidigungsstellung an das Vorderbein des Riesengreifen und hat die rechte Tatze erhoben. Von ihm fehlt lediglich der obere Teil des Kopfes. Von seinem Kampfgegner sind nur die unteren Teile zu erkennen. Es war ein Vierfüßler mit Löwenbeinen. Sein in die Höhe gereckter Schwanz ist der eines Skorpionen. Nach dem Zwischenraum zwischen den beiden kämpfenden Tieren zu urteilen, muß der Kopf ein Vogelkopf gewesen sein. Wir haben es also auch hier wieder mit einem Greifen zu tun, der siegreich gegen einen sich fürchtenden Löwen vorgeht.

Das Bild unter dem Körper des westlichen Greifen zeigt einen Kampf zwischen einem Löwen und einem Stier. Die Beine des Löwen sind besonders bärentatzenartig gearbeitet.

Der von uns zusammengesetzte westliche Riesengreif ist trotz seiner teilweisen Zerstörung eins der packendsten Steinbilder des Tell Halaf. Die Wirkung ist deshalb vielleicht besonders groß, weil das Fabelwesen wie ein kauernder, auf den gewaltigen Vorderbeinen aufgerichteter Löwe mit Vogelkopf aussieht.

Hinter den riesigen Leibungsgreifen standen schmalere Reliefplatten, von denen nur der unterste Teil wiedergefunden werden konnte. Es handelt sich auf beiden Seiten nur um eine menschliche Gestalt mit Schnabelschuhen.

Die Schnabelschuhmenschen schritten hinter den Riesengreifen her. Die Breite des östlichen Stückes ist 55 Zentimeter, die erhaltene Höhe 60 Zentimeter, die Breite des westlichen Steines 55 Zentimeter, die erhaltene Höhe 98 Zentimeter. Letzterer zeigt im Gegensatz zum andern eine auffallend hohe Sockelplinthe, auf der die Gestalt steht. Bereits bei

der Ausgrabung hatte ich die Vermutung, daß schon Kapara von diesen beiden Statuen nur die untere Hälfte gefunden und sie so zur Ausfüllung der Leibung hinter den Greifen verwendet hat. Wir haben auch nicht das geringste Bruchstück zu diesen beiden Steinen mehr feststellen können.

Bei der Rekonstruktion der beiden Steine mit den geflügelten Schnabelschuhmenschen mußte ich auf Analogien zurückgreifen, die uns auf kleinen Orthostaten entgegentreten. Für den östlichen Stein, bei dem die Füße unten fast auf dem Boden des Durchganges stehen, habe ich einen Orthostaten herangezogen, auf dem eine hochaufgerichtete, sechsfach geflügelte, mit der Hörnerkrone versehene Frau dargestellt ist, für den westlichen Stein dagegen einen viel niedrigeren Orthostaten mit einem vierfach geflügelten männlichen Genius mit erhobenen Händen. Diese schmalen Steinbilder sind die einzigen, bei denen wir hinsichtlich der Rekonstruktion im dunkeln tappten.

So schwierig die Nachbildung des zweiten Durchganges des Tempelpalastes mit seinen Steinbildern war, so leicht ist die der ersten großen Fassade gewesen. Hier waren nur die Bilder auf den Kuben der Tierkolosse nicht mehr vollständig erhalten und die Darstellung des am östlichen Turmvorsprung im Bruchstück vorgefundenen Orthostaten nicht mehr nachzuweisen, der das Gegenstück des einen männlichen Menschenkopf tragenden geflügelten Löwen am westlichen Turm bildet. Im übrigen aber waren hier die Steinbilder sämtlich unversehrt oder nur so wenig beschädigt, daß eine vollständig einwandfreie Wiederaufstellung möglich war.

Die Ausschmückung des zweiten Durchganges, zumal mit den gewaltigen, aus der Wand herausschauenden Greifen, ist wieder etwas vollkommen Neues. Es erscheint mir mehr als wahrscheinlich, daß diese Steinbilder in der ursprünglichen Verwendung an irgendeinem Außentor eines Gebäudes und nicht, wie hier, im Innern eines zudem so schmalen Raumes gestanden haben.

V.

Die kleinen Orthostaten

*

Die Freilegung der Außenwände des Unterbaues des Kaparapalastes brachte eine neue Überraschung. Die 57 Meter lange Südwand wies fünf viereckig vorspringende Bastionen auf, von denen je eine die Ecken stützte. Nördlich der Südwestbastion beginnend, war der Fuß der Mauern mit einer einzigen Reihe von skulptierten Reliefplatten bekleidet (Tafel 16). Sie waren ursprünglich ohne Unterbrechung den einzelnen Wänden der Mauerrücklagen und der bastionenartigen Vorsprünge gefolgt und jenseits der Südostbastion an der Ostaußenmauer des Lehmziegelunterbaues noch ein Stück nach Norden gelaufen. Wir haben sie, soweit sie nach außen sichtbar waren, von Westen nach Osten durchnumeriert, indem wir mit dem nördlichsten Stein der Westfront begannen.

Die Südfront des Unterbaues des Tempelpalastes bot nach der Ausgrabung trotz der Zerstörung der darüber befindlichen Mauern einen überwältigenden Anblick. Das menschliche Auge konnte sie mit der Masse der Reliefplatten unmöglich auf einmal erfassen.

Die Reihe dieser Reliefs steht an Interesse kaum hinter der monumentaleren Vorderfassade mit den großen Steinbildern zurück. Sie vermittelt uns viel von dem Leben, Denken und Glauben der Tell-Halaf-Bewohner und ihrer ältesten Kunst.

Die Verwendung solcher Reliefplatten ist subaräisch. Aber bei keiner andern Ausgrabung, auch nicht in Sendjirli und Karkemisch, hat man so viel gefunden wie auf dem Tell Halaf. Bisher kannte man sie nur als Schmuck an den Hilanieingängen und im Innern von Torburgen und Palästen. Ihre Aufstellung an Außenmauern ist einzigartig. Sie sind im allgemeinen 60—80 Zentimeter hoch und 45 bis

55 Zentimeter breit, nur in vier Fällen waren sie doppelt so breit oder noch größer. Im allgemeinen sind sie 20 Zentimeter dick, also bedeutend kleiner als die Reliefplatten an der Vorderfassade und im zweiten Tordurchgang des Tempelpalastes. Wir haben sie daher immer als kleine Orthostaten bezeichnet.

Der Baumeister hatte die Steine so angebracht, daß ihre Oberkante eine gerade Linie bildete. Hierüber war ein im Mauerwerk verborgener Holzrost gelegt. Die Wand über den Steinen war durch Putz verkleidet. Unten ruhten die Orthostaten auf kleinen Steinen auf einem verputzten, etwa 45 Zentimeter hohen Sockel aus Lehmziegeln, der im allgemeinen 25 Zentimeter aus der Wand hervorragte. Über den Orthostaten muß die Mauer außerordentlich hoch gewesen sein, nämlich so hoch wie das Lehmziegelmassiv, das dem Tempelpalast als Unterbau diente, zuzüglich der Höhe der südlichen Außenwände des Palastes selbst. Bei dem Zusammenbruch des Tempelpalastes stürzten die Außenmauern in die Tiefe nach den Burgmauern zu.

Wir haben im ganzen 187 kleine Orthostaten gefunden, 182 davon in situ in die Wand eingefügt auf dem Platz, den ihnen Kapara gegeben hatte. Sie waren bei dem Brande des Tempelpalastes nicht beschädigt worden. An einigen Stellen hatten spätere Ansiedler im Schutt über den Orthostatenwänden nach unten trichterförmig sich erweiternde Getreidespeicher in den Boden getrieben, Silos, wie sie auch heute noch im Vorderen Orient allgemein üblich sind. Hierdurch sind etwa 50 Orthostaten verlorengegangen. Fünf konnten wir an andern Stellen des Hügels wiederfinden.

Die Orthostaten waren abwechselnd aus schwarzem Basalt und aus mit Ocker rot getöntem Kalkstein hergestellt*. Solchen roten Ocker haben wir bei unsern Grabungen wiederholt in Knollen bis zu Faustgröße gefunden.

Eine sehr viel kleinere Reihe von abwechselnd angebrachten Basalt- und Kalksteinorthostaten gibt es sonst nur noch in der Prozessionsstraße von Karkemisch, während in Sendjirli abwechselnd skulptierte und unskulptierte Basaltorthostaten nebeneinanderstehen.

Unsere kleinen Orthostaten sind nicht von Kapara hergestellt worden, sondern er hat auch sie aus der Buntkeramikschicht herausgeholt. Sie

* B hinter den Nummern der Orthostaten bedeutet Basalt, K Kalkstein.

wurden dann augenscheinlich von seinen Baumeistern so nebeneinandergestellt, daß sie die Wände füllten. Um sie richtig einpassen zu können, wurden mehrere ohne Rücksicht auf die Bilddarstellung an den Schmalseiten etwas abgeschlagen. Einmal wurde sogar ein breiter, aber nur 22 Zentimeter hoher Stein auf den Kopf gestellt (143 B). Zwei einander verfolgende Tiere laufen nun senkrecht von unten nach oben! Weil die Orthostaten nicht ausreichten, wurden an den Enden der Reihe einige unskulptierte Platten gleicher Größe zur Ausfüllung benutzt.

Schon das zeigt, daß die Orthostaten nicht neu geschaffen, sondern wiederverwendet wurden. Dafür sprechen jedoch noch andere Gründe.

Einige Steine waren auf der skulptierten Seite sehr beschädigt in einer Art, die erkennen läßt, daß dies schon der Fall war, als sie für den Wandschmuck benutzt wurden. Bei den Kalksteinorthostaten findet sich der Ockeranstrich nämlich ebenso auf den unversehrten wie auf den beschädigten Stellen. Bei einzelnen ist kaum noch irgend etwas von der alten Skulptur zu erkennen. Andere scheinen in der Mitte von oben nach unten halbiert zu sein. Manche haben auch an einer Schmalseite Skulpturen und waren daher früher zweifellos Ecksteine. Kapara setzte sie aber als gewöhnliche Steine in die Reihe ein. Nur zwei Steine, die an einer Breit- und Schmalseite eine Darstellung aufwiesen (170 B), sind von Kapara richtig als Ecksteine verwendet worden. Ein zu großer Stein (63 K mit der Darstellung eines Elefanten), der obendrein stark beschädigt war, wurde durch die senkrecht gegen ihn gerichtete andere Orthostatenreihe zum Teil verdeckt. Bei mehreren Steinen war auf der Rückseite in der Längsrichtung eine tiefe Rille eingemeißelt, sei es, daß sie eine Zeitlang als Rinnstein benutzt worden waren, sei es, daß früher hinter ihnen eine Stange für eine Fahne oder ein Götteremblem gestanden hat. Bei einem Eckstein war oben eine Ecke herausgemeißelt (100 K). Die andern Steine der Reihe, zu der dieser Orthostat gehörte, waren höher, und die nächste Reihe fing mit einem besonders kleinen Stein an. Durch das Herausschlagen der Ecke sollte das ausgeglichen werden.

Bei einem sehr kleinen Stein (113 B) war ein anderer Orthostat (mit einer Gilgameschdarstellung) untergelegt, damit er oben in die Abschlußlinie paßte.

Die Steine waren nicht mit Rücksicht auf die Darstellung gruppiert. Wie der Zufall es gewollt hat, sind die einzelnen Bilder aneinandergereiht worden, oft finden sich mehrere Bäume, Tiere oder Krieger nebeneinander, die Tiere kehren sich manchmal ohne jeden Grund den Rücken zu.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Steine ursprünglich wenigstens teilweise zusammengehörten, so daß z. B. eine Palme, zusammen mit zwei gegeneinandergerichteten Tieren, eine Gruppe von drei Steinen gebildet hätte. Das ist übrigens ein uraltes Motiv, das wir auch auf einem Orthostaten des Tell Halaf vereint finden. So mögen auch früher Orthostaten mit Kriegern nebeneinandergestanden haben, so daß die betreffenden Steine zusammen eine Kampfszene darstellten.

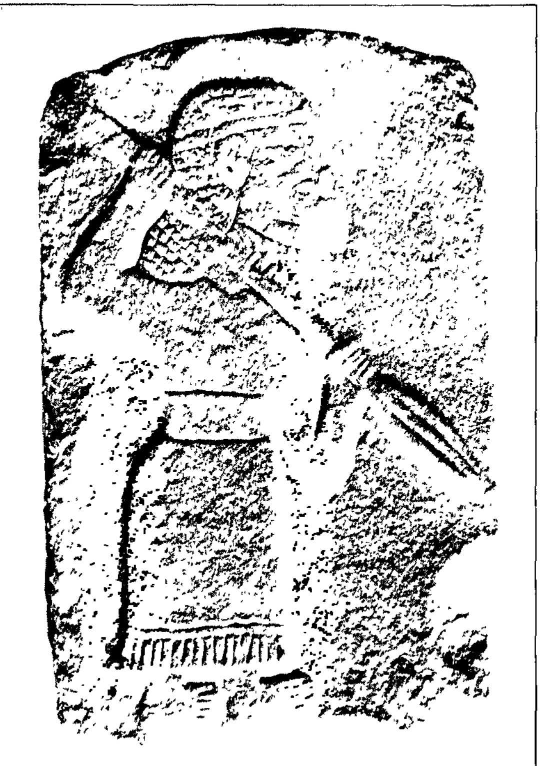
Jeder einzelne Orthostat zeigt aber ein in sich abgeschlossenes Bild, und mehrere Steine scheinen nicht zur Darstellung eines Tieres verwendet worden zu sein.

Von den kleinen Orthostaten tragen 123 dieselbe Inschrift Kaparas wie die großen Steinreliefs der Vorderfassade: „Palast des Kapara, Sohnes des Hadianu.“ Sie ist auch hier ohne jede Rücksicht auf die Bildwirkung an zufällig freien Stellen angebracht, ein weiterer Beweis für die Neuverwendung alter Steine zur Kaparazeit. Bei einer Anzahl ist sogar ein Teil Oberfläche, der durch Zeit und Verwitterung rauh geworden war, abgeschlagen, damit die Inschrift besser Platz bekam. Vielfach wurde weit mehr abgemeißelt, als dafür notwendig war. In einem Falle ist sogar ein Teil des Hochreliefs für die Inschrift beseitigt worden.

Interessant ist auch, daß sämtliche Orthostaten, die wir außerhalb der Bastionenwände fanden, sowie der Gilgamesch-Orthostat unter dem Angelstein Kaparas Inschrift nicht zeigen.

Von einem kleinen Orthostaten, einem Reiterbilde, fanden wir nur den oberen Teil; er war mit der skulptierten Seite nach oben im Pflaster der Terrasse vor der Tempelpalastfassade eingesetzt. Das Stück gehört sicher zu den Orthostaten, die Kapara aus der Buntkeramikschicht herausgezogen, aber nicht mehr in seine große Orthostatenreihe einsetzen konnte, weil sie zu zerstört waren. Der Stein eignete sich zufällig für das Pflaster, und so wurde er hier verwendet.

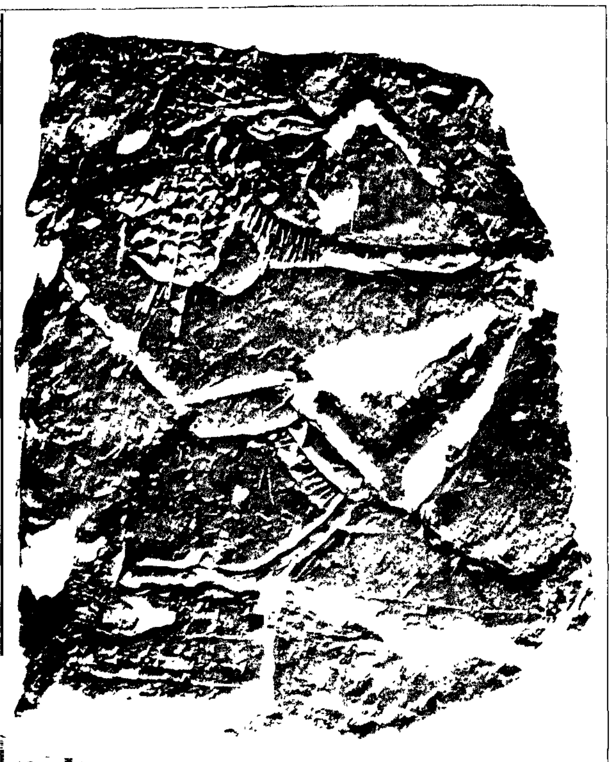
Alles dies beweist klar, daß Kapara die kleinen Orthostaten gefunden und wiederverwendet hat, sie sind nicht sein Werk.



a) Krieger im langen Rock mit Lanze.
(39 B.)



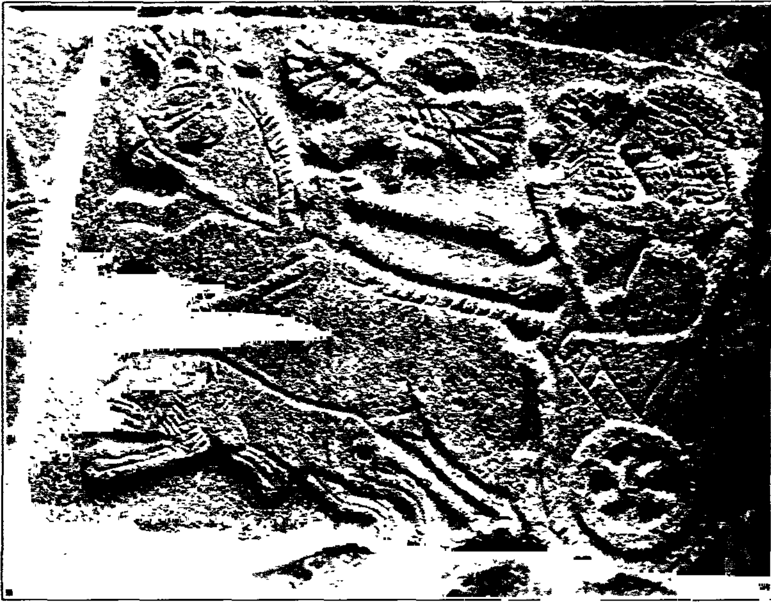
b) Krieger mit Wurfholz.
(162 B.)



a) Bogenschütze.
(187 K.)



b) Reiter.
(22 B.)



a) Löwenjagd zu Wagen mit Sonnenadler.
(17 B.)



b) Stierjagd zu Wagen.
(45 k.)



a) Löwenjagd zu Wagen.
(27 k.)



b) Löwenmensch, der einem Pferd den Wagen aufzwängt.
(110 k.)

Die Darstellungen auf den einzelnen Steinen sind sehr vielseitig. Götter und Krieger, Tiere und Tierkämpfe, Szenen des Kultes und des täglichen Lebens, vor allem Mischwesen in unglaublichen Verbindungen finden sich auf ihnen.

Ohne Frage sind ursprünglich weit mehr Bilder für die Paläste der Buntkeramikzeit angefertigt worden; diese sind aber schon vor Kapara verlorengegangen.

Als Kapara auf dem Thron saß, mögen nur Auserwählte berechtigt gewesen sein, durch das Skorpionentor in das Innere des Tempels einzutreten. Die übrigen Einwohner der Stadt dürften nur bei besonderen Gelegenheiten die Erlaubnis erhalten haben, zu den magischen Darstellungen von Göttern und Dämonen und andern Gestalten auf den kleinen Orthostaten an den Außenwänden des Tempels zu pilgern und hier ihre Andacht zu verrichten. Jedenfalls müssen die Bilder an den Bastionenwänden auf die Alten einen außerordentlich starken, ihre Phantasie packenden Eindruck gemacht haben. Wir Ausgräber konnten uns vor Freude nicht halten, als immer weitere Orthostaten der unerschöpflichen Reihe herauskamen, und auch später standen wir und die wenigen Besucher, die die Steine noch auf dem Tell Halaf an Ort und Stelle sahen, unter dem Banne des gewaltigen Anblicks.

Aus Stilgründen hält Professor E. Herzfeld die kleinen Orthostaten für die ältesten Skulpturen des Tell Halaf. Sie werden von ihm auf 3000 v. Chr., einzelne auf 2900 v. Chr. geschätzt. Nach seiner Meinung sind sie älter als alle vor meinen Ausgrabungen bekanntgewordenen andern Steinbilder des subaräischen Kulturkreises. Er glaubt, daß die Mehrzahl der Kalksteinbilder und einzelne Basaltsteine die ältesten sind. Dieser Ansicht kann ich mich vollkommen anschließen.

Trotz geringer Verschiedenheiten im Stil zeigen die Orthostaten gemeinsame Grundzüge, so daß sie ein einheitliches Ganze bilden. Sie sind archaisch-primitiv, zum Teil wunderbar der Natur abgelauscht. Auch hier sind, wie bei altsteinzeitlichen Höhlenzeichnungen, Tiere weit besser verstanden und wiedergegeben als Menschen. Es gibt keinerlei Perspektive. Tiere und Menschen werden einfach über- oder nebeneinander in den Raum gestellt. Hierbei geraten oft einzelne Figuren im

Verhältnis zu andern unnatürlich klein. Überschneidungen werden nach Möglichkeit vermieden. Nur bei Tierkämpfen sind bestimmte Überquerungen vorhanden, auch das haben die Tell-Halaf-Skulpturen wieder mit den ältesten sumerischen und nur mit diesen gemein.

Wichtig ist die Behandlung der Tiere im Raum. Während bei den großen Orthostaten stets alle vier Beine auf der Plinthe stehen, sind die Tiere auf den kleinen Orthostaten regelmäßig aufgerichtet und in die Diagonale des schmalen Steins gestellt. Das Bild wird hierdurch bewegter. Dieses Moment ist bei andern subaräischen Steinbildern sehr selten. Vielfach stehen die Tiere ganz auf den Hinterbeinen, fast wie Menschen aufrecht, die Vorderbeine hängen dann meist herab. Der Löwe hält immer eine Tatze wie zum Schlage hoch.

Viele Menschendarstellungen finden sich auf den kleinen Orthostaten: Menschen allein, Kampfszenen, Szenen aus dem täglichen Leben, einige Kultbilder, dann Mischwesen aus Menschen und Tieren und Götter in Menschengestalt. Daher wissen wir jetzt ziemlich genau, wie die Bewohner des Tell Halaf in jener alten Zeit ausgesehen haben, zumal wenn wir die wenigen Rundstatuen mit heranziehen. Die Leute haben im allgemeinen einen ernsten, fast mürrischen Gesichtsausdruck. Es ist der Typ, der uns auch in andern subaräischen Fundstätten entgegentritt. Der Kopf ist kurzschädelig, das Gesicht rund mit großer, fleischiger Nase.

Fast alle Figuren sind im Profil dargestellt. Nur in drei Fällen finden sich von vorn gesehene menschliche Köpfe, die dann entsprechend plastischer bearbeitet sind, einmal ein Löwe von oben. Bei der Wiedergabe von Menschen nehmen die Köpfe manchmal bis zu einem Drittel der ganzen Figur ein. Besonders groß sind Nase und Augen. Bei Tieren und Menschen sind die Augen ganz im Oval gezeichnet und nicht eingesetzt. In derselben Art wie bei den Profilgestalten der großen Orthostaten sind Brust und Schultern der Menschen im Gegensatz zu Kopf und Gliedern von vorn dargestellt. Die Arme sind oft verkürzt und breit ausgestreckt, die fünf Zehen der Füße liegen übereinander. Nur in einem Falle, bei dem Teschup auf Stein 106 K, stecken die Füße in Schnabelschuhen.

Haar- und Barttracht sind nicht einheitlich. Im allgemeinen ist das Haar bei Männern und Frauen über der Stirn mit einem schmalen

Band zusammengehalten. Es wird durch Netzritzungen wiedergegeben und fällt in einem kräftigen, bei den Männern nicht zu langen Schopf auf Schultern und Nacken. Die meisten Männer haben einen Schifferbart mit ausrasierter Oberlippe ohne Schnurrbart. Nur in einem einzigen Falle (Tafel 35a) ist ein Schnurrbart zu sehen (wie übrigens auch auf einzelnen Steinen der großen Vorderfassade). Der Bart ist gewöhnlich ziemlich kurz gehalten und unten eckig abgeschnitten. Die Barthaare sind durch Wellenritzungen oder parallele gerade und Zickzacklinien ganz archaisch stilisiert. Einzelne Männer sind bartlos.

Zwei verschiedene Arten Kleidung kommen bei den Männern vor. Bei einer geringen Zahl ist es ein langer Rock, der unten in Fransen endet und in den Hüften mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Die Ärmel sind am Oberarm durch ein Band abgegrenzt. Nur in einem Falle, auf einem etwas verwitterten Kalkstein, ist der lange Rock durch Riefelungen ganz in kleine Vierecke aufgeteilt, sei es zur Zierde, sei es zur Andeutung eines gesteppten Stoffpanzers. Für letzteres spricht die größere Weite des Rockes und das Fehlen des Gürtels, der sonst den Rock in der Taille zusammenhält. Fast sieht es aus, als ob auch dieser Mann Schnabelschuhe trüge.

Diesen langen Rock scheinen nur Götter, Dämonen und Könige zu tragen. Dem alten Südmesopotamien ist er, im Gegensatz zu Subartu, ursprünglich fremd; er erscheint dort erst in der Kassitenzeit, im 2. Jahrtausend v. Chr. Diese Kleidung ist wohl eins der subaräischen Momente, die nach Babylonien eingeführt worden sind.

Weit häufiger ist ein kurzer Lendenschurz, der, in der Taille durch einen Gürtel gehalten, den Oberkörper frei läßt und nur bis oberhalb der Knie reicht. Er hat seitlich entweder Fransen oder ein treppenförmiges Muster. Dieser kurze Lendenschurz ist uns schon aus den ältesten Denkmälern bekannt. In Ur tragen ihn Diener oder fremdländische Sklaven, in Ägypten durch Gesichtsform und Barttracht als Asiaten gekennzeichnete Leute.

Kopfbedeckungen sind selten. Wir finden einmal eine Zipfelmütze und mehrfach einen spitzen Helm.

Einzeldarstellungen bewaffneter Männer, also Krieger, spielen auf den kleinen Orthostaten eine große Rolle. An Waffen begegnet uns nur auf zwei Bildern die lange Lanze mit breitem Blatt, die in beiden

Händen nach abwärts gehalten wird (Tafel 17 a). Zweimal kommt ein Krieger mit einer kürzeren Lanze oder einem Wurfspeer in der einen und dem Schild in der andern Hand vor. Auf einem Bild ist er in Knielaufstellung zu sehen, sein Rock ist hier besonders reich dekoriert.

Am häufigsten kämpft der Mann mit Pfeil und Bogen, entweder aufrecht stehend oder in Knielaufstellung (Tafel 18 a) oder zu Wagen (Tafel 19 a und b). Der Bogen ist in den meisten Fällen gespannt und etwa halb so groß wie der Krieger. Die Sehne wird bis zu den Ohren oder hinter diese zurückgezogen. Pfeil und Bogensehne werden wie auf den Reliefs der Hauptfassade zur Vermeidung von Überschneidungen über dem Gesicht nicht dargestellt.

Vielfach kommt auch das krumme Wurfholz, der Bumerang, vor (Tafel 17 b), entweder als einzige Waffe des Kriegers oder in Verbindung mit einer Wurfkugel.

Die Keule findet sich nur dreimal, zweimal bei Teschupdarstellungen und einmal bei einem Mann, der in der Linken eine Schleuder hält. Es ist sehr leicht möglich, daß wir auch in diesem zweiten Steinbilde eine Verkörperung des Teschup zu erblicken haben, da bei den gewöhnlichen Kriegern die Keule sonst nirgends vorkommt. Auch könnte die Schleuder sehr wohl wie der Bumerang und das eigentliche Blitzbündel als Sinnbild des Gewitters gedeutet werden. Die Schleuder kommt noch ein zweites Mal vor; hier schwingt sie ein Krieger mit beiden Händen über dem Kopf. Schleudern ähnlicher Art werden auch heute noch in dieser Gegend benutzt. Wir haben eine ganze Anzahl kleinerer Schleuderkugeln ebenso wie große Wurfkugeln bis in die tiefen Schichten hinab gefunden.

Auf zwei Reliefs trägt ein Krieger eine kräftige, große Holzstange als Waffe.

Ein längeres Schwert — wie bei den Riesengöttern der Vorderfassade — finden wir auf den kleinen Orthostaten nicht. Dagegen kommen kurze, gerade oder sichelartige Schwerter und starke Dolche vor.

Der Schild ist klein und rund mit Buckel und Randbeschlag. Wir finden ihn nur einmal bei einem Fußkämpfer, nämlich bei dem schon erwähnten Mann mit Speer in Knielaufstellung, dagegen wiederholt bei Reitern (Tafel 18 b).

So sind, abgesehen von Axt und Beil, wohl alle Waffen vertreten, die in alter Zeit bekannt waren. Das Beil begegnet uns auf dem Djebelet el Beda auf der Doppelstele (vgl. unten Seite 208). Dagegen wurden mehrere Axte oder Beile aus Bronze auf dem Tell Halaf ausgegraben.

Besonderes Interesse bietet die Darstellung von Reitern und Wagen. Auf drei Orthostaten sind berittene Krieger mit Helm zu sehen. Alle drei tragen den runden Schild und, wie ich glaube, ein Schwert, dazu den kurzen Rock. Das Zaumzeug der Reittiere ist in einem Falle ein Halfterstrick, der um den Unterkiefer geschlungen ist, in einem andern (Stein 22 B, Tafel 18 b) ein richtiges Gebiß mit einem Strick oder Lederriemen über dem Oberkiefer und einem Halteriemen um den Hals. Das dritte Reiterbild ist nur in seinem Oberteil erhalten. Es ist der einzige Orthostat, der mit einem hettitischen Flechtband umrandet ist.

Außerdem fanden sich noch drei Reiterbilder auf dem viereckigen Basaltsockel, der als Untersatz des Teschup auf dem Riesenstier im Durchgang der großen Fassade stand (vgl. oben Seite 107). Am besten erhalten war die Seite mit einem knienden Krieger in Lendenschurz mit Schild, der ein Pferd am Zügel hält. Auch hier ist das Pferd nicht gesattelt. Noch heute reiten die Beduinen, selbst bei ihren Raub- und Kriegszügen, in der Regel ohne Sattel, indem sie das Pferd nur mit einem ganz einfachen Halfter und einem einzigen langen Strick leiten, also genau wie zur Tell-Halaf-Zeit.

Der Jagd- und Kriegswagen des Tell Halaf war zweirädrig, er ist stets mit zwei Personen bemannt, dem Wagenlenker und dem eigentlichen Kämpfer. Die Ägypter haben den Wagen von den Mitanni erhalten, auch bei ihnen ist er ebenso wie in Ur für zwei Männer bestimmt. Dasselbe gilt für ältere assyrische Wagendarstellungen. Bei den Hettitern und den späteren Assyrern aber gehören drei Mann auf den Wagen. Der Wagenlenker auf dem Tell Halaf hält die Zügel in beiden Händen. Nur einmal hat er einen peitschenartigen Stock in der Rechten, vielleicht ist dies aber auch ein Schwert. Bewaffnet ist der Kämpfer, soweit erkennbar, immer mit Pfeil und Bogen. Nur einmal scheint er in der Linken eine Keule oder ein Beil (?) waagerecht nach rückwärts zu halten.

Auf dem Bild erscheint immer nur ein Pferd. Der Wagen war aber

sicher mit zwei Pferden bespannt, nur stellt der Künstler auch hier in starrer Durchführung des Profilgrundsatzes von Paaren immer nur ein Glied dar, dieses dafür aber vollständig. Darum decken sich auch die beiden Vorderbeine. Übrigens läßt auch die Zügelführung auf ein Zweigespann schließen. Während auf dem Tell Halaf und in Sendjirli nur Zweigespanne abgebildet sind, zeigen die Funde von Ur und Kappadokien vierspännige Wagen.

Auf dem Stein 17 B (Tafel 19 a), der doppelt so breit ist wie die übrigen Orthostaten, sieht man einen Löwen unter dem Pferde. Gemeint ist wohl „neben" oder „vor" dem Pferde, was die archaische Kunst aber nicht anders als in dieser Weise ausdrückt. Die primitive Gewohnheit, die Füße in Oberaufsicht wiederzugeben, um die fünf Zehen darstellen zu können, findet sich hier auch auf die Hände angewandt. Bei den Händen des Wagenlenkers und des Bogenschützen sind alle fünf Finger nebeneinander gezeichnet. Zwischen dem Kopf des Pferdes und den Insassen des Wagens befindet sich ein Adler, der auf die Bemannung zufliegt. Es ist der Sonnenadler, der den Jäger schützt.

Der Stein 146 B ist dem vorigen ganz ähnlich. Hier fährt der Wagen über einen nackten gefallenen Feind hinweg, der unter dem Pferde liegt. An Stelle der Sonne findet man jetzt die Inschrift Kaparas; man hat die Sonne weggemeißelt und für die Inschrift eine glatte Stelle geschaffen, während der übrige Stein porös ist. Den gefallenen Feind nackt darzustellen, entspricht dem ältesten Empfinden des Vorderen Orients. Wir finden dasselbe im Nilland und in Sumer.

Auf einem dritten Orthostaten (45 K, Tafel 19 b) mit einer Wagenszene verfolgt der Jäger einen Wildstier, der aus Raummangel über dem Pferd in umgekehrter Richtung davonspringend dargestellt wird. Dieses Moment finden wir auf kappadokischen Zylinderabdrücken. Auf unserer Stierjagd hockt der Sonnenadler über dem Kopf des Bogenschützen, der einen langen Mantel und einen Helm trägt.

Den Vogel in Verbindung mit Wagendarstellungen finden wir sonst nur auf den kappadokischen Siegeln, also auch im subaräischen Kulturkreis, und zwar zusammen mit noch andern Götteremblemen. Ein Siegel zeigt ganz ähnlich einen Vogel, der vor einem Pferde hockt. Auch hier handelt es sich um den Sonnengott, der den kämpfenden

König schützt. Bei der Jagddarstellung eines zyprischen Elfenbeinkästchens im Britischen Museum fliegt ein Vogel genau so wie auf unserm Stein 17 B dem Kämpfer entgegen. Auch er ist meines Erachtens der Sonnenvogel.

Ein weiteres Jagdstück zeigt Stein 27 K (Tafel 20 a), von dem rechts und links ein Stück abgeschlagen worden ist. Der Löwe, der übergroß unter dem Wagen und dem Pferd dargestellt wird, ist dieses Mal der Sieger. Er hat sich, von der Seite her emporspringend, in den Bauch des Pferdes verbissen. Das schöne, dramatisch bewegte Bild ist oben etwas verwischt.

Die kulturgeschichtlich wichtigste Wagenszene aber bietet die Kalksteinplatte 110 K (Tafel 20 b): ein Mischwesen zwängt hier einem Pferde den Wagen auf. Sein Oberkörper zeigt einen bärtigen Mann mit Hörnerkrone, wodurch er als Halbgott charakterisiert wird; er hat Löwenfüße und Löwenleib. In der linken Hand hält er einen, im Verhältnis zu sich selbst und zum Pferde, sehr kleinen Wagen, in der rechten, wie es scheint, einen Zügel. Vor ihm steht das Pferd, hochaufgerichtet, mit dem Rücken gegen ihn; dem noch ungezähmten Tier soll der Wagen angeschirrt werden. Die Darstellung dieses Steines ist ein Unikum. Der Wagen hat einen rechteckigen Kasten einfachster Art, der durch Stangen geteilt ist. Er hat große Ähnlichkeit mit dem hinteren Teil des Wagens auf der Standarte von Ur und auf kappadokischen Siegelabdrücken. Auf den andern Bildern des Tell Halaf verbreitern sich die Wagenkasten trichterförmig nach oben. Solche Kasten entsprechen fast ganz dem zweirädrigen Wagen auf dem Kalksteinrelief von Ur, der in dem Begräbniszuge ohne Führer, mit Fellen und andern Gegenständen reich beladen, erscheint. Vielleicht war es der Kriegswagen eines toten Königs.

Im übrigen ähneln die Wagen des Tell Halaf durchaus den Streitwagen, die zur Zeit der 18. Dynastie aus Vorderasien nach Ägypten kamen. Ein unversehrtes Stück steht jetzt im Museum zu Florenz. Dieselbe Form hat sich als zweirädriger Kampfwagen bis zur römischen Quadriga weiterentwickelt. Mir scheint, daß auch der Wagen auf der Standarte von Ur nur zweirädrig war. Der Künstler wollte beide Räder darstellen und setzte sie nebeneinander. Der große Aufsatz auf dem vorderen Rade ist, wie ich glaube, eine hohe, gleich-

zeitig die Wageninsassen schützende Schildwand; über sie sind auch die Zügel geführt. Dasselbe gilt von den kappadokischen Wagen.

Von fünf Wagen ist bei zweien (Steine 17 B und 146 B) der Deichselknauf mit einem Greifenkopf geschmückt. Durch ihn laufen die Zügel. Das entspricht den Zügelhaltern von Ur und Kisch, die in Metall das plastische Bild eines Tieres tragen. Der Kopfputz der Wagenpferde ist ähnlich dem bei andern subaräischen Reliefs.

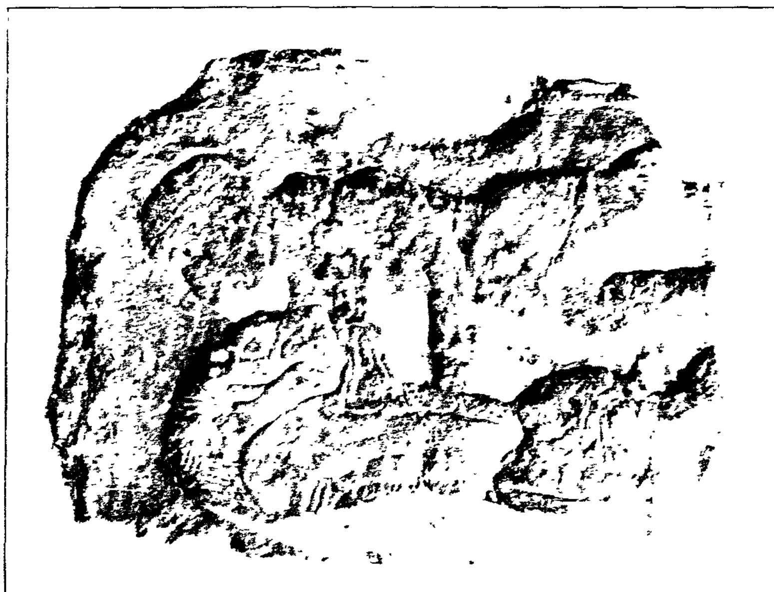
Auf dem Tell Halaf haben die Wagenräder Speichen, und zwar immer sechs, abgesehen von der Stierjagd zu Wagen (Stein 45 K, Tafel 19 b), auf der das Rad acht Speichen hat. Aus der ältesten Zeit Südmesopotamiens kennen wir das Voll- oder Scheibenrad. Erst zur Zeit Hammurabis sind Speichen nachweisbar. Im alten Elam findet sich dagegen das 12—15speichige Rad, und auf kappadokischen Siegelzylinderabdrücken kommt das vierspeichige Rad vor. Bei kleinen Wagenmodellen des Tell Halaf aus der Buntkeramikzeit, die übrigens den aus den archaischen Ischtartempeln von Assur sehr ähneln, sind auf den Rädern aufgemalte Speichen zu sehen.

Von Bedeutung ist, daß die südmesopotamischen Vollräder einen breiten, das Innenbrett überragenden Reifen gehabt haben, der aus Bronze war. Das Scheibenrad scheint mir nicht primitiver zu sein als das Speichenrad, sondern sogar natürlicher und jedenfalls fester. Vielleicht gab es in Ur keine Speichen, weil dort starke und gerade Baumäste fehlten, die man dazu braucht.

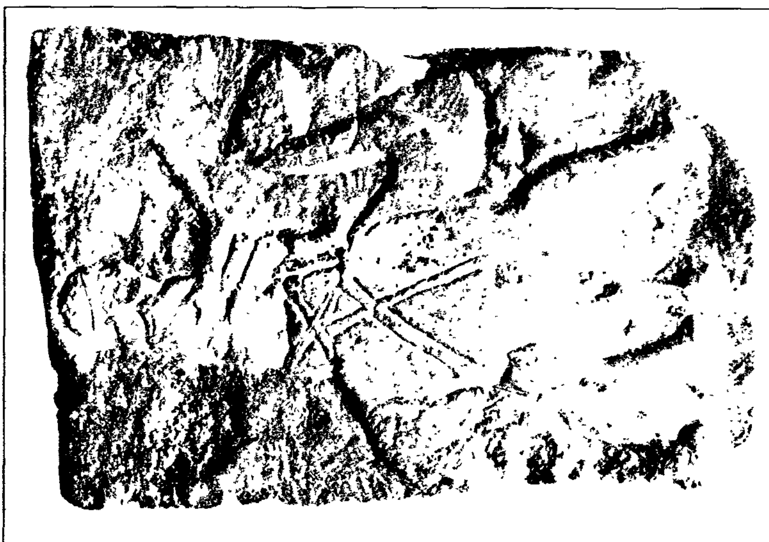
Wagen- und Reitpferd sind derselbe Typ. Die Mähne ist kurz geschoren, wie bei Pferden auf bemalten Tonscherben des Tell Halaf.

Die kleinen Orthostaten mit Wagenszenen sind die beredtesten Zeugen für das Weiterleben subaräischer Gedankengänge in der assyrischen Kunst. Sie muten fast wie Urbilder für die assyrischen Darstellungen an. Mit Herzfeld bin ich der Ansicht, daß unsere Reiter- und Wagenbilder noch älter sind als die von Sendjirli. Sie sind lebendiger, weil alle Tiere mit erhobenen Vorderbeinen wiedergegeben sind.

Mit den Darstellungen der Pferde auf dem Tell Halaf hängt eine wichtige kulturgeschichtliche Frage zusammen. Vielfach hat man sich gestritten, was ursprünglicher ist, Fahren oder Reiten, Zähmung des Pferdes zum Trag- oder zum Zugtier. Meines Erachtens ist im Orient — wie in allen Ländern, in denen der Alltag ein enges Zusammenleben



b) Löwentöter.
(147 K.)

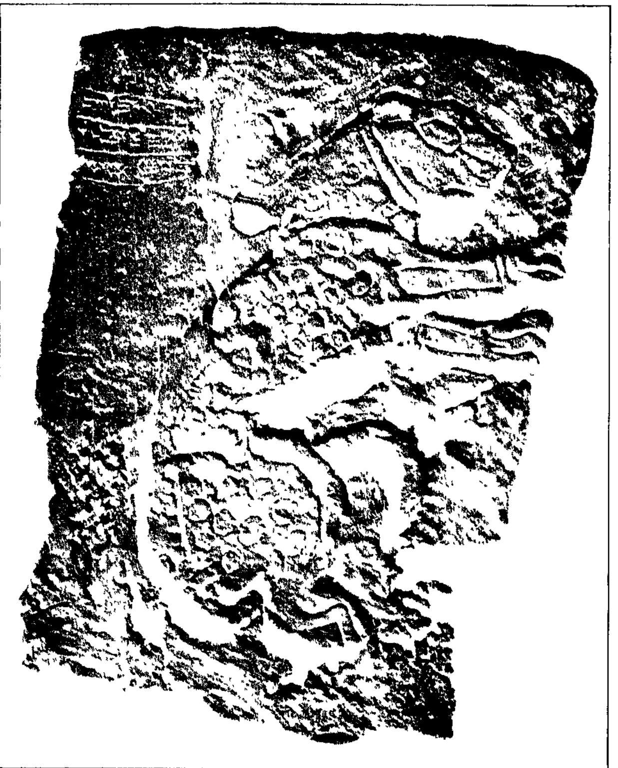


a) Kamelreiter.
(102 K.)

Tafel 22



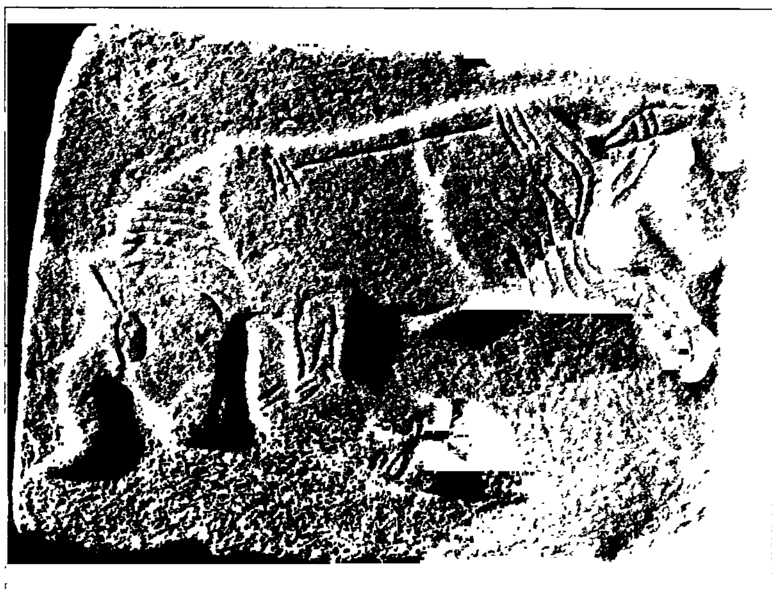
a) Löwe und kleiner Bogenschütze
(73 B)



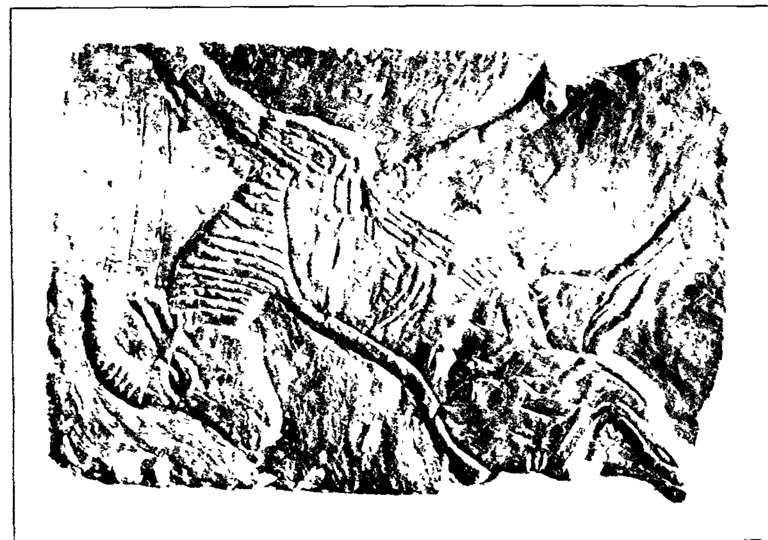
b) Gefleckter Panther.
(134 k.)



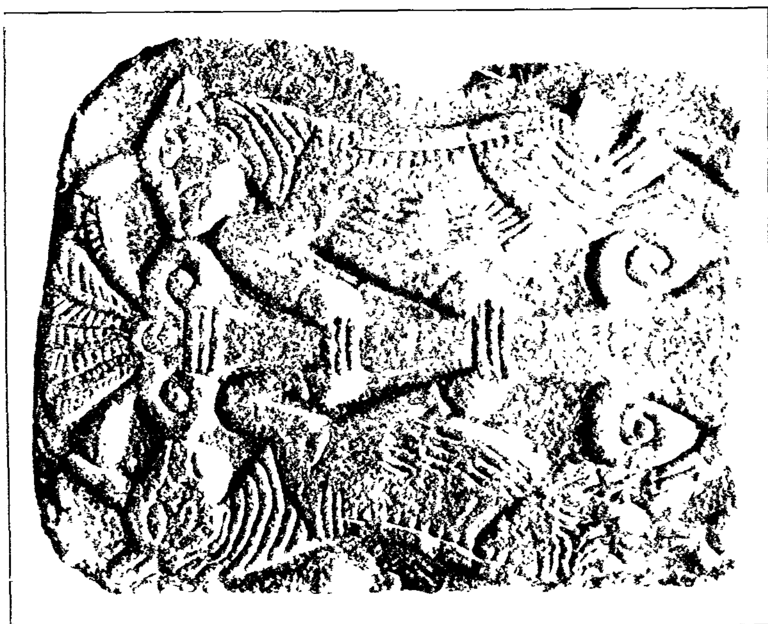
b) Hirsch mit Baumbaum.
(69 B.)



a) Wildstier.
(133 B.)



a) Gazelle.
(181 K.)



b) Palme zwischen zwei Gazellen.
(79 B.)

zwischen Mensch und Haustier bedingt — das Reiten das Ursprünglichere. Das versteht man ohne weiteres, wenn man sieht, wie dort selbst Kinder auf Pferde, Rinder und Büffel klettern, um sie zur Tränke zu reiten. Kamele sind im grauesten Altertum sicher ebensowenig wie heute zum Ziehen, sondern nur zum Reiten und als Packtiere benutzt worden. Zur Zeit der assyrischen Handelskolonien in Kappadokien (3. Jahrtausend) wurde fast der gesamte Warenverkehr auf Packtieren bewältigt. Nur vereinzelt erfahren wir auch etwas von Wagen.

Das Reiten ist ein naheliegendes, natürliches Tun, besonders auf Pferden ohne Sattel, wie sie unsere alten Bilder zeigen. Schon auf einem ganz alten Zylinder des 4. Jahrtausends kommt ein Reiter auf einem Tier vor, das sicher als Pferd zu deuten ist. Das Anschirren des Wagens an das Pferd dagegen ist etwas Außergewöhnliches, ein Geschenk der Götter, wie es den Sterblichen auf dem Tell Halaf auch durch den Stein 110 K (Tafel 20 b) vorgeführt werden sollte.

Auch die Frage, seit wann Pferde in Mesopotamien vorkommen, ist seit langem viel erörtert worden. Früher glaubte man, daß sie zur Zeit Hammurabis (nach 2000 v. Chr.) noch unbekannt gewesen wären. Durch die Funde von Ur ist auch archäologisch der Nachweis geführt, daß um 3000 schon Maultiere oder auch Pferde dorthin eingeführt wurden. In Elam gibt es Pferdedarstellungen auf Buntkeramik und auf uralten Siegeln aus dem 4. Jahrtausend. Im westlichen Kleinasien, das ganz ähnliche Bodenverhältnisse aufwies wie Elam, sind sie allerdings erst Ende des 3. Jahrtausends auf kappadokischen Siegeln nachweisbar, womit aber nicht gesagt ist, daß sie nicht schon früher vorhanden waren.

Für Obermesopotamien sind Pferde durch unsere Buntkeramik, und zwar auf den ältesten Stücken, also mindestens um 3000 v. Chr., nachweisbar. Das ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß es um diese Zeit auf dem Tell Halaf Pferde gab. Es ist daher ganz natürlich, daß sie auf den Steinbildern des 3. Jahrtausends, auf dem kubischen Aufsatz auf dem Riesenstier der Tempelpalastfassade und um 3000 auf den kleinen Orthostaten abgebildet sind.

Neben dem „Esel des Ostens“ oder „Esel des Gebirges“, den

man wohl mit Recht als aus Elam gekommen annimmt, sprechen die alten südmesopotamischen Inschriften auch von einem „Esel des Westens", das wäre im Grunde nach dem alten Weltbilde der Babylonier aus Amurru, und zwar aus den Wüstensteppen des mittleren Euphratgebietes und Arabiens. Hier wie im ganzen oberen Mesopotamien ist aber meines Erachtens die Urheimat einer bestimmten Pferderasse zu suchen, die anders geartet ist als das Bergpferd des Ostens. Auch heute gibt es noch zwei Pferderassen im asiatischen Westen: das kleinere kleinasiatische und das größere, schlanke, edle, arabische Pferd. Sicherlich hat in der Folge das arabische Pferd durch wiederholte Kreuzungen vielfach Blut an das kleinasiatische abgegeben.

Die Steppen Obermesopotamiens und Arabiens zeigen nach mancher Richtung hin eine andere Tierwelt als Südmesopotamien oder andere Alluvialgebiete, wie zum Beispiel Unterägypten. Zu den Steppenländern gehören das Pferd, das Kamel und das Rind, zu den weichen Niederungsländern der Esel und der Büffel. Das Kamel ist nachweisbar ebenso wie das Pferd aus den Steppen Arabiens und Syriens nach dem Nilland gebracht worden. Beide Tiere degenerieren im Nildelta auch heute schon nach wenigen Generationen immer wieder und müssen frisch eingeführt werden. In Babylonien haben sich Pferde und Kamele eingebürgert, der Büffel ist dagegen nur im Süden Mesopotamiens heimisch, im Norden kommt er auch heute fast nicht vor.

Aus den indogermanischen Namen für „Pferd", die wir sehr früh in Untermesopotamien und im 2. Jahrtausend v. Chr. auch in Obermesopotamien finden, ist geschlossen worden, daß das Pferd in sehr alter Zeit aus indogermanischem Gebiet von Norden aus nach Elam und später durch die arische Einwanderung auch in das Mitanniland, also nach Obermesopotamien eingeführt worden sei. Es ist sehr leicht möglich, daß durch die um 2000 nach dem oberen Mesopotamien, dem Mitanniland, eingedrungenen Arier ein neuer Zuwachs an Pferden für dieses Gebiet erfolgt ist und daß sich seither hier im subaräisch-mitannischen Sprachgebrauch der indogermanische Name für Pferd eingebürgert hat. Wir wissen, daß die Mitannifürsten des 2. Jahrtausends besondere Pferdeliebhaber waren. Ihre Regeln für Pferdezucht, Pferdebehandlung und Wagenrennen wurden am hettitischen Königshofe von Chattuschasch eingeführt. Dies kann jedoch

in keiner Weise die für mich unabweisbare Annahme umstoßen, daß das Pferd in Obermesopotamien schon seit Urzeiten heimisch war. Die Tatsache, daß es hier früher wild vorkam, wird durch das Steinbild des Halbgottes bestätigt, der ein Pferd bändigt und ihm den Wagen aufdrängt. Lange vor Ankunft der indogermanischen Einwanderer des 2. Jahrtausends aus dem Osten und Westen sind in Subartu Pferde von bewaffneten Reitern und Wagenkämpfern benutzt worden. Die Streitwagen in Ur, mit Pferden oder Maultieren bespannt, stammen aus der Zeit um 3000 v. Chr., und noch älter sind die Pferdedarstellungen auf der Buntkeramik des Tell Halaf.

Auf unseren kleinen Orthostaten gibt es übrigens eine ganze Anzahl von Reittieren, die bald an einen wilden Esel, bald an ein wildes Pferd erinnern. Die Tell-Halaf-Bildhauer der Buntkeramikzeit wollten wohl beide Arten wiedergeben. Die wilden Urpferde und Uresel, die es noch heute gibt, gleichen einander tatsächlich mehr als die zahmen Pferde und Esel. Aus der Art des Kopfes möchte ich das Tier auf Stein 70 als wilden Esel und auf Stein 157 und 126 als wildes Pferd betrachten.

Wilde Esel hat es tatsächlich gerade in der Nachbarschaft des Tell Halaf, in der Gegend des Djebel Abd el Aziz, bis zum Jahre 1911 gegeben. Erst in dem furchtbar kalten Winter 1910/11 sind sie ausgestorben. Ich habe mir während meiner zweieinhalbjährigen Arbeit auf dem Tell Halaf 1911—13 und später 1927 und 1929 vergebens die größte Mühe geben, einen wilden Esel lebendig oder tot zu erhalten. Die auf den kleinen Orthostaten einzeln dargestellten Tiere sind sämtlich wild oder jagdbar gewesen. Von Jagden auf wilde Esel wissen wir aus assyrischer Zeit. Das Pferd mag wild noch im Jahre 3000 v. Chr. vorgekommen sein, als die kleinen Orthostaten entstanden. Später wurde es sicher nur noch gezähmt gehalten.

Das Vorkommen des Pferdes auf der Buntkeramik und auf den Steinbildern des Tell Halaf scheint mir ein weiterer Beweis dafür zu sein, daß die vielumstrittene Frage, ob die Tiere vor den Wagen in Ur Esel oder Maulesel bzw. Pferde sind, in letzterem Sinne zu beantworten ist. Ich würde den Mut des Kämpfers bewundern, der es wagt, seinen Streitwagen von einem Eselgespann in die Schlacht ziehen zu lassen. Die komischen Mißerfolge sportgewandter englischer Offiziere

mit Eselgespannen in den Gymkhana-Rennen in Kairo zeigen, daß sich Esel nicht genügend leiten lassen.

Ein Kamel ist nur ein einziges Mal auf dem Tell Halaf abgebildet. Stein 102 K (Tafel 21a), einer der realistischsten und wertvollsten Orthostaten, zeigt einen Kamelreiter. Er ist bartlos und hat den langen Rock im Sitzen hochgezogen. Unter dem Haarschopf kann man den Halsausschnitt erkennen. Es handelt sich also wohl um einen vornehmen Mann. In der rechten Hand hält er einen Stab zum Lenken des Kamels. Seine Linke ist so dargestellt, als ob sie einen Zügel hielte. Der Reiter sitzt auf einem viereckigen Kastensattel, der mit Gurten kreuzweise auf dem Kamel befestigt ist. Drei Beine des Tieres scheinen fest auf der Erde zu stehen, während das rechte Vorderbein erhoben ist. Diese Darstellung bildet eine interessante Illustration zu der Bibelerzählung von Jakobs Flucht mit seinen beiden Frauen, der schönen Rahel und der schielenden, rothaarigen Lea, aus dem Lager seines Schwiegervaters Laban in Harran (1. Mose 31, 19—54). Wir werden durch das Bild daran erinnert, wie Laban vergeblich die Karawane Jakobs nach dem ihm gestohlenen Hausgötzen, dem Teraphim, durchsucht. Er kommt zu seiner auf dem Kamel sitzenden Lieblingstochter Rahel, die trotz des Geheißes ihres Vaters nicht absitzt, sondern sich entschuldigt, daß es ihr nach der Frauen Weise gehe. Der Hausgötze wird nicht gefunden, denn Rahel hat ihn in ihrem Kamelsattel verborgen. So kann Jakob, dem mit dem zürnenden Schwiegervater abgeschlossenen Vertrag gemäß, mit seinen Frauen und Kindern und den von ihm erarbeiteten Herden ungestört nach dem Gelobten Lande weiterziehen. Rahels Sattel hat gewiß so ausgesehen wie der unseres Kamelreiters. (Vgl. hierzu die kleinen Hausgötzen auf Tafel 46.)

Fünf kleine Orthostaten zeigen Jäger zu Fuß. Auf Stein 147 (Tafel 21b) stößt ein Mann das Schwert tief in den Leib des aufrecht vor ihm stehenden Löwen, der sich in den andern Arm des Kämpfers verbeißt. Bei einem zweiten Löwenkampf (Stein 73 B, Tafel 22a) schießt der Jäger, unverhältnismäßig klein rechts oben in der Ecke der Steinplatte, einen Pfeil auf den Löwen ab, der bereits verwundet ist: ein zweiter Pfeil sitzt ihm schon oben im Nacken. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie der Künstler sich bemüht, den

leeren Raum zu füllen. Das Motiv des Jägers, der auf einen bereits durch Pfeile verwundeten Löwen weiterschießt, findet sich ganz ähnlich auch auf sehr alten elamischen Siegelzylindern.

Auf den drei andern Jagdbildern kämpfen Männer siegreich gegen einen aufgerichteten Greifen oder andern Raubvogel, ein großes Huftier und eine riesige Wildgans.

Die zahlreichen Darstellungen von Kriegern und Jagden auf dem Tell Halaf und den Reliefs von Sendjirli, Karkemisch und andern Orten bezeugen den kriegerischen Sinn und die Jagdliebe des subaräischen Volkes. Im alten Südmesopotamien finden sich Kriegsbilder häufig, Jagdbilder jedoch nur vereinzelt. Dagegen kommen in Elam Jagdszenen nicht selten vor.

Das wilde Tier, allein oder im Kampf mit seinesgleichen, wird in der Tell-Halaf-Kunst gern dargestellt. Der Löwe kommt auf den Orthostaten elfmal allein vor. In einigen Fällen handelt es sich augensichtlich um eine Löwin. Immer ist er in eine der Diagonalen des Steines gestellt, immer ist eine Pranke in die Höhe gehoben. Den Schweif schwingt er immer etwas eingerollt entweder nach oben, oder hält ihn zwischen die Beine eingezogen. Auf zwei Bildern wendet er den Kopf nach hinten. Haare, Muskulatur und Tatzen sind ganz ähnlich behandelt wie bei den Tieren der großen Fassade. Das Maul ist stets geöffnet. Auch hier werden je zwei Eckzähne im Ober- und Unterkiefer nebeneinander übermäßig groß gezeigt, während die andern Zähne nicht berücksichtigt sind. Der Kopf wird vom Halse vielfach durch einen Wulst getrennt, wie bei den alten Sendjirlilöwen. Auch die charakteristischen Parallellinien auf der Oberlippe des drohend geöffneten Maules entsprechen der Darstellung dieser Löwen in Sendjirli und an unserer Tempelpalastfassade. Trotz der Gleichmäßigkeit hat jedes der Bilder seine Eigenart.

Neben dem Löwen kommt einmal der gefleckte Panther vor (Stein 134, Tafel 22 b). Er hockt mit eingezogenem Schweif auf seinen Hinterpranken und streckt die beiden Vordertatzen nach vorn. In Ur gibt es mehrere Darstellungen gefleckter Panther.

Der Bär, der jetzt im Chaburgebiet nicht vorkommt, in den Gebirgen Kleinasiens und Syriens aber auch heute heimisch ist, wird auf zwei Orthostaten als Einzeltier wiedergegeben. Beide sind aus Kalk-

stein und nicht gut erhalten. Auf Stein 98 K besitzt der Bär einen langen Schwanz, den er in die Höhe hält. Wir werden dieser Eigentümlichkeit auf der Tierkapelle wieder begegnen (Seite 159).

Nächst dem Löwen ist der Wildstier am häufigen vertreten. Auch er steht in der Diagonale oder hoch aufgerichtet. Auf dem Stein 133 B (Tafel 23 a) springt, vielleicht zur Ausfüllung des Raumes, hoch oben in der Platte ein großer Jagdhund, an dem Halsband als solcher erkennbar, über den Wildstier hinweg.

Die Stiere auf den Kalksteinplatten, auch der vom Jäger zu Wagen verfolgte, haben alle zwei parallel nebeneinander wiedergegebene Hörner, während beim Stier auf den Basaltplatten, dem Profilprinzip entsprechend, immer nur ein Horn wiedergegeben wird. Dieses ist fast S-förmig gebogen und sitzt weit vorn auf der Stirn. Der Schweif hängt meist herab, wird aber mitunter auch noch über dem Rücken erhoben. Die Darstellung der Muskeln ist dieselbe wie bei den Löwen. Die Zeichnung der Bauchhaare fehlt fast immer. Im übrigen ähnelt die Zeichnung der Einzelheiten auch hier im großen und ganzen der Zeichnung der Wildstierjagd an der großen Fassade des Tempelpalastes. Aber trotz solcher Übereinstimmung sind die Darstellungen auf den kleinen Orthostaten ungleich ursprünglicher.

Zwei Typen des Wildstieres sind zu unterscheiden: der eine ist schlank mit schmalem, langem Kopf, der andere gedrungen mit kräftigerem, kleinerem Schädel. Der gedrungenere Wildstier soll vielleicht den Wisent, die schlankere Art den Ur oder Auerochsen kennzeichnen. Wisente gibt es heute noch im Kaukasus. Der Auerochse ist in Europa ausgestorben. Wir finden beide Rinderarten auf den alten Siegelzylindern Südmesopotamiens und auch in Elam wieder.

Der Hirsch, zuweilen durch die Beigabe eines Butmbaumes (wilde Pistazie) als Wald- oder Bergtier gekennzeichnet, begegnete uns bereits an der großen Fassade. Im allgemeinen wird er in derselben Weise behandelt wie der Wildstier, doch ist das Geweih stets von vorn dargestellt. Die Zahl der Enden wechselt. Gewöhnlich handelt es sich um Sechs- oder Achtender. Auch auf den Hirschbildern findet sich mehrfach zur Raumausfüllung noch ein anderes Tier; in einem Falle ist es ein Biber, wie solche heute noch am Chabur vorkommen, in einem anderen ein Wüstenhase mit großen Löffeln. Der Tell-Halaf-Hirsch scheint

ein Damhirsch gewesen zu sein. Heute kommt er dort nicht mehr vor, doch habe ich die Hälfte eines Geweihes ausgegraben. Sehr starke, wenig gefleckte Damhirsche finden sich übrigens gegenwärtig noch in Anatolien.

Einer der primitivsten Steine unseres Tell Halaf ist die Nummer 69 B (Tafel 23 b). Der hier dargestellte Hirsch mutet vollkommen flach und steif, ganz archaisch, ich möchte beinahe sagen „gotisch" an.

Bei einer Anzahl Hörnertieren ist es schwierig, ihre Art zu bestimmen. Deutlich sind die Gazellen zu erkennen, sodann der kräftigere, gedrungene Steinbock (Ibex), der auf beiden Steinen, die ihn abbilden, durch den Butmbaum wieder als Bergtier gekennzeichnet ist. Die Gazelle ist schon auf den ältesten Denkmälern Südmesopotamiens und Elams ein beliebter Vorwurf. Für jede Art der Stellung unserer Gazellen sind Analogien auf den ältesten Siegelzylindern nachzuweisen. Sehr realistisch sind die plastischen Merkmale der Hörner bei den Gazellen und Steinböcken angedeutet, während die Wildstierhörner ganz treffend vollkommen glatt behandelt sind.

Eins der schönsten Gazellenstücke, ein herrliches Bild von hohem Kunstwert, ist der Stein 181 K (Tafel 24 a). Hier dreht das Tier den Kopf nach rückwärts.

Auf dem Stein 79 B (Tafel 24 b) steht eine Palme zwischen zwei hochaufgerichteten Gazellen, wie von Schildwachen umgeben. Diese Szene ist im ganzen alten Orient häufig. Statt der Gazelle stehen vielfach andere Tiere oder göttliche Mischwesen und vor allem die sogenannten Gilgamesch- und Engidufiguren einander gegenüber, mit oder ohne einen Gegenstand in der Mitte. Der Stein ist auch noch deshalb von besonderer Bedeutung, weil er eine Szene auf einer Platte vereinigt, die oftmals, wie ich überzeugt bin, durch drei nebeneinandergestellte Einzelsteine dargestellt war, ehe Kapara die Orthostaten zum zweitenmal verwendete.

Auf einigen weiteren Kalksteinbildern finden sich Huftiere ohne Gehörn. Diese Steine sind schlecht erhalten, und die Hörner sind vielleicht abgesprungen. Die schlanken Köpfe lassen aber doch auf eine Hirsch- oder Antilopenkuh schließen.

Auch das Wildschwein fehlt im Zoologischen Garten des Tell Halaf nicht. Wir finden mehrere drastisch wiedergegebene Eber mit starken

Hauern. Das Hausschwein kommt auch einmal vor, jedoch bemerkenswerterweise, da nicht jagdbar, auf einem Szenenbild und nicht auf einem einzelnen Stein.

Auf dem bereits erwähnten Stein 63 K befindet sich ein Elefant. Der Orthostat ist bedeutend größer als die anderen. Er ist ersichtlich schon teilweise zerstört eingesetzt gewesen. So fehlte z. B. die rechte untere Ecke. Ein anderer im rechten Winkel vor diesem Bild aufgerichteter Orthostat hatte den ganzen vorderen Abschnitt und damit auch den Kopf verdeckt. Der Rüssel ist infolge von Beschädigungen, die vielleicht durch das Andrücken des Nachbarsteines entstanden, sehr schwer zu erkennen. Aber der übrige Körper gehört unverkennbar zu einem Elefanten. Das Ohr ist, wie auch auf andern alten Elefantenbildern, klein. Der Nacken zeigt sehr starke Wülste. Die vier besonders schweren Beine stehen ausnahmsweise in gleicher Höhe auf dem Boden, und das Tier ist nicht in die Diagonale gestellt. Der Elefant wurde von den Mitanni und den Assyrern im oberen Mesopotamien gejagt. Heute ist er im Vorderen Orient ausgestorben.

Sehr aufschlußreich sind die Vogeldarstellungen. Eins der eindruckvollsten Steinbilder ist Stein 114 K (Tafel 25 a). Hier schreitet ein Strauß in majestätischer Haltung einher. Das rechte Bein ist erhoben. Zur Ausfüllung des Raumes ist oben links noch ein kleiner Vogel angebracht, wie es scheint, ein Falke. Auf einem zweiten Stein (121 B) ist der Strauß gedrungener. Auch der Strauß war sicher früher in Mesopotamien heimisch. Wir finden ihn auf einer ganzen Anzahl Siegelzylinder. Noch im Mittelalter waren Strauße in Arabien stark verbreitet. Gegenwärtig kommt er nur noch vereinzelt, vor allem im südlichen Arabien vor.

Die auch heute noch in mehreren Arten in Syrien und Mesopotamien sehr häufige Trappe findet sich auf zwei Orthostaten. Auf zwei Steinen wird eine schwere Wildgans dargestellt. Das Bild auf Stein Nr. 15 B (Tafel 25 b) ist auch für heutigen Geschmack ein Beispiel herrlicher Realistik. Auf einem andern Stein wird eine Gans von einem Jäger getötet. Ein ungemein lebendiges Bild zeigt eine Wildente im Fluge (Stein 13 B) mit sehr großen Füßen.

Der uralte Vorwurf des Tierkampfes ist häufig vertreten, und zwar durchweg in ganz außergewöhnlich drastischen Bildern. Auf vier



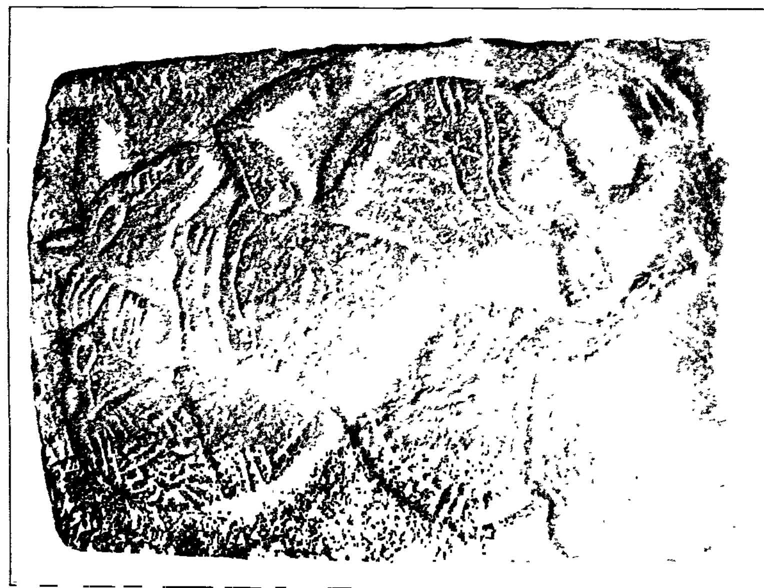
b) Wildgans.
(15 B.)



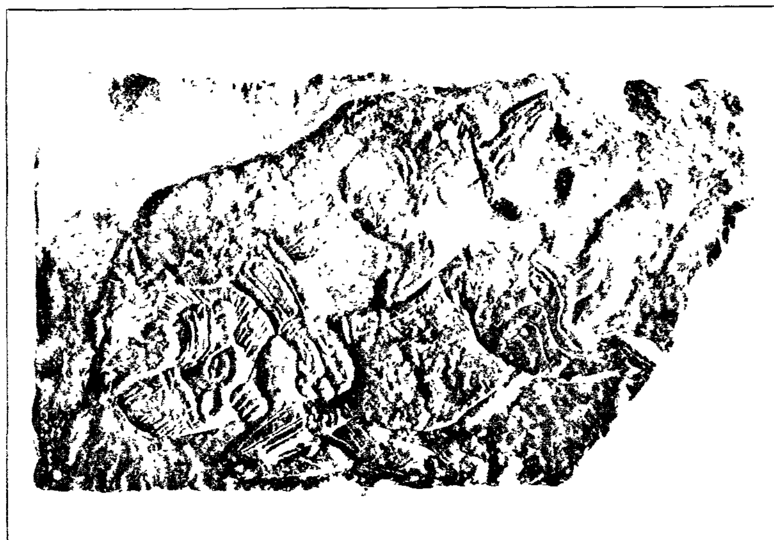
a) Strauß und Katze
(114 K.)



b) Wildstier besiegt einen Löwen.
(47 k.)



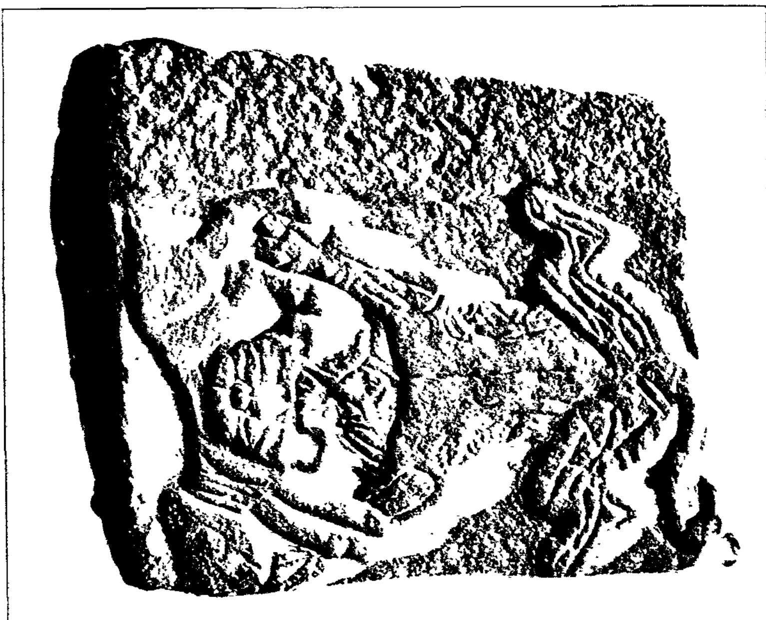
a) Löwe im Kampf mit einem Stier.
(172 B.)



b) Löwe springt auf eine Hirschkuh.
(84 K.)



a) Wildstier spießt einen Löwen auf.
(159 K.)



b) Löwe, der ein Lamm trägt.
(131 B.)



a) Löwe würgt einen Hirsch.
(80 K.)

Steinen werden große Huftiere von einem Löwen getötet, zwei zeigen dabei jene Überquerungen der Tierkörper, die wir auf zahlreichen alten Bildern von Südmesopotamien und Elam aus dem 3. Jahrtausend finden, aber in dieser ausgesprochenen Art nicht mehr in späteren Zeiten.

Auf dem Stein 172 B (Tafel 26a) springt der hinter dem Stier dargestellte Löwe den Stier an. Einen Hinterfuß hat er noch auf der Erde. Mit zurückgedrehtem Oberkörper verbeißt er sich in den Nacken seines Opfers, mit der rechten Vorderpranke umschlingt er den Hals, die linke Tatze ist über dem Löwenmaul in den Hinterkopf des Stieres geschlagen.

Auf einer andern Platte aus Kalkstein findet die Überquerung ganz hinter dem Huftier statt. Der Stein ist an seinem oberen Rande stark beschädigt. Der Löwe schlägt die rechte Vorderpranke in den linken Oberschenkel des Stieres und verbeißt sich hinten in seinen Rücken. In beiden Fällen sind die kämpfenden Tiere gegeneinander aufgerichtet in die Diagonale des Steines gestellt.

Auf zwei weiteren Bildern ist der Stier Sieger. Auf dem Kalkstein 47 (Tafel 26 b) hat er den Löwen auf die Hörner gespießt und trägt ihn waagerecht über dem Kopf und dem starken Nacken. Brüllend wirft der hilflose Löwe den Kopf zurück. Die Stierhörner sind von unten in die Weichteile des Löwen gedrungen, die Spitzen ragen aus seinem rechten Oberschenkel heraus. Das ist ein Vorbild, wie ich es sonst im alten Orient nicht kenne.

Auf dem Stein 159 K (Tafel 27 a) hat der Stier den Löwen in den Weichteilen zwischen den Hinterbeinen aufgespießt und hält ihn hochaufgerichtet in die Höhe, so daß der Löwenkörper senkrecht herabhängt. Der Löwe hat seinen Kopf dem Stier zugekehrt und versucht vergeblich, ihn in die Vorderbeine zu beißen.

Genau dasselbe Motiv des überwundenen, herabhängenden Raubtieres findet sich auf zwei gravierten Perlmutterplaketten unter einer Harfe von Ur. Hier sind es zwei Gilgamesch- und Engidufiguren, die zwei gefleckte Panther an den Schwänzen oder Hinterbeinen in die Höhe heben.

Auf dem Stein 84 K (Tafel 27 b) ist der Löwe von hinten auf eine Hirschkuh (?) gesprungen. Die linke Hintertatze liegt bereits auf

dem Rücken des Opfers. Die rechte schwebt noch in der Luft. Die linke Vorderpranke ist in die linke Schulter der Hirschkuh geschlagen, die rechte ist um ihren Hals gelegt und dicht über ihrer linken Vorderpranke sichtbar. Der Kopf des Löwen macht mit dem zu lang gezeichneten Hals eine große Wendung: mit nach oben gerichtetem Maul durchbeißt er der Hirschkuh die Gurgel.

Der eindrucksvollste Tierkampf ist wohl der zwischen einem Löwen und einem Hirsch (Stein 80 K, Tafel 28 a). Beide Tiere sind gegeneinander aufgerichtet. Der Löwe hält den Hirsch mit den Pranken umklammert: seine rechte liegt unter dem linken Vorderlauf des Hirsches. Die linke ist, unter seinem hochaufgerichteten rechten Vorderlauf weit vorgeschoben, am Rücken des Opfers erkennbar. Mit sichtlichem Behagen durchbeißt der Sieger dem Hirsch auch hier die Gurgel. Seine Läufe strecken sich im Todeskampf. Sein Auge bricht. Ein moderner Künstler könnte das Bild kaum besser und dramatischer zeichnen. Auch dieses Vorbild besitzen wir auf den unlängst aufgefundenen Harfenplaketten von Ur, doch ist der Tierkampf auf dem kleinen Plättchen auch nicht annähernd so wirkungsvoll.

Die Plaketten von Ur sind sicher nicht älter als die kleinen Orthostaten des Tell Halaf, ich glaube vielmehr, daß sie jünger sind. Eine derartige Gleichheit von Vorlagen ist ohne Beeinflussung nicht denkbar. Entweder gab es einen noch früheren Vorwurf für beide, oder der eine Künstler hat von dem andern gelernt. Hierbei erscheint es mir aber wahrscheinlicher, daß die Kleinkunstgegenstände, die Plaketten und auch die Siegelzylinder, ihre Vorbilder in den größeren Steinbildern gefunden haben.

Ganz aus dem Rahmen fällt der Stein 131 B (Tafel 28 b). Der Löwe hält zwischen den Vorderpranken ein Schaf im Maul. Aber er ist nicht mehr im Profil, sondern von oben gezeichnet mit weit auseinandergestreckten Vorder- und Hintertatzen, während das Lamm im Profil dargestellt ist. Hierfür gibt es keine Analogie im alten Südmesopotamien oder in Elam. Höchstens ließen sich die subaräischen Zauberplatten von Hama zum Vergleich heranziehen.

Sämtliche Tierkämpfe sind Meisterwerke alter Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, von unglaublich feiner Naturbeobachtung und kraftvoller Darstellung. Sie zeugen von künstlerischem Können trotz aller

Naivität der Auffassung. Derartige Steinbilder haben wir aus dem Altertum bisher noch nicht gekannt.

Nur zwei Baumarten sind auf den kleinen Orthostaten wiedergegeben, die Palme (Tafel 24b) und die wilde Pistazie, der Butmbaum (Tafel 23b). Wir finden sie auf vielen Einzelsteinen. Erstere ist durchweg stark stilisiert, letztere ziemlich naturalistisch dargestellt. Die stilisierte Palme des Tell Halaf und anderer subaräischer Fundstätten ist das Vorbild für die fast gleichartige Palmendarstellung in der assyrischen Kunst geworden. In Obermesopotamien, Syrien und Kleinasien, im Lande Subartu, war die Dattelpalme nicht heimisch. In Babylonien ist die Dattel ein wichtiges Volksnahrungsmittel, in den höher gelegenen Gebieten des Nordens gelangt sie aber nicht zur Reife. Der Palmbaum ist hier eine Zufallserscheinung oder ein Zierbaum. Schon im südmesopotamischen Kulturkreis war die Palme heilig, sie stellte das Ewige dar und galt als Lebensbaum. Ihre magische Bedeutung als Unsterblichkeitszeichen oder jedenfalls als Sinnbild des langen Lebens mag Subartu aus Babylonien übernommen haben. Dort war es mehr ihr Wert als Nahrungsmittel, in Subartu mehr das Auffallende des Baumes selbst und seine bekannte lange Lebensdauer, was die Einbildungskraft anregte. In Babylonien wird die heilige Palme mehr naturalistisch wiedergegeben, in Subartu dagegen, wo man doch sonst die Bildkunst besonders drastisch der Natur ablauscht, erscheint der ungewohnte Baum stilisiert. Auf dem Stamm, der oft ganz schlank, häufig aber auch beinahe kubistisch dick dargestellt wird, ist die Palmblätterkrone im Grunde nur durch einen fächerförmigen Aufsatz angedeutet. Darunter sind dann an den Seiten Voluten in einem spiralförmig nach unten eingerollten Motiv angebracht, die sich am Fuße des Stammes zu wiederholen pflegen. Das ist die Wiedergabe des traubenartigen Fruchtstandes, der zum Überflusse manchmal auch noch besonders über oder unter der Volute dargestellt wird, sei es in die Höhe gehend, sei es herabfallend. Von unserem Motiv der Voluten hoch oben an der Palme ist das ionische Kapitell abgeleitet. Wiederholt finden sich auf den Palmendarstellungen des Tell Halaf auch noch Ringe um den Stamm, jedoch nur bei den ganz schlanken Bäumen.

Die Tell-Halaf-Palme wirkt kaum mehr als ein Baum, sondern eher als Symbol, als Emblem. Als Versinnbildlichung der Unsterblich-

10*

keit ist das Palmenmotiv auch mythologisch bedeutsam auf dem Diadem der drei Riesengottheiten im Tordurchgang der Tempelpalastfassade und auf dem Gewand des Teschup in der Mitte. Hierdurch ist dem Palmbaum etwas Göttliches zuerkannt. So erklärt sich auch das häufige Vorkommen des Palmbaumes auf den Orthostaten.

Wir finden das Palmenmotiv auch bei einem Hausmodell aus Basalt wieder. Hier erscheint die Palme an den Eckpfeilern der Außenwände. Vielleicht sollte dadurch der Wunsch der langen Lebensdauer für dieses Haus und seine Bewohner ausgedrückt werden. In Subartu, dem Lande, in dem die Säule beim Hilanibau eine besondere Rolle gespielt hat, ist der säulenartige Charakter der Dattelpalme naturgemäß schon sehr früh erkannt worden. Gerade in dieser Hinsicht mag dem Palmenmotiv auf den Eckpfeilern des so wichtigen Hausmodells eine besondere Bedeutung zukommen.

Die Dattelpalme ist ein babylonischer Baum. Sie wird künstlich befruchtet. In der Tell-Halaf-Skulptur finden wir Befruchtungsszenen, sei es stilisiert durch Dämonen, sei es naturalistisch dargestellt; sie mögen auf die uralten Beziehungen mit Südmesopotamien zurückgehen. Die Stilisierung der Palme wirkt um so auffälliger, wenn man sie mit der ebenfalls häufigen Darstellung des zweiten heiligen Baumes vergleicht, mit dem Butmbaum, der gerade in der Umgebung des Tell Halaf bodenständig ist und besonders auf dem Djebel el Aziz, auf dem Djebelet el Beda und im Tektekgebirge vorkommt. Er ist der einzige Baum, der hier eine Art Hain bildet. Bei den Beduinen gilt er noch heute als heilig, und zwar in Verbindung mit Abd el Aziz, dem Sohn eines der größten islamischen „Heiligen", des bekannten Ordensstifters Abd el Kader el Gilani, der die im ganzen Islam stark verbreitete Bruderschaft der Kaderije gegründet hat. Er hat dem Gebirge, auf dem er lebte, den Namen gegeben. Seine Grabmoschee befindet sich in Gharra am Nordabhang dieses Gebirges. Er soll den Butmbaum als heilig bezeichnet und jeden mit einem Fluch beladen haben, der ihn unnötig fällt.

Die Wiedergabe des Butmbaumes auf den Orthostaten deckt sich genau mit der Natur. Er dient hier oft dazu, den Hintergrund für Wald- und Bergtiere anzudeuten. Diese Verbindung von Tier und Pflanze ist uralt und kommt auf zahlreichen südmesopotamischen

Siegelzylindern vor. Der Baum ist auch auf einer tiefen Buntkeramikschale, vielleicht einem Opfergefäß, dargestellt, und zwar ganz ähnlich wie auf den Steinplatten: aus einem gewundenen Stamm gehen Zweige von unten und oben nach verschiedenen Richtungen aus. Der Butmbaum kommt auf den Orthostaten der Wirklichkeit entsprechend auch doppelstämmig vor.

Bilder aus dem täglichen Leben sind auf dem Tell Halaf selten. Auf Stein 173 K steigt ein Mann auf einer zwölfsprossigen Leiter auf eine Dattelpalme. Er hält in der einen Hand ein Gefäß und erfaßt mit der andern die Dolden. Es scheint sich um eine realistisch dargestellte Befruchtungs- oder Ernteszene zu handeln. In dem subaräischen Ujük bei Boghazköi begegnen wir der Leiter wieder, hier bei einem Hausbau. Auf Stein 138 K klettert ein Mann auf einen Butmbaum. Unter ihm steht ein Tier, das vielleicht einen Hund darstellt. Oben auf dem Baum sitzt ein Vogel.

Auf einem niedrigen Steinbild (113 B, Tafel 29 a) ist ein Angler dargestellt, der auf einem Bein hockt. Von dem kurzen Angelstock, den er hält, hängt ein Strick herab.

Stein 35 K (Tafel 29 b) zeigt eine Schiffsszene. Das Schiff hat flachen Boden und beinahe senkrecht aufsteigende Steven. Sie sind vorn und hinten fast gleich hoch und oben abgeplattet. Links im Boot steht auf erhöhtem Platz ein Steuermann, dessen Kopf leider fast ganz fehlt, denn die linke obere Ecke des Steins ist abgebrochen. Der Schiffer hält ein großes, gekrümmtes Steuerruder, das sich schaufelförmig nach unten verbreitert und auf einer Stütze ruht. Im Boot sitzen außerdem zwei Personen einander gegenüber, von denen nur die übergroßen Köpfe über den Bootsrand emporragen und zu sehen sind. Unter dem Schiff schwimmen drei unverhältnismäßig große Fische.

Auf Stein 86 K stehen zwei Männer einander gegenüber, der eine übergibt dem andern einen Gegenstand. Vielleicht handelt es sich um einen Kaufvertrag (Tafel 30 a).

Auf mehreren Steinen werden augenscheinlich Kulthandlungen dargestellt. Der Stein 75 B (Tafel 30 b) zeigt die einzige auf den kleinen Orthostaten ganz menschlich wiedergegebene Frau. Es ist wohl eine Priesterin. Sie beugt sich nach vorn und hält in der Rechten ein Messer, in der Linken eine Schale, vielleicht um das Blut des Opfer-

tieres aufzufangen. Sie ist mit einem langen, unten gefransten Rock bekleidet und in der Taille gegürtet. Von dem Arm ragt nur die Hand aus dem Kleid hervor. Die Priesterin hat wie die Riesengöttin im Fassadendurchgang drei dicke Fußreifen.

Tierische Mischwesen kommen in den mannigfaltigsten Entwürfen vor. Die einfachste Verbindung bilden geflügelte Wildstiere und geflügelte Löwen. Verwickelter sind die Greifen. Unter Greifen versteht man Fabelwesen mit Löwenleib und Flügeln. Sie haben manchmal die Beine eines Löwen, manchmal eines Raubvogels. Mit einem Vogelkopf nennt man sie Vogelgreifen, mit einem Löwenkopf Löwengreifen.

Wir sind bereits einem Löwengreifen unter dem Leibe der westlichen verschleierten Sphinx auf der Tempelpalastfassade begegnet. Ihm entspricht vollkommen das Tier auf Stein 148 B (Tafel 31 a): das Mischwesen hat einen geflügelten Löwenleib. Hinterfüße und Schweif sind Vogelkrallen und Vogelschwanz, während auf dem Löwenhaupt noch ein Stierhorn aufsitzt.

Vogelgreifen sind die beiden Leibungsorthostaten des zweiten Hilanidurchganges; unter dem östlichen war noch ein zweiter, kleinerer Vogelgreif, augenscheinlich in siegreichem Kampf gegen einen Löwen dargestellt. Vogelgreifen finden wir auf vier kleinen Orthostaten. Alle haben den geflügelten Löwenkörper mit dem Vogelkopf, drei auch noch Skorpionenschwänze (Tafel 31 b) statt des Löwenschweifs. Der Vogelschnabel ist im allgemeinen gewaltig groß. Der Übergang zwischen Löwenbrust und Vogelkopf ist verschieden dargestellt. Zweimal ist ein Motiv mit Bändern, die vom Vogelkopf herunterhängen, angebracht, ganz ähnlich wie bei dem Riesenvogel und den Riesengreifen der Fassade, sowie bei dem Schleier der Leibungssphinxe an der Vorderfassade des Tempelpalastes. Immer trägt der Vogelgreif einen starken, mähnenartigen Kamm aus kurzgehaltenen Federn, der vom Schnabel bis zum Ansatz der Flügel reicht. Alle Vogelgreifen sind stark bewegt. In zwei Fällen sind die beiden Flügel halb geöffnet. Nur einmal steht das Tier mit den vier Beinen auf der Erde. Hier steht auf einem der Flügel des Greifen ein reiherartiger Vogel.

Neben den rein tierischen Mischwesen finden wir auf den kleinen Orthostaten eine Reihe von Mischwesen von Menschen und Tieren. Am häufigsten ist die Verbindung des Menschen mit dem Stier, der wir

schon auf dem großen Sonnenscheibenorthostaten der Vorderfassade des Tempelpalastes begegnet sind. Mehrere kleine Orthostaten zeigen Stiermenschen, die einen Schemel mit der geflügelten Sonnenscheibe tragen. Ein weiteres Mischwesen ist ein geflügelter Mann mit Vogelfüßen, während ein anderer statt des Menschenkopfes einen Vogelkopf hat. Sie sind beide auf einem Stein zusammen dargestellt, dazwischen eine Dattelpalme. Der Mann mit dem Vogelkopf trägt ein Henkelgefäß und scheint die Palme zu befruchten. Der Stein ist zur Zeit Kaparas schon sehr verstümmelt gewesen. Auf einem andern, früher wohl doppelt so großen Stein hält ein zweigeflügelter Mann mit Vogelfüßen eine winkelartige gebogene Stange, die wahrscheinlich zu einem Schemel für ein Götteremblem gehörte.

Dem mit der göttlichen Hörnerkrone geschmückten Mischwesen, das im oberen Teil Mann, im unteren Löwe ist, begegneten wir bereits auf Stein 110 K (Tafel 20b, vgl. oben Seite 137). Infolge der Beschädigung des Bildes ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen, ob dieses Mischwesen geflügelt gewesen ist. Nach kleinen Resten zu schließen, ist jedoch anzunehmen, daß es zwei Flügel trug.

Ein ganz phantastisches Wesen tritt uns in einem Basaltstein entgegen, der außerhalb der Orthostatenwände ausgegraben wurde, aber sicher dazugehört hat. Es ist ein Mann mit zwei Flügeln, die nach hinten abstehen, einer nach oben und einer nach unten gerichtet. Er trägt den kappadokischen Rock, hat einen menschlichen Arm und eine Löwenpranke, einen Menschen- und einen Vogelfuß. Er hält in Hand und Löwenpranke einen großen Stab. Dieser ist von besonderer Bedeutung. — Auf den kleinen Orthostaten finden wir eine ganze Anzahl von Männern durch den langen Rock als Vornehme oder Könige gekennzeichnet, aber auch mit der göttlichen Hörnerkrone geschmückte Dämonen oder Genien, die in einer oder in den beiden Händen einen größeren oder kleineren Stock halten. Dieser ist — wie sich aus einer ganzen Anzahl den Stab bezeichnender altsüdmesopotamischer Worte ergibt — das Zeichen der Macht, eine Art Königsinsignum.

Sehr wichtig ist Stein 99 B (Tafel 32a). Er zeigt einen männlichen Genius. Er trägt eine Federkrone und zwei emporragende Hörner, eins an der Stirn, das andere am Hinterkopf. Die Arme sind erhoben, die Hände geöffnet. Der linke Fuß ist wie zum Tanz gehoben.

Im subaräischen Kulturkreis begegnen wir vielfach emporgehaltenen Händen, so auf dem Tell Halaf noch bei zwei Teschupgestalten, nämlich auf einer Kupfermatrize und auf einem alten Siegel (vgl. VII, Seite 189 und Seite 197). Unser Gott oder Halbgott auf Stein 99 b hat vier Flügel. Geflügelte Männer — nicht Frauen —, die ganz als Mensch oder aber auch als Mischwesen dargestellt sind, haben auf dem Tell Halaf sonst regelmäßig nur zwei Flügel. Bei dem Grundsatz der scharfen Profileinstellung unserer Reliefs bedeutet dies aber ein doppeltes Flügelpaar.

Drei Orthostaten (Stein 19 B, 167 K und 184 B, Tafel 32 b) zeigen geflügelte weibliche Gestalten. Zwei haben drei einzelne Flügel, die auf Stein 184 B hat drei Flügelpaare. Das erste wächst ihr aus der Schulter nach oben, das zweite aus den Hüften, das dritte nach den Füßen. Die geflügelten Frauen des Tell Halaf tragen im Gegensatz zu den Männern regelmäßig drei Flügelpaare, auch hier sind aber nach dem Grundsatz der Profildarstellung meist nur drei Einzelflügel abgebildet. In Wirklichkeit war der weibliche Genius immer sechsgeflügelt. Davon hat die Bibel das Motiv für die Seraphim übernommen, von denen der Prophet Jesaja (6,2) spricht: „Seraphim schwebten über Ihm, jeder mit sechs Flügeln. Mit zweien bedeckte er sein Antlitz, mit zweien bedeckte er seine Füße und mit zweien flog er.“ Wir begegnen dieser Gestalt noch heute vielfach im Kunstgewerbe des Vorderen Orients. Engel werden meist als Kinderköpfe mit sechs Flügeln gezeichnet.

Die weiblichen geflügelten Genien sind äußerst interessant. Bei zweien steigen lange Federn bandartig aus der Federkrone empor. Das erinnert an die uralte sumerische „Dame aux plumes“. Bei der einen schlagen Flammen aus der Hüfte. Sie sind sämtlich mit dem gegürteten kappadokischen Rock bekleidet. Alle tragen ein einzelnes, von der Stirn emporsteigendes, selbständig gezeichnetes Stierhorn als Zeichen ihrer Göttlichkeit und haben starke Stäbe in der Hand, eine außerdem noch einen Bogen. Die Frau mit den sechs Flügeln trägt zwei große Stäbe in den ausgestreckten Händen. Auch hier sollen die Stäbe sicher ein Zeichen der Macht bedeuten.

Ein sehr merkwürdiges Fabelwesen ist der geflügelte Dämon mit zwei Löwenköpfen (Stein 60 B, Tafel 33 a). Auf einem menschlichen

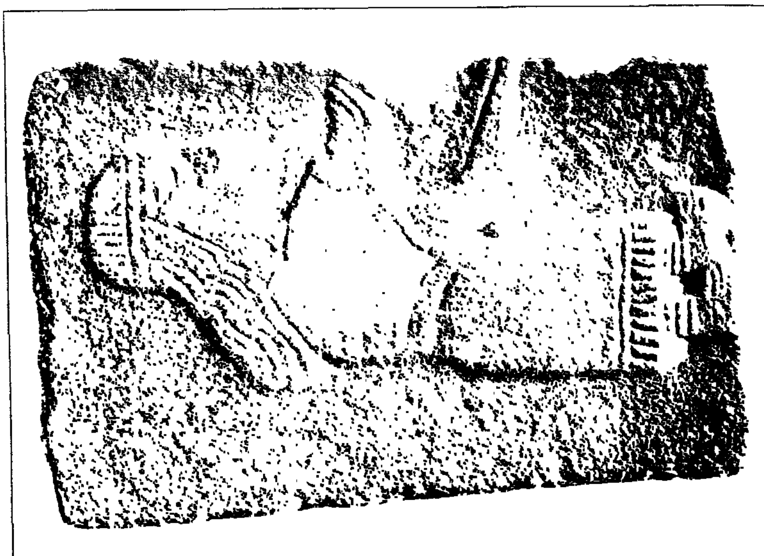


a) Angler.
(113 B.)

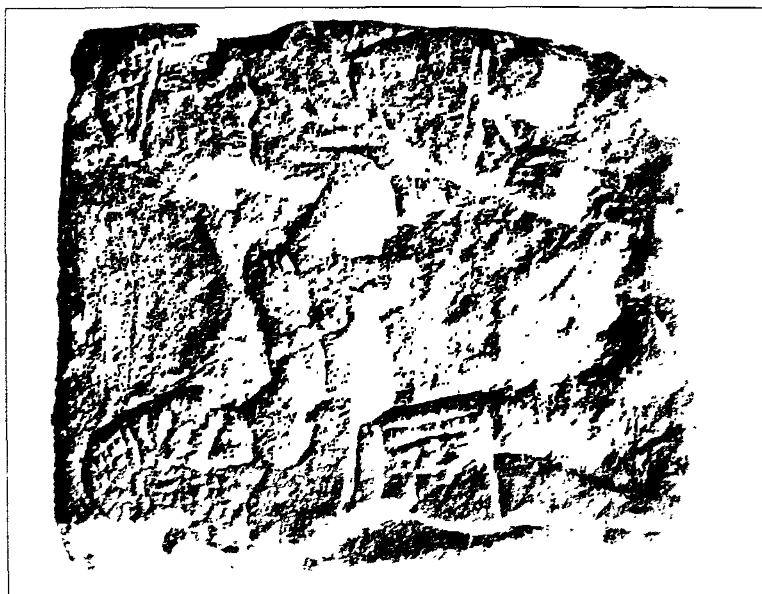


b) Schiffsszene.
(35 K.)

Tafel 30



b) Priesterin mit Messer und Schale.
(75 B.)



a) Kult oder Belehnungsakt.
(86 K.)



a) Geschönter Löwengreif.
(148 B.)



b) Vogelgreif mit Skorpionenschwanz.
(119 B.)



a) Viergeflügelter Gott
(99 B.)



b) Göttin (Seraph) mit sechs Flügeln.
(184 B.)

Körper, der in voller Vorderansicht wiedergegeben und mit einem langen, gegürteten Rock bekleidet ist, sitzen zwei voneinander abgewandte Löwenköpfe im Profil auf. Von den Schultern gehen zwei Flügel nach den Seiten. Die Füße sind nach auswärts gerichtet, alle fünf Zehen und Finger sind gezeichnet. In den ausgestreckten Händen hält der Dämon nach unten gerichtete, winklig zweimal gebrochene Stangen, doch sieht es fast so aus, als ob er wie ein Emblem dargestellt werden sollte, das auf diesen Stangen getragen wurde.

Eng verwandt mit diesem Steine sind Verbindungen von Vögeln mit ausgebreiteten Schwingen und Löwenköpfen, aber auch mit zwei Vogelköpfen auf langen Hälsen, wie wir sie an andern Orten finden. Sie spielen in der ältesten Zeit eine große Rolle, zum Teil als Wappentiere oder Standarten. Das Motiv hat sich bis in die Zeit der Perser und noch später erhalten. In Ikonium (Konia) finden wir bei den Sultanen von Rum den Doppeladler als Wappen, und dieser — durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht — ist dann auch das Wappen der österreichisch-ungarischen und der russischen Monarchie geworden.

Dieser Dämon auf Stein 60 B erinnert an den Stab mit zwei Löwenköpfen, dem wir viel im alten Sumer und auf kassitischen Kudurrus begegnen. In Südmesopotamien ist er das Emblem des Gottes Nergal und des Ninurta. Als Zeichen der Zwillinge ist er in den Tierkreis übergegangen.

Der Stein 141 B (Tafel 33 b) bringt einen Skorpionenvogelmenschen. Auf mächtigen Vogelbeinen mit übergroßen Krallen steht der Vogelleib senkrecht mit nach oben gerichteten Flügeln. Ohne Halsansatz sitzt ein bärtiger menschlicher Kopf auf dem Körper und trägt die Federkrone mit nach vorn gerichteten Stierhörnern. Das Bild wirkt wie der „Chanteclair" in dem Schauspiel von Rostand. Dasselbe Fabelwesen werden wir bei zwei Leibungsorthostaten des Tempelpalasttores wiederfinden.

Skorpion und Skorpionenmenschen begegnen uns seit der ältesten Zeit in Südmesopotamien und auch in Elam. Wir finden ihn auf der Tierkapelle von Ur mit Menschenfüßen und einem mächtigen Skorpionenschwanz. Der Skorpion ist ein Symbol der Ischtar. Als Sternbild ist der Skorpionenmensch gleichzeitig Bogenschütze. Von den zwölf

Tierkreisbildern lassen sich zehn auf unseren kleinen Orthostaten nachweisen.

Die nächste Gruppe von Mischwesen sind weibliche Sphinxe. Diese symbolische Gestalt hat sich, wie ich glaube, in folgender Weise entwickelt: Die Göttin stand zunächst aufrecht auf dem Rücken des ihr heiligen geflügelten Löwen, wie z. B. auf altbabylonischen Siegelzylindern aus dem Anfang des 3. Jahrtausends. Ein mythologischer Gedanke oder eine Künstlerlaune hat dann dem Löwen statt des ganzen Körpers der Göttin nur ihren Kopf aufgesetzt, trotzdem auch der Löwenkopf noch beibehalten wurde. Dieses finden wir auf Steinbildern in Sendjirli und Karkemisch, wo der Frauenkopf auf den Schultern der Sphinx sitzt, und auf dem Tell Halaf, wo er auf den Löwenkopf selber gestellt ist. Schließlich wurde der Löwenkopf ganz weggelassen, und nur der Menschenkopf blieb. So entstand die Sphinx. Wir haben auf dem Tell Halaf die ganze Entwicklung: Zunächst ist es in Rundplastik die große Göttin auf der Löwin im Durchgang der Vorderfassade; hier sind auf dem kubischen Sockel, zwischen dem Löwenrücken und der Göttin, Greifen (geflügelte Löwen mit Vogelkopf) aufgemeißelt. Von den kleinen Orthostaten zeigen einzelne den Löwen, andere den geflügelten Löwen und noch andere diesen mit dem Löwenkopf nebst dem hörnergeschmückten, also göttlichen Frauenkopf (Stein 43 K, Tafel 34a). Schließlich erscheint die vollendete Form der Sphinx, der geflügelte Löwe mit dem Frauenkopf, auf dem Tell Halaf auf mehreren Orthostaten und als Rundplastik in den verschleierten Sphinxen der Vorderfassade des Tempelpalastes als Vertreterin der großen Göttin, der Hepet. Immer ist auf den kleinen Orthostaten die weibliche Sphinx nach rechts gerichtet. Der Kalksteinlöwe mit dem aufgesetzten Frauenkopf erscheint besonders altertümlich. Er ist nicht, wie sonst stets, in die Diagonale des Steines gesetzt. Alle Füße stehen vielmehr, abgesehen von der wie immer dräuend erhobenen rechten Vorderpranke, auf dem Boden, als ob der geflügelte Löwe hierdurch als Tragtier für die auf ihm stehende Göttin gekennzeichnet werden sollte.

Ebenso wie bei der geflügelten Sonnenscheibe ist bei den Sphinxen die Frage zu erörtern, ob sie aus Ägypten nach Vorderasien gelangt sind oder umgekehrt. Ich glaube, daß die Sphinx in Vorderasien, und zwar im subaräischen Kulturkreis, älter als in Ägypten ist. Schon

ihre Wandlung vom einfachen Löwen zur geflügelten Sphinx spricht hierfür.

Eine männliche Sphinx kommt auf den Orthostaten nur einmal vor. Bei Stein 81 B (Tafel 35 a) sitzt auf einem Löwenkörper mit hochaufgerichteten Flügeln der Kopf eines Mannes. Er ist von vorn dargestellt, was sonst nur noch zweimal vorkommt. Der Vollbart ist zickzackartig, über den Lippen sieht man einen Schnurrbart. Die Haarlocken hängen perückenartig über die beiden Schultern herab. Sie sind auf beiden Seiten stark nach außen aufgerollt. Auf dem Kopf sitzt die Hörnermütze mit kräftigen auseinanderstehenden Stierhörnern. Die Mütze selbst geht spitz nach oben zu und zeigt parallele Wellenlinien. Das Motiv ist dasselbe wie auf dem großen Stein, der senkrecht auf die westliche Mauerfläche der Tempelpalastfassade zugeht, nur daß bei dem kleinen Orthostaten wieder das Mischwesen in der Diagonale seitlich aufgerichtet dargestellt ist. Auch bei der großen Reliefplatte der Vorderfassade steht, wie wir gesehen haben, der geflügelte Löwe im Profil; der Kopf stimmt in allen Einzelheiten fast ganz mit dem kleinen Orthostaten überein, auch er ist von vorn wiedergegeben.

Sehr interessant ist der Stein 77 B (Tafel 35 b) mit einem Fischmenschen. Wir begegnen ihm in derselben Gestalt auf einem Siegelzylinder des Gudea gleichzeitig mit dem Mischwesen des Steinbockes und Fisches zu beiden Seiten des Gottes Enki-Ea, der Wasserstrahlen auf sie herabfallen läßt. Der Fischmensch versinnbildlicht dort den Oannes, jenes Wesen, durch das nach Berosus in der Urzeit den Menschen in Babylonien die Offenbarung alles Wissens zuteil geworden ist. Bei unserem Relief wächst der menschliche Oberkörper senkrecht vorn aus dem Fischleib empor, dessen Kopf fehlt. Der Mann ist bärtig und trägt wie alle Fabelwesen des Tell Halaf einen Rock mit kurzen Ärmeln. Er ist das einzige Mischwesen, bei dem das göttliche Abzeichen der Stierhörner fehlt. In den Händen hält er ein stark geschwungenes Band, das nach alten Vorbildern das Wasser darstellt. Auch der Fischmensch gehört zu den Tierkreisbildern.

Die Bilder mehrerer Reliefs scheinen mir zu der Gilgamesch-Legende in Beziehung zu stehen. Wir haben gesehen, daß der Inhalt dieser Sage auch bei den Subaräern Widerhall gefunden hat. So wurde ein Stück des herrlichen Heldengedichtes in hurritisch-subaräischer Sprache

wiedergefunden, bezeichnenderweise mit dem Titel „Huwawa-Epos". Der Humbaba der Babylonier (d. i. der Huwawa der Subaräer) wird auch äußerlich als Scheusal gezeichnet, mit einem breiten Gesicht, das aus Gedärmen zusammengesetzt ist. Als zwergenhafter, häßlicher Gott mit übergroßem Kopf, immer von vorn dargestellt, ist er in die ägyptische Mythologie übergegangen.

Auf Stein 180 B (Tafel 36 a) haben wir diesen Huwawa, wie er von Gilgamesch und seinem Freund und Gefährten Engidu getötet wird. Der griesgrämige, mit breitem Gesicht, Vollbart und langen Haaren gezeichnete Huwawa ist von zwei jugendlichen Gestalten ohne Bart umgeben, die seine Beine in Kniehakstellung festhalten und seine Arme kreuzweise über seinem Leib knebeln. Diese Stellung erinnert an Jiu-Jitsu-Griffe. Huwawa ist en face, seine beiden Gegner stehen im Profil. Sie stoßen ihm zwei kurze Messer von oben nach unten in den Kopf. Ein drittes Messer steckt ihm bereits in der Schädeldecke; es wirkt fast wie ein Horn. Im Gilgamesch-Epos wird gesagt, daß die Helden die Dolche selbst geschmiedet haben, mit denen sie den Unhold töteten. Ganz ähnlich wird Huwawa auch in dem subaräischen Karkemisch getötet. D. Opitz hat ein babylonisches Terrakottarelief der Berliner Museen beschrieben, auf dem Gilgamesch und Engidu den zu Boden gestreckten Huwawa auch von oben nach unten ein kurzes Schwert oder Messer in den Kopf oder Hals stechen. Der Kopf des Huwawa ist hier wieder en face, während seine Überwinder im Profil dargestellt sind. Das Gesicht ist ebenfalls breit und häßlich. Gilgamesch, der Halbgott, zu zwei Dritteln Gott, zu einem Drittel Mensch, wird hier und auch auf andern Tell-Halaf-Orthostaten ganz in menschlicher Gestalt wiedergegeben.

Ein anderer Orthostat, Stein 182 B (Tafel 36 b), zeigt einen Zweikampf und, wie ich vermute, den des Gilgamesch mit seinem späteren Freunde Engidu. Nach dem Epos war der starke Engidu vor der Stadt Uruk erschienen, wo er mit den Tieren lebte und die schwachen gegen die Raubtiere schützte. Alle in Uruk fürchteten sich vor ihm. Einer von Gilgamesch entsandten Tempeldirne war es jedoch gelungen, ihn nach Uruk vor Gilgamesch zu führen. Als beide sich sahen, stürzten sie sich aufeinander. Gilgamesch besiegte den Fremdling, schonte ihn jedoch, worauf beide unzertrennliche Freunde wurden. Diesen Kampf,

glaube ich, stellt Stein 182 B dar. Ein Kämpfer ist kleiner mit einem struppigen Bart, wohl zur Kennzeichnung des wilden Engidu vor seiner Zivilisierung. Der andere ist größer und schlanker, ähnlich wie auf dem Stein 180 B. Beide haben dieselbe Kampfstellung: die eine Hand ist an die Stirn des Gegners gelegt, um diesen zurückzuhalten, die andere zückt das Schwert auf den Feind. Aber das Schwert des Gilgamesch dringt schon in den Leib des Engidu.

Verschiedene Gegenstücke zu einem Kampf von zwei in Gestalt und Stellung ganz gleichmäßig dargestellten Gegnern finden wir auf Siegeln aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends, und auch auf subaräischen Siegelzylindern. Bisher wurden solche Szenen im allgemeinen als Gilgameschfiguren in Antithese bezeichnet oder als Gilgamesch, der über sich selbst triumphiert.

Auch der breite Orthostat 170 B (Tafel 37 a) behandelt wohl die Gilgamesch-Legende. Es ist ein Eckblock, der im Palast unmittelbar neben der Rampe zum Skorpionentor stand. Er ist 110 Zentimeter lang, links 59, rechts 70 Zentimeter hoch. Die breite Seite und die rechte Schmalseite sind skulptiert.

Auf dem Hauptbilde sitzt links ein bärtiger Mann, das Gesicht nach rechts gewendet, auf einem niedrigen, vierbeinigen Stuhl ohne Rückenlehne. Er hat einen Vollbart mit ausrasierter Oberlippe und das stereotype Band um das Haar. Bekleidet ist er mit dem langen Rock, der auf dem Tell Halaf immer vornehme Leute kennzeichnet. Die rechte Hand ragt aus dem Mantel hervor und liegt auf den Knien, in der linken hält er ein Kraut mit drei selbständigen Blüten, das er gegen Nase oder Mund führt. Rechts von ihm tragen zwei einander zugekehrte Stiermenschen auf einem niedrigen, schemelartigen Untersatz die geflügelte Sonnenscheibe, ähnlich dem Bild, wie es der große Sonnenorthostat an der Vorderfassade des Tempelpalastes zeigt. Ich halte es nicht für unmöglich, daß in dem sitzenden Mann der alternde Gilgamesch mit dem Lebenskraut dargestellt werden sollte, das er ersehnt, um nicht sterben zu müssen. Vor ihm steht das Emblem der Sonnengottheit. Der Sonnengott wird im Gilgamesch-Epos als Helfer des Helden im Kampf mit Huwawa genannt. Daß Gilgamesch nicht vor seinem Gotte steht, sondern sitzt, soll vielleicht andeuten, daß er krank oder sterbend ist. Allerdings kommt im subaräischen Kreis der sitzende Mensch oft vor,

ohne daß es sich dabei um Gilgamesch handelt. Auf Grabstelen sind Frauen sitzend, ein ähnliches Kraut haltend, abgebildet, und darüber ist das Sonnenemblem zu sehen. Auch hier der Gedanke des Todes. Die Gestalt auf der Schmalseite (Tafel 37b) des Ecksteines 170 glaube ich unbedingt als Gilgamesch ansprechen zu müssen. Sie ist nach links gerichtet, dieses Mal ohne Bart, in der erhobenen Rechten hält sie eine Keule. Die linke Hand hängt herab und sieht wie verstümmelt aus, ist es jedoch nicht. Der Mann trägt ein halblanges Hemd mit einem Gurt. Darüber ist er mit einem Löwenfell bekleidet, von dem nur zwei Pranken rechts und links unten sichtbar sind. Das Fell ist unten bogenförmig gearbeitet. Die in der Verkürzung schlecht gezeichnete linke Hand des Mannes hält das Fell des Löwen.

Ein ähnliches Bild, auf dem das merkwürdige Löwenfell noch besser kenntlich wird, zeigt ein anderer Stein, der außerhalb der Serie der Bastionenwände gefunden wurde. Der auch hier nach links sich wendende Mann hat einen kurzen Bart. Er trägt, in derselben Stellung, statt der Keule eine nach oben gekrümmte Waffe, einen Bumerang oder ein Sichelschwert. Mit der Linken hält er, viel besser sichtbar, das Löwenfell. In ähnlicher Weise, die Tatzen unten bogenförmig auseinanderstehend gearbeitet, wird in Ägypten ein Pantherfell dargestellt, das im Alten Reich alle bedeutenden Leute trugen.

Zu den merkwürdigsten Steinbildern des Tell Halaf gehören zwei Kalksteinplatten mit tanzenden und musizierenden Tieren. Die eine (Stein 57 K, Tafel 38), 117 Zentimeter breit und 78 Zentimeter hoch, ist mehr als doppelt so groß wie die übrigen kleinen Orthostaten, die andere (Stein 92 K) hat gewöhnliche Größe.

Die Tiere sind höchst lebendig dargestellt und, ohne sich zu überschneiden, frei in den Raum geworfen. Bei dem größeren Stein (57 K) sitzt am linken Rand ein Löwe in menschlicher Haltung auf einem hohen Felsblock, der, sich nach oben konisch verjüngend, den Bergdarstellungen auf dem Tell Halaf und in Sumer-Akkad gleicht. Der Löwe schlägt mit der Rechten eine Harfe, die in Vorderansicht dargestellt ist und sich nach oben verbreitert. Diese Form ist im ältesten Vorderen Orient gebräuchlich, nur ist die Harfe des Tell Halaf etwas höher, und der in Südmesopotamien übliche Stierkopf oder eine Tierdarstellung am Schallboden fehlen. Die Anzahl der Saiten ist nicht genau zu erkennen,

es scheinen fünf zu sein. Auf dem kubischen Aufsatz mit den Musikanten zwischen Löwen und Sonnengott an der großen Vorderfassade haben wir fünf Saiten an einer Harfe.

Auf den Löwen schreitet ein riesiger Esel auf den Hinterfüßen zu. Er ist neben dem Löwen die Hauptfigur des Bildes. Die Ohren, von denen das eine vorwärts, das andere seitwärts gerichtet ist, kennzeichnen das Grautier. Das Maul ist schreiend halb geöffnet.

Auch die übrigen Tiere laufen auf den Hinterbeinen oder springen. Abgesehen von einem sind alle nach links, dem Löwen zu, gerichtet. Dem Esel folgt oben ein Bär, der hier wieder einen langen Schwanz hat. Er hält eine große Zimbel in den Pfoten. Hinter ihm trägt eine Gazelle oder Antilope eine Schale.

In einer unteren Reihe schreiten hinter dem Esel ein Hund, der den Schwanz des Esels zu halten scheint, dann ein Schwein mit einer Zimbel oder einer Trommel und dahinter wieder ein Bär, der einen Stock über den Schultern hält, an dem er zwei Gefäße über dem Rücken trägt. Rechts am Rand über diesem Bären steht ein kleineres Tier, das nicht mehr zu erkennen ist, und darüber in der rechten oberen Ecke ist ein nach Menschenart sitzender Affe angebracht. Vor ihm steht ein vierbeiniges, eckiges Gestell mit einem bauchigen, nach oben und unten spitz zulaufenden Gefäß. Das Äffchen läßt mit einem Saugrohr ein jedenfalls berauschendes Getränk in eine Schale fließen.

Zwischen dem Löwen und dem Esel sind vier Tiere übereinander angeordnet. Die drei oberen sind nach links gerichtet und wenden sich dem Löwen zu. Ganz oben ist ein springender Hund, darunter eine Katze, unter dieser ein Hund oder Wolf, ganz unten, an dem buschigen Schwanz deutlich erkennbar, schließlich ein Fuchs, der nach rechts auf den Esel zuschreitet. Alle Tiere haben Zimbeln oder Klapperinstrumente in den Vorderpfoten und scheinen zu tanzen und zudem trunken zu sein; der Löwe, der König der Tiere, spielt ihnen dazu auf. Der Esel läßt in größter Erregung sieben Köttel fallen.

Die kleinere Tierkapelle ist leider stark verwittert. Augenscheinlich ist sie von Kapara in dem schlecht erhaltenen Zustand, in dem er sie fand, überpinselt worden, um sie wieder zu benutzen. Der Ockeranstrich lag, als wir den Stein ausgruben, auch über den beschädigten Stellen. Das

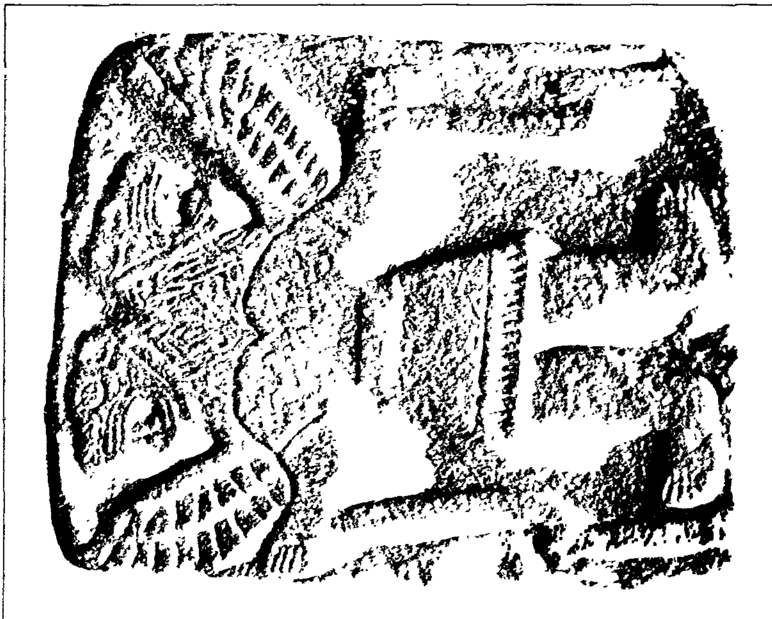
war auch bei einer Reihe anderer Kalksteinplatten der Fall, abermals ein Beweis für ihre Wiederverwendung durch Kapara.

Bei der zweiten Tierkapelle sitzt wieder links am Rande auf einem Felsblock ein Löwe mit der gleichen Harfe in Vorderansicht, und von der Mitte schreitet wieder ein Esel auf ihn zu, auch er läßt Köttel fallen. Unter den Füßen des Löwen springt ein Fuchs den Esel an. Über diesen beiden Hauptfiguren ist oben ein nach links springender Hund mit Zimbeln in den Vorderpfoten dargestellt. Unter dem Löwen springt eine Katze nach links, sie hat den Kopf nach rückwärts gewendet und flieht vor einem Hunde, dem sie eine ihrer Vorderpfoten entgegenstreckt. In der Pfote hält sie ein Tamburin. Hinter dem Hund schreitet ein Schwein, das vielleicht eine Klapper hält. Sie ist nach unten gerichtet und erinnert an ein Bündel von drei Stangen, wie wir es auf archaischen Susa-Siegelabdrücken finden. Hinter dem Esel ist ein Bär hoch aufgerichtet. Oben rechts hockt wieder ein Affe, vor ihm steht auch hier ein viereckiges offenes Gestell mit Füßen; in diesem ist ein Gefäß, aus dem er aus dem gebogenen Saugrohr abermals Wein in eine Schale fließen läßt. Das Gestell hat jedoch hier einen nicht mehr recht erkennbaren Aufsatz nach hinten, also nach links zu. Augenscheinlich war irgendein Gegenstand, vielleicht der Teil eines Tieres, wie in der Kapelle von Ur, dargestellt, das für das Festmahl des Löwen bestimmt war. Auch auf dieser Tierkapelle scheinen die Tiere zu tanzen und des Weines voll zu sein.

Die ganze Art der Darstellung auf den Tierkapellen ist vollkommen eigenartig. Sie sind von höchster Bedeutung für den Alten Orient. Immerhin kennen wir gewisse Parallelen zu einigen Einzelheiten aus der allerältesten Zeit. So schlägt auf einem Siegel von Fara in Untermesopotamien ein sitzendes Mischwesen die Harfe, während darunter Tiere tanzen. Tanzende und auf Musikinstrumenten spielende Tiere in humoristischer Art, zum Teil in menschlichen Stellungen, finden wir auch auf einer Reihe von alten Siegelabdrücken aus Susa. Eine wirkliche und große Analogie haben die Tierkapellen jedoch erst durch die Funde in Ur erhalten. Auf einem der prächtigsten, einer Harfe, ist unter einem Stierkopf aus Gold und Lapislazuli, der das Instrument schmückt, eine Perlmutterplakette angebracht. Darauf sind drei Reihen musizierender und tanzender Tiere dargestellt. Die Hauptakteure sind

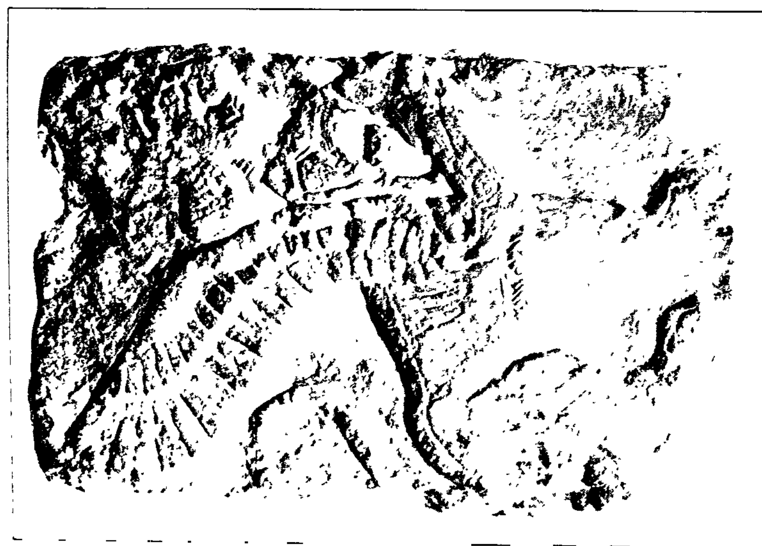


b) Geflügelter Skorpionenmensch
(141 R.)

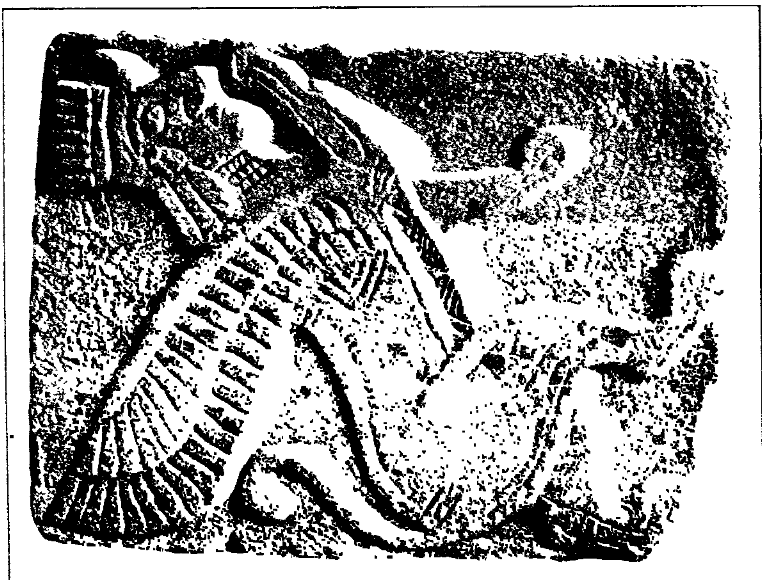


a) Dämon mit zwei Löwenköpfen.
(60 R.)

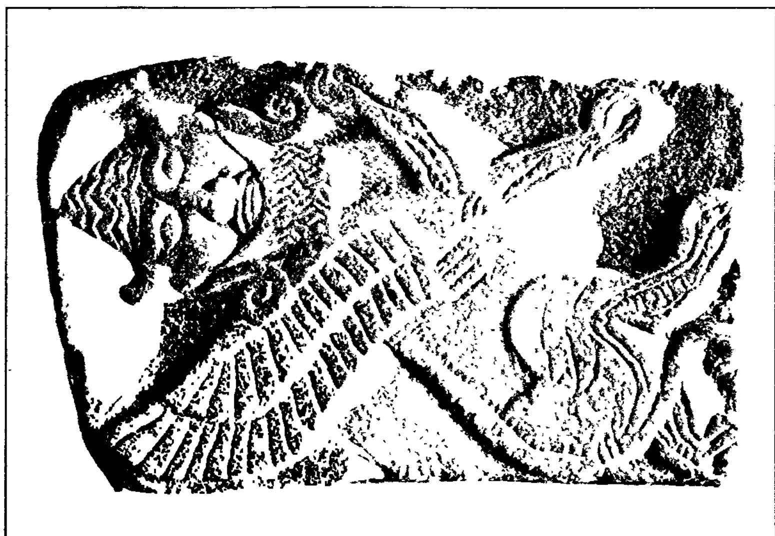
Tafel 34



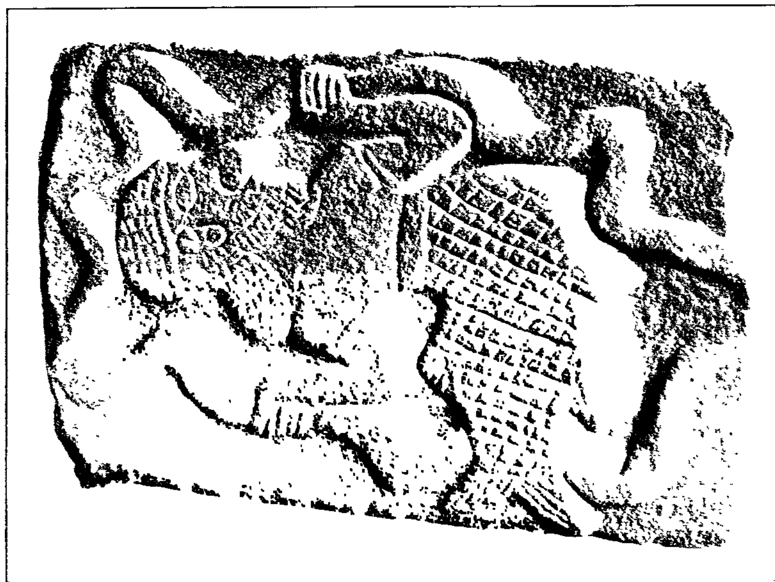
a) Geflügelter Löwe mit Frauenkopf und Hörnerkrone.
(43 K.)



b) Geflügelte Sphinx mit Hörnerkrone.
(9 B.)



a) Geflügelte männliche Sphinx mit Hörnermütze.
(81 B.)

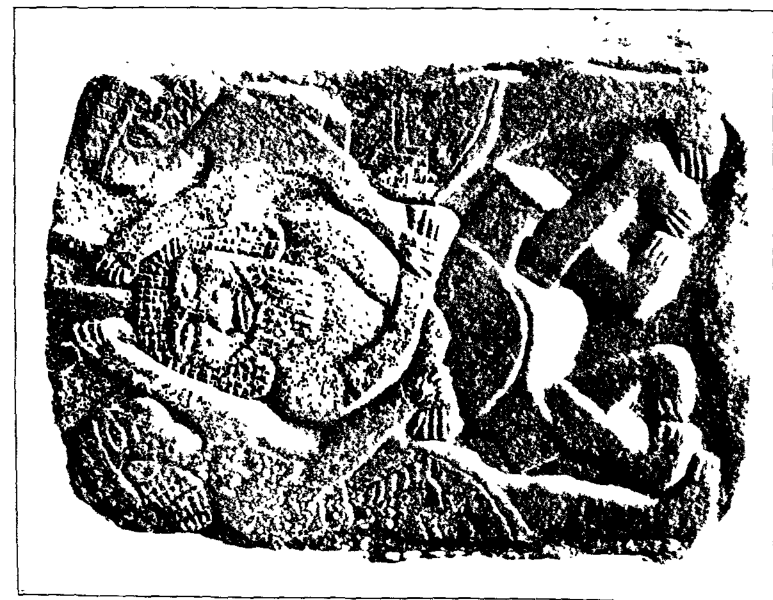


b) Fischmensch.
(77 B.)

Tafel 36



b) Gilgamesch und Engidu im Kampf.
(182 B.)



a) Huwawa wird von Gilgamesch und Engidu getötet.
(180 B.)

auch hier Löwe und Esel, nur sind ihre Rollen vertauscht. Der Löwe trägt einen Weinkrug und eine Schale, der Esel spielt die Harfe. Die Haltung und der Gang der sitzenden und stehenden Tiere sind zum Teil verblüffend ähnlich. Nur scheint die Tierkapelle des Tell Halaf noch älter, natürlicher, freier und bewegter als die von Ur zu sein. Schließlich erinnert die Verteilung der einzelnen Tiere in dem freien Raum an die ältesten Bilder von Susa.

Meines Erachtens ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die Tell-Halaf-Kapellen die ältesten aller ähnlichen Darstellungen sind. Sie sind in der Buntkeramikzeit des Tell Halaf entstanden, als noch nahe Zusammenhänge der Subaräer von Obermesopotamien mit den Bewohnern von Elam-Susa und wohl auch mit den Untermesopotamiern der vorsumerischen Buntkeramikschicht bestanden haben, deren Überbleibsel den in Untermesopotamien eingedrungenen Sumerern untertan geworden waren. Von diesen mögen die Eroberer dann das Thema für die Tierkapelle von Ur geerbt haben.

Wir finden in Ägypten auf dem sogenannten satyrischen Papyrus von Turin, der in die Zeit der 18. Dynastie gehört, ebenfalls humoristische Darstellungen tanzender oder spielender Tiere. Diese Urkunde ist für Ägypten außergewöhnlich. Das Motiv wird wohl zur Mitannizeit aus Vorderasien nach dem Nillande gelangt sein. Musikanten kommen im subaräischen Kulturkreis vielfach vor, wiederholt zusammen mit Tieren, denen sie aufspielen. Es ist aber bemerkenswert, daß weder in der späteren babylonischen noch in der assyrischen Kunst musizierende Tiere zu finden sind.

Der Gedankengang unserer Tierkapellen fußt sicherlich auf irgendwelchen, uns noch unbekannten Tierfabeln, die der subaräischen Urkultur angehören. Im übrigen müssen wir daran denken, daß die Musik in engen Beziehungen zu der Sonnengottheit steht. Vielleicht sollte unsere Tierkapelle die Feier eines Sonnwendfestes darstellen.

Götter

Die Darstellungen auf den kleinen Orthostaten beziehen sich sicher in vieler Hinsicht auf das religiöse Leben der ältesten Bewohner des Tell Halaf. Wir wissen aber noch nicht, welche Bedeutung die Mehr-

zahl der Dämonen und Genien, der menschlichen und rein tierischen Mischwesen im Götterglauben der alten Zeit gehabt hat. Eins jedoch halte ich für sicher, daß die Hauptgötter des Tell Halaf und des subaräischen Kreises auf den kleinen Orthostaten mehrfach dargestellt sind. Teschup, der oberste Gott, der Herr des Himmels und der Erde, der Regen- und Wettergott, kommt auf einer Reihe von Steinbildern vor, und zwar immer als Mensch mit dem Stierhorn, einmal, auf Stein 89 B, en face wie bei der großen Vorderfassade mit Bumerang und Keule. Besonders sei auf den sehr alten Stein 106 K (Tafel 39 a) hingewiesen, auf dem er im Profil mit der Keule und dem Blitzbündel wiedergegeben ist. Auf beiden Darstellungen trägt er den langen Rock, auf Stein 106 vielleicht Schnabelschuhe.

Das Emblem des Sonnengottes, die geflügelte Sonnenscheibe, findet sich mehrfach. Auf den Wagendarstellungen ist uns der Sonnengott in der Gestalt des Vogels begegnet. Zu den drastischsten Bildern des Tell Halaf gehört Stein 87 B (Tafel 39 b), auf dem sich ein Sonnenadler im Fluge über einem kegelförmigen Berg erhebt: die aufgehende Sonne.

Als Vertreterin der großen weiblichen Gottheit, der Hepet, glaube ich die weiblichen Sphinxe, den geflügelten Löwen mit dem Frauen- und Löwenkopf oder auch nur mit dem Frauenkopf, ansprechen zu sollen, sowie die weiblichen Genien mit drei Flügelpaaren. Alle Köpfe haben Stierhörner auf der Stirn.

So ist die Götterdreiheit des Tell Halaf auch auf den kleinen Orthostaten vollständig vertreten. Waren aber die Vertreter der großen Götter an der Vorderfassade des Tempelpalastes an hervorragendem Platze mit Altären vor ihnen aufgestellt, so sind ihre Bilder auf den kleinen Orthostaten an den Bastionen und Mauerrücklagen der Hinterfront des Palastes dort angebracht, wo es der Zufall fügte. Hier durften auch die gewöhnlichen Sterblichen zu ihnen pilgern.

Der Raum verbietet mir, noch weitere Reliefs auf den kleinen Orthostaten zu beschreiben. Man wird sich vorstellen können, welche Eindrücke in der alten Zeit auf den Beschauer einstürmten, dem der Sinn der Bildwerke genau bekannt war, wenn er an die Orthostatenreihen herantrat.

VI.

Die übrigen Steinbilder

*

Den Eingang zum geheiligten Hilanibezirk hüteten zwei Wächterstatuen. Sie gehören zu dem Torbau gegenüber dem Tor der Burgmauer.

Diese Torhüter sind zwei Skorpionenvogelmenschen (Tafel 40, 41 und 42a). Es sind wieder Leibungsorthostaten, die vorn als Rundskulpturen, an den Seiten als Reliefplatten gearbeitet sind. Auf der Rück- und auf der Breitseite des östlichen Steins, die sich an die Torwand anlehnt, sind noch Spuren einer früheren Bearbeitung, der Schwanz und die Hinterbeine eines Löwen, zu erkennen. Eine solche zweite, nur in der Bosse vorhandene teilweise Bearbeitung an der zweiten Breitseite eines Leibungsorthostaten hatten wir bereits bei der westlichen verschleierten Sphinx des Tempelpalastes festgestellt. Bei dem Skorpionenvogelmenschen verläuft der in der Aufstellung an der Toranlage nicht mehr sichtbar gebliebene Löwenschwanz um das Hinterteil nach der gegenwärtigen Schauseite der Figur. Offenbar sollte der Steinblock ursprünglich eine ganz andere Darstellung erhalten. Dieser östliche Skorpionenvogelmensch ist älter als der westliche. Er ist kürzer und gedrungener. Ich glaube, daß er zeitlich wenig später als die kleinen Orthostaten verfertigt worden ist. Die Sockelplatte des älteren ist 1,85 Meter lang und 0,58 Meter breit, die des jüngeren 2,06 Meter lang und 0,47 Meter breit.

Beide Skulpturen lagen in der Mitte des Tordurchganges, die bearbeitete Seite auf dem Boden. Die Köpfe und die oberen Schmalseiten der Steinplatten waren einander zugekehrt. Zu unserer größten Freude stellten wir bei ihrer Wiederaufrichtung fest, daß sie vollkommen unversehrt waren.

Der menschliche Kopf, die Brust und die Vogelbeine sind als Rundskulptur gearbeitet, die Vogelkörper und der Skorpionenschwanz als Reliefplatte. Die Mischwesen tragen beide lange Schifferbärte mit ausrasierten Ober- und Unterlippen. Auf dem älteren Steinbild ist der Bart einfach gewellt und endet in Spiralen, der des jüngeren dagegen hat unten zwei Spiralreihen und eine weitere oben, unter der Unterlippe. Der Backenbart ist bei beiden durch Spiralen dargestellt. Das gleiche gilt für das starke, in vier Reihen bis auf den Nacken herabreichende Haupthaar. Der Kopf ist bei beiden durch eine niedrige Federkrone oder Mütze mit drei Bändern und zwei Stierhornpaaren bedeckt. Unter diesen sind bei dem älteren Stück die Haare netzartig und bei dem jüngeren durch Spiralen gezeichnet.

Der Gesichtsausdruck des älteren zeigt das archaische Lächeln, der des jüngeren ist ernst und mürrisch. Besonders bemerkenswert sind die wulstigen, stark hervorspringenden Lippen des älteren. Sie erinnern sehr an die Vogelnasengesichter auf der Doppelstele des Djebelet el Beda. Die Brust beider Torkolosse ist breit, stark gewölbt und netzartig gestaltet, bei dem älteren weicher, bei dem jüngeren härter gearbeitet. Die Vogelfüße und Klauen sind gewaltig, der Vogelleib ist außerordentlich lang gestreckt, wohl um den breiten Raum an der Wand auszufüllen. Das Gefieder des Körpers ist flammenartig dargestellt. Der Vogelrumpf endet in zylinderförmig gruppierten Federn, aus denen der sich nach oben krümmende Skorpionenschwanz hervorgeht. Über den ganzen Leib zieht sich ein dreifach gegliederter Flügel hin, das oberste Glied zeigt Kugelreihen, die beiden andern bestehen aus dem bekannten grätenartigen Federnmuster, nur bei dem jüngeren Stein ist außerdem noch vorn an der Brust das bereits bekannte Schuppenmotiv angebracht. An den der Wand zugekehrten Seiten haben die beiden Steinbilder im vorderen Teil die Ansätze eines Flügels. Hier sind bei dem älteren die drei Flügelreihen durch einfache, immer tiefer angelegte Streifen dargestellt, bei dem jüngeren ist die oberste Federnreihe mit den Kugeln wiedergegeben. Diese Bearbeitung auf der der Wand zugekehrten Seite ist bei beiden vom Kopf aus etwa ein Meter weit durchgeführt. Augenscheinlich sollten die Steinbilder ursprünglich als Leibungsorthostaten mit dem Vorderteil frei stehen, in derselben Art wie die verschleierten Sphinxe und die Riesengreifen

beider Durchgänge des Tempelpalastes. Statt dessen wurden sie von Kapara an die durchgehende Wand angesetzt, so daß nichts von der Seitenbearbeitung und auch nicht einmal die der Wand zugekehrte Seite der Vogelfüße sichtbar war: wieder ein Beweis, daß auch die beiden Leibungsorthostaten von Kapara vorgefunden und in zweiter Benutzung an seinem Palasttor angebracht worden sind.

Die Deutung der Skorpionenvogelmenschen ist leicht. Sie sind als Leibungsorthostaten vor dem Tor als Wächter hierhergesetzt, um nur Berufenen den Eintritt zu gestatten. Feinde und Böswillige wehren sie mit dem Stachel ab. Es sind dieselben Fabelwesen, zu denen Gilgamesch kommt, als er die Fahrt zu Utnapischti antritt, um sich das Kraut der Ewigkeit zu holen. Sie hüten das Tor, durch das die Sonne täglich aus- und eingeht. Über ihnen ist die Himmelshalde aufgeschüttet. Ihre Brust erreicht unten die Unterwelt. „Skorpionenmenschen bewachen das Tor, deren Furchtbarkeit schrecklich, deren Anblick Tod ist“, so heißt es im Gilgamesch-Epos. Nur sind dort diese Wächter nicht zwei Männer, sondern der Skorpionenmensch und sein Weib.

Wir finden auf alten Siegelzylindern gleichfalls Skorpionenmenschen, die wie bei uns Flügel haben, und zwar sich gegenüberstehend, also wohl als Torhüter in Erinnerung an das Gilgamesch-Epos. Aber es kommt nirgends vor, daß Skorpionenmenschen in der Plastik wirklich als Wächter vor ein Tor wie bei uns auf dem Tell Halaf gesetzt sind. Dabei haben sie hier solch riesige Ausmaße!

Vielleicht das eindrucksvollste Steinbild des Tell Halaf ist die „große thronende Göttin“ (1,80 Meter hoch, 0,82 Meter breit, 0,95 Meter tief, Tafel 42 b, 43 und 44 a), die wir, eingemauert in einem riesigen Lehmziegelmassiv, über einem in den lebenden Felsen getriebenen Grabschacht unweit östlich des südlichen Burgtores fanden.

Die fast vier Tonnen schwere Statue ist, wie alle großen Tell-Halaf-Rundplastiken, aus Basalt. Sie stellt eine Frau dar, die auf einem hohen Sessel ohne Rücken- und Seitenlehne aufrecht sitzt. Schon die steife, ruhige, imponierende Haltung kennzeichnet sie als Göttin auf einem Thron. Ihre Füße ruhen auf einem niedrigen Schemel. Der Sessel zeigt in der Seitenansicht unten Querleisten und hat eine netzartige Verzierung auf dem Rand des Sitzes.

Das Steinbild ist gleichsam aus drei Würfeln oder Rechtecken

zusammengesetzt, die pyramidenartig nach oben streben. Auf dem Fußschemel erhebt sich der wie ein Kubus gearbeitete Unterkörper der Frau. Seine starren Umrisse zeigen fast keine Leibesformen, und es macht fast den Eindruck, als ob die Göttin ein breites Brett auf den Knien hielte, von dem die Gewandung herabhängt. Auf der oberen Fläche des Würfels ruht der ausgestreckte Unterarm mit flach aufgelegter Hand, während die rechte Hand ganz vorn auf dem Schoß einen Becher hält. Senkrecht über diesem Würfel, stark zurückgesetzt, erhebt sich dann ein neues Würfelstück bis zur Schulter der Frau. Aus diesem ragt auf hohem Halse der Kopf empor. Trotz primitivster Formgebung ist der Ausdruck des Gesichts ungemein eindrucksvoll. Das Kinn tritt zurück und verläuft spitz nach unten, Backenknochen und Wangen sind stark ausgeprägt. Die Augen — nicht eingelegt — sind eher klein. In den etwas tief angesetzten Ohren sind Löcher für einen früher anscheinend vorhanden gewesenen Schmuck aus Metall. Die Haare auf der Stirn sind in der auf dem Tell Halaf üblichen Art durch gekräuselte Ringel dargestellt und hängen tief auf die Schultern herab. Von der Stirn fällt zu beiden Seiten des Gesichts, vor den Ohren, je eine starke Locke auf die Brust herab. Sie ist selbständig skulptiert und schräg geriefelt. Der Unterteil des Gesichts ist flach, die Lippen des kleinen Mundes sind fein und schön geschwungen. Die Nasenflügel sind breit. An dem linken unteren Teil sind sie etwas beschädigt. Die Nasenlinie verläuft nach oben über Stirn und Kopf in einem einzigen, stark gewölbten Bogen. Ganz augenfällig ist die fliehende Stirn, wie wir sie auf ältesten vorderasiatischen Steinbildern finden. Im Profil erinnert der Kopf an die Vogelnasengesichter auf den uralten sumerischen Zylindern und der Doppelstele des Djebelet el Beda.

Die Füße sind klein und sorgfältig bearbeitet. Wenn schon die Unterarme zu kurz dargestellt sind, gilt dies besonders für die Oberarme und den ganzen Oberkörper. Er ist im Verhältnis zur gewaltigen Breite der Schultern zu niedrig. Auch diese Verkümmerung der Arme hat die Figur mit dem Gott der Doppelstele des Djebelet el Beda gemeinsam.

Die Frau ist mit einem Rock bekleidet. Seine Ärmel reichen bis dicht über die Ellenbogen und sind breit gesäumt. Dieser Saum zeigt ein Zickzackmotiv und verläuft weiter senkrecht herabgehend nach dem

Schoße zu; ein weiterer Saum aus Bändern mit einem Winkelmotiv folgt den Linien der Oberarme und Schultern bis zum Halse. Der Rock endet unten in ein zickzackförmiges Bandmotiv, das aber im untersten Teil nicht abgeschlossen ist, als ob herabfallende Fransen dargestellt werden sollten. Sie reichen fast bis zu den nackten Füßen.

Der Oberkörper ist ein wenig nach hinten geneigt.

Die thronende Gestalt hat durch die große Ruhe etwas Majestätisches. Das Gesicht zeigt in höchster Stärke das mystische archaische Lächeln. Trotz des zu großen Kopfes und der kubischen Form, der vollkommen unausgedrückten Brust mit den überbreiten Schultern und dem ebenso breit gehaltenen Schoß ist die Wirkung außerordentlich eindrucksvoll. Das Lächeln der Göttin hat einen Zauber, der stärker wird, je länger man sie anschaut. Es ist ein Werk größter künstlerischer Vollendung. Etwas Ähnliches wie diese gleichsam „kubistische" Göttin gibt es nirgendwo auf der Welt. In gewisser Hinsicht könnte man mit ihr die bekannte schöne altgriechische sitzende Göttin aus weißem Marmor im Berliner Museum vergleichen, die auch das mystische Lächeln besitzt. An Kraft, Ursprünglichkeit und vornehmer Eigenart ist aber die Göttin des Tell Halaf der griechischen überlegen. Diese ist ein Nachkomme unserer Göttin, die 2000 Jahre älter ist.

Es war eins der großen Erlebnisse meiner Ausgrabungen und eine der größten meiner Entdeckerfreuden, zu beobachten, wie dieses Steinbild der Erde förmlich entstieg. Nach Bloßlegung des stark abgeschwemmten Lehmziegelmassivs, und zwar des in das Stadtgebiet hineinragenden Teils, wurde dessen Oberfläche gereinigt. Dabei stießen wir zuerst auf die Schädeldecke. Sie sah wie eine große, dunkle Eisenpfanne aus, aber bald zeigten sich die Umrisse des Kopfes. Und nun wurde vorsichtig eine Lehmziegelreihe nach der andern abgehoben. Gerade hier war die Grabung schwer, weil die alte Mauerung sehr fest war und man nur langsam vorwärtskam. Dabei mußte mit größter Vorsicht gearbeitet werden, damit die Spitzhacken das Steinbild nicht beschädigten. Es dauerte Stunden und Tage, bis die große thronende Göttin endlich in ihrer ganzen Größe vor uns stand. Welche Freude, als es sich zeigte, daß das Steinbild vollkommen unversehrt war! Unsere Beduinenarbeiter haben diese Göttin später als meine Braut bezeichnet, weil ich immer wieder zu ihr trat und mich von ihrem Anblick nicht trennen konnte.

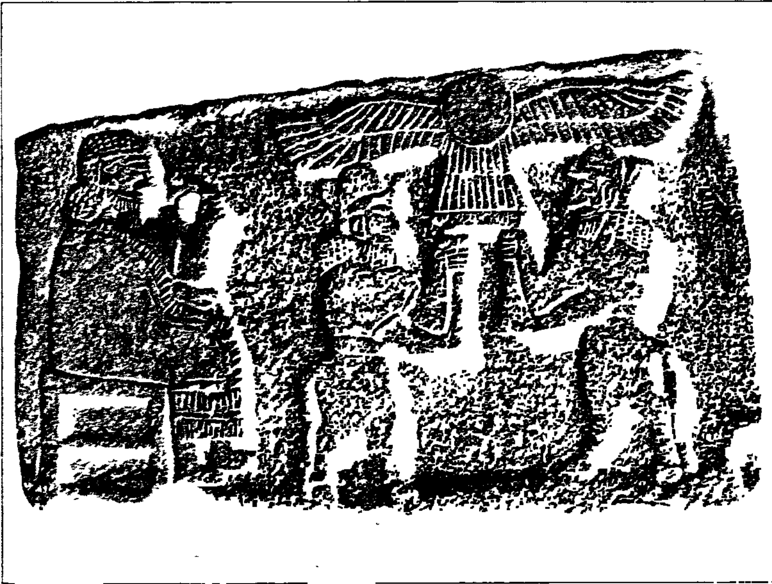
Auf Grund des Fundes dieses Bildes entschloß ich mich, die Grabung in dem Vorbau immer weiter nach Norden vorzutreiben. Ich war überzeugt, daß wir noch ein weiteres Steinbild ähnlicher Art, gleichfalls in dem Massiv eingemauert, finden würden. Langsam wurde in dem harten Lehmziegelwerk weitergearbeitet. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Wir entdeckten eine zweite, kleinere thronende Göttin (Tafel 42 b und 44 b).

Daß das Steinbild über einem Grab gefunden wurde und eine Schale in der Hand hielt, ließ fast vermuten, daß es sich um eine vergötterte Königin handelte, die hier bestattet wurde; es ist aber ausgeschlossen, daß die Königin sitzend das Trankopfer spendet. Betende werden stets stehend abgebildet mit gesenktem Gefäß, aus dem das Wasser der Gottheit dargebracht wird. Es handelt sich ohne Frage um die große subaräische Göttin, die Hepet.

Das Motiv der thronenden Göttin mit der Schale in der Hand ist dem alten Vorderen Orient nicht fremd. So finden wir es auf einer präsargonischen Votivtablette aus Kalkstein in Nippur. Hier sitzt die Göttin auf einer fast straußenartig dargestellten Gans, dem heiligen Tier der Ba'u oder Gula, der Hauptgöttin der Sumerer im 3. Jahrtausend, vielleicht geht aber auch ihr Kult auf altsubaräische Überlieferungen zurück.

Die zweite Göttin, die wir fünfeinhalb Meter nördlich der großen Göttin fanden, ist auch aus Basalt, aber etwas kleiner. Die Art ihrer Darstellung ist wohl verwandt mit der der großen Figur, aber doch anders. Die Gestalt ist gedrungener. Das Bildwerk ist 1,42 Meter hoch, 0,55 Meter breit und 0,72 Meter tief. Auch diese Göttin sitzt auf einem schemelartigen Sessel mit Querleisten, der aber an den Seiten keinen Schmuck hat. Die Füße stehen auf einem ähnlich gearbeiteten niedrigen Schemel. Die Schultern sind abfallend, mehr fraulich, und die Brüste kräftiger. Die linke Hand hängt etwas vom Schoße herab, die rechte hält wieder eine Schale. Um die Arme sind drei starke Reifen gelegt. Die vor den Ohren herabhängenden Locken des größeren Gegenstückes fehlen, das Haar ist in selbständig gedrehten Flechten noch tiefer nach rückwärts gelegt. Auf dem Kopf sitzt eine niedrige Federkrone. Löcher für die Ohrgehänge sind nicht vorhanden.

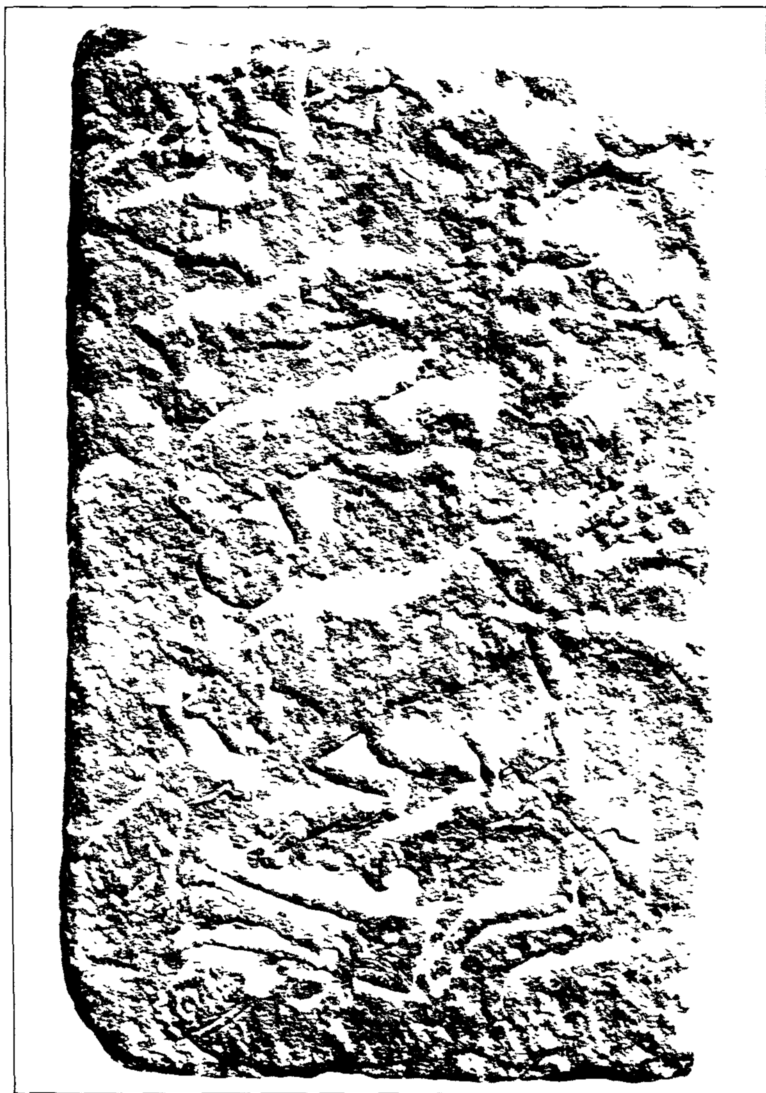
Das Gesicht hat einen ganz andern Ausdruck. Es ist fleischiger,



a) Der alternde Gilgamesch mit Lebenskraut (?), vor ihm zwei Stiermenschen mit geflügelter Sonnenscheibe. (170 B)



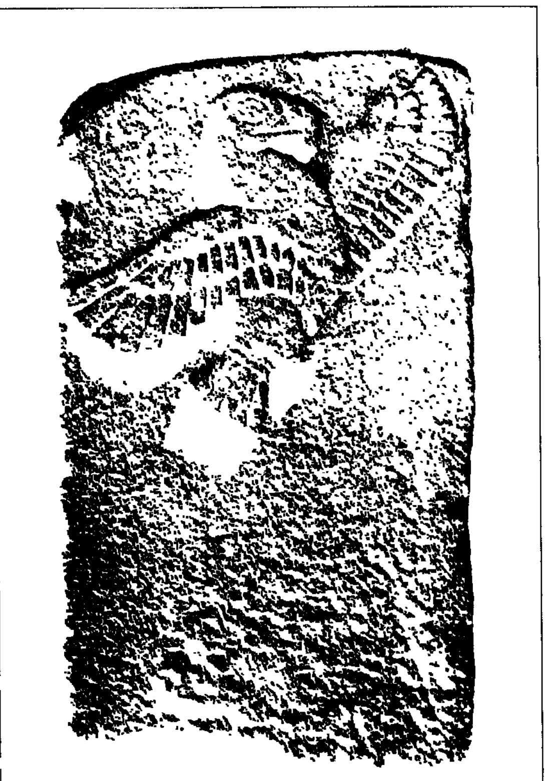
b) Der junge Gilgamesch mit Löwenfell und Keule.
(Schmalseite von 170 B)



Die große Tierkapelle.
(57 k.)



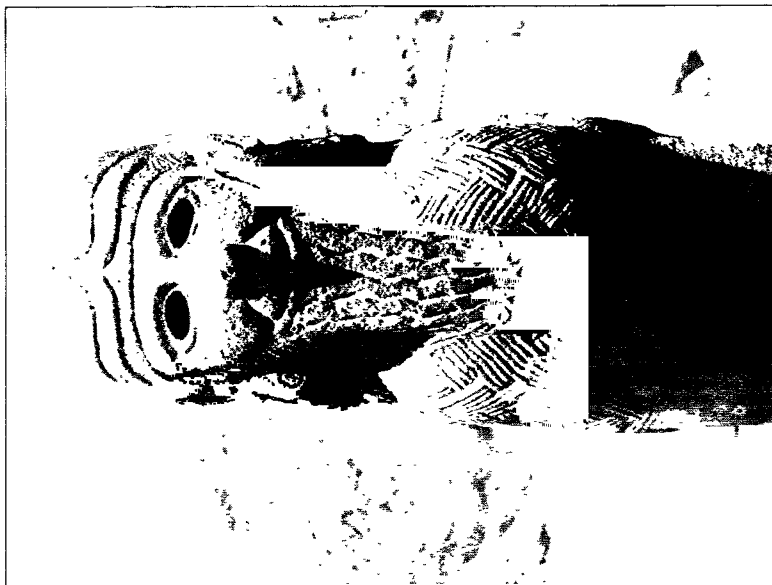
a) Teschup mit Keule und Blitzbündel.
(106 K.)



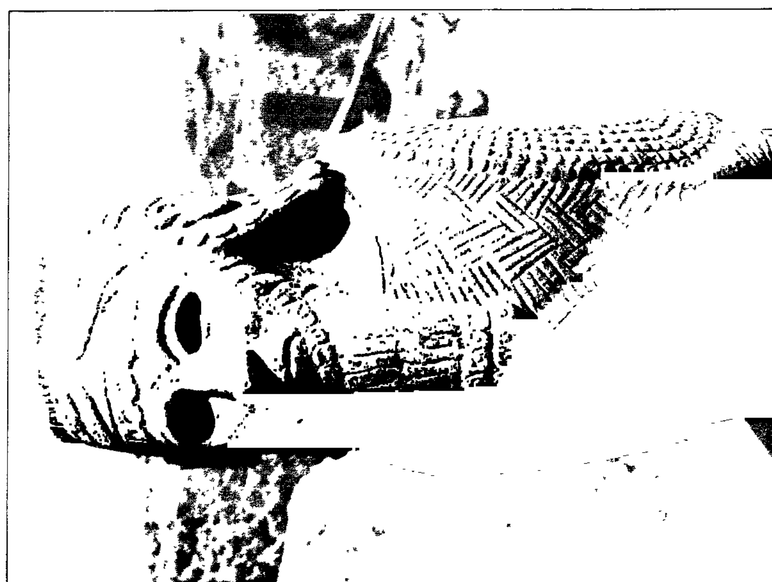
b) Sonnenadler im Aufflug.
(87 B.)



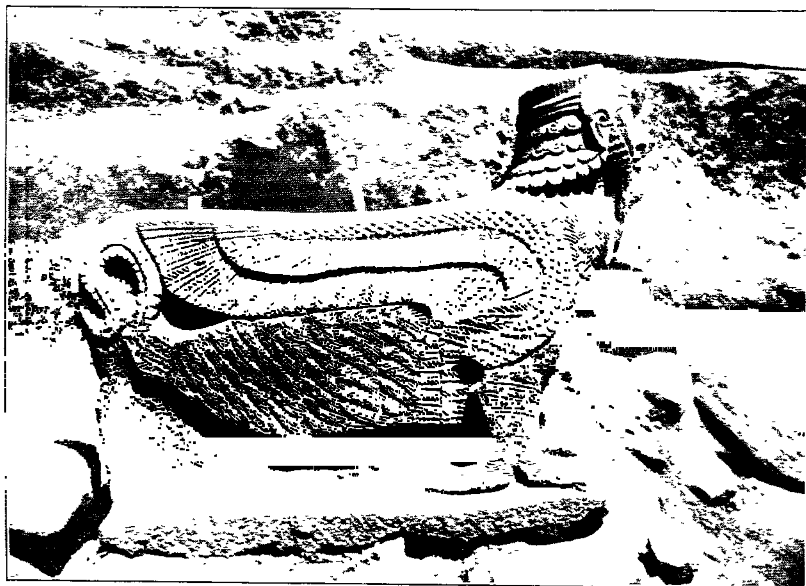
Bei der Ausgrabung des Skorpionentors.
Aufrichtung der Skorpionenvogelmenschen.



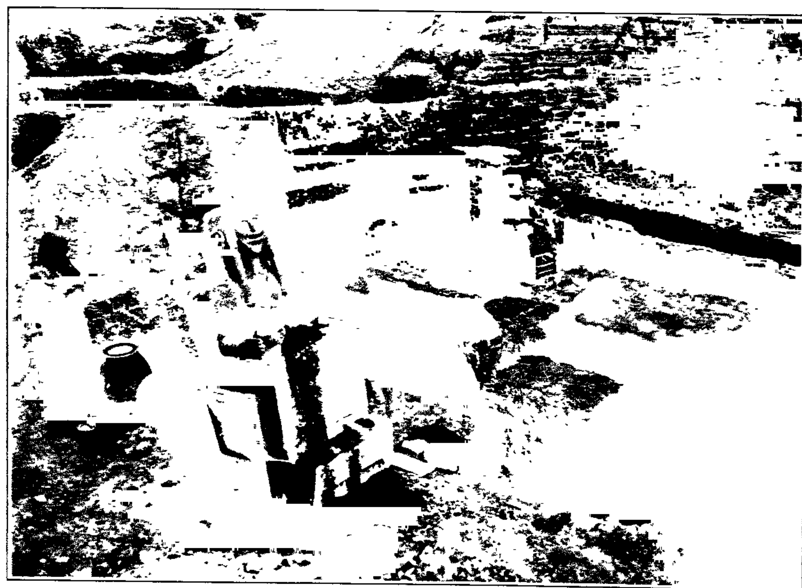
b) Älterer Skorpionenvogelmensch.



a) Jüngerer Skorpionenvogelmensch.



a) Älterer Skorpionenvogelmensch.



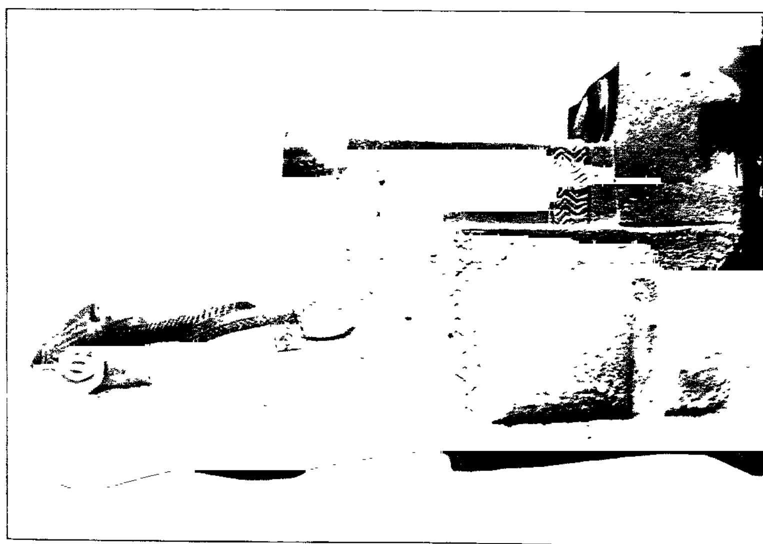
b) Die beiden thronenden Göttinnen in dem Lehmziegelmassiv.



Große thronende Göttin.



b) Kleine thronende Göttin.



a) Große thronende Göttin.

das Kinn zeigt drei Querfalten, die Nase ist weit stärker gebogen, weniger spitz und dicker. Die Stirn ist nicht „fliehend", sondern erhebt sich höher über der Nase. Auch diese Göttin hat keine eingesetzten Augen. Die Lippen sind wulstig und breit, der Ausdruck ist alt und ernst. Das Gesicht hat weit mehr Verwandtschaft mit der stehenden Riesengöttin auf der Löwin am Haupteingang des Tempelpalastes, obwohl bei dieser im Gegensatz zum unwirschen Ausdruck der sitzenden Alten ein archaisches Lächeln zu erkennen ist. Auch dieses kleinere Bild stellt die große Göttin der alten Tell-Halaf-Stadt dar. Auch sie hütet ein Grab.

Der Bildhauer der größeren Göttin war vielleicht derselbe, der die verschleierte Sphinx geschaffen hat. Eine gewisse Ähnlichkeit im Gesichtsausdruck der beiden Steinbilder ist sicher vorhanden. Die große Göttin ist ohne Frage älter als die kleine. E. Herzfeld glaubt die große um 2800, die kleine um 2400 ansetzen zu sollen.

Beide Göttinnen waren Hüterinnen von Gräbern. Bei der kleinen lag der Schacht ein wenig seitlich der Grundplatten, auf denen sie stand. In den Schächten wurden keine Skelette gefunden, sondern nur Spuren von Brandschutt. Die Toten waren sicher verbrannt worden, und man hatte ihre Asche beigesetzt. Die Grabbeigaben stammten aus den verschiedensten Zeiten. In einem Grab wurde eine sehr alte Dreifußschale (Tafel 48 a) aus Kalkstein gefunden, deren Rand Menschen in langen Röcken im Kampf mit Tieren und Fabelwesen zeigt. Die Keramik dagegen war aus der Kaparazeit. Die Verwendung von Grabbeigaben, die aus einer viel früheren Zeit als das Grab selbst stammen, bei Bestattungen, kennen wir wiederholt aus dem alten Orient. Unsere Gräber bergen, wie ich annehme, die Reste älterer Mitglieder der Kapara-Dynastie, und zwar, nach dem mitgegebenen Goldschmuck zu urteilen (vgl. unten Seite 195), von Frauen. Die Schächte und Steinbilder lagen innerhalb kleiner, zellenartiger Grabbauten, von deren Mauern nur noch Reste erhalten waren. So mag Kapara die Anlage gefunden haben. Er hat dann die Grabschächte neu benutzt und die halbzerstörten Zellen, Gräber und Basaltgöttinnen in ein großes Lehmziegelmassiv eingemauert, ohne einen Hohlraum zu lassen. Seine Urheberschaft bei dem Massiv läßt sich aus der Form der Ziegel schließen. Hierdurch wurden die Gräber und Steinfiguren vor jedem Zugriff geschützt, bis wir sie ausgraben konnten.

Außer dem Tempelpalast auf der Burg des Tell Halaf haben wir im Stadtgebiet eine weitere Tempelanlage der Kaparazeit ausgegraben: ein kleineres Heiligtum in der Nähe der Stadtmauer, östlich der Straße, die vom Südtor der Stadt nach dem Burgtor führte (Tafel 45 a). Wir haben es den „Kultraum" genannt. Er lag zum Teil unter unserm Expeditionshaus. Im Allerheiligsten konnten wir zwei außerordentlich interessante größere Steinbilder ausgraben. Die Anlage des Kultraumes hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem alten Ischtartempel von Assur (um 3000 v. Chr.), der infolge seiner nichtbabylonischen Form von W. Andrae in eine gewisse Verbindung mit den Tempeln von Boghazköi aus der Mitte des 2. Jahrtausends gebracht worden ist. Die Bauart des Ischtartempels folgt altsubaräischen Überlieferungen, die sich sowohl in Boghazköi als auch auf dem Tell Halaf noch zur Kaparazeit erhalten hatten. Unser Kultraum ist von Kapara errichtet worden. Wir fanden ihn vollkommen unberührt vor. Auf dem Boden vor den Götterbildern lagen Weihgaben: Hausgötzen (Terafim), Halsketten aus Stein und Fritte und vieles andere. Diese Gegenstände sind den Göttern offenbar im letzten Augenblick vor der Zerstörung der Stadt geweiht worden.

Auf einer 40 Zentimeter hohen verputzten Lehmziegelbank an der rückwärtigen Schmalseite des Tempels stand eine Doppelstatue (Tafel 45 b). Unmittelbar neben der Bank, etwas vorgerückt, stand eine Einzelstatue auf einem selbständigen Unterbau. Vor den Gottheiten war ein 75 Zentimeter hoher viereckiger Sockel aus verputzten Ziegeln, und vor ihm lag ein rechteckiger Basalttrog auf dem Boden, der durch einen durchlöcherten verzierten Steg geteilt war. Der Sockel diente als Altar für die Schlachtopfer, deren Blut zunächst in das erste Abteil des Troges herabrann, um dann durch eine Öffnung des Steges in den zweiten, etwas niedrigeren Teil zu fließen.

Die Doppelstatue (0,80 Meter hoch, 0,88 Meter breit, 0,43 Meter tief) ist aus einem Block gearbeitet und stellt eine männliche und eine weibliche Figur dar. Sie sitzen auf einer Bank, die nackten Füße stehen auf der Standplatte. Die Figuren haben große Ähnlichkeit mit der kleinen thronenden Göttin. Wie bei dieser ruhen die linken Hände auf dem Schoße, während die unteren Fingerglieder über diesen herabhängen. Die rechten Hände sind zur Faust geballt, vielleicht haben sie

einmal den Griff oder Fuß einer Art Bechers umspannt, der später abgeschlagen wurde. Mann und Frau sind nur an den Nasen, die Frau auch am Kinn etwas beschädigt; höchstwahrscheinlich hat Kapara sie schon so vorgefunden. Der Schoß und die bis zu den Füßen herabfallenden Röcke sind wieder fast kubistisch behandelt, ähnlich wie bei der kleinen thronenden Göttin.

Der Mann hat keine Kopfbedeckung. Das Haar ist in starken gekräuselten Ringen gezeichnet und fällt schwer hinter den Ohren auf die Schultern. Fast könnte man an eine Perücke denken. Der Schifferbart ist in leicht gewellte Zickzacklinien aufgelöst, die in natürliche Kringel enden, ähnlich wie bei dem älteren Skorpionenvogelmenschen. Die Backenknochen treten stark hervor, die Augen waren wie bei den beiden übrigen Gestalten des Kultraums eingesetzt. Wir fanden sie teilweise noch in den Höhlen; sie sind wie üblich aus Kalkstein mit einem schwarzen polierten Kern. Der Mann trägt langen Rock mit Ärmeln, wie wir ihn von dem großen Teschup und den kleinen Orthostaten her kennen, um Brust und Schultern läuft ein breites Bandelier.

Die Frau mutet jugendlicher an als die kleine thronende Göttin. Der Ausdruck des Gesichts ist milder als bei dem Mann, der außerordentlich ernst und streng dreinschaut. Auf dem Kopf trägt sie eine niedrige Federkrone. Die Haare hängen in Flechten gelegt hinter dem Ohr über die Schulter. Die Brüste sind leicht gewölbt. Um den Hals liegen zwei Perlenketten.

Bei beiden Figuren ist der Rock oben weit ausgeschnitten und am Halse und an den Ärmeln mit einem kräftigen Bandsaum versehen. Die Kleidung zeigt sonst keine Verzierungen.

Das zweite Steinbild des Kultraums ist ein auf einer Standfläche gerade aufstehender Mann von 100 Zentimeter Höhe (Tafel 45 a). Während die Doppelstatue auf einem Lehmziegelsockel ruhte, war das Einzelbild durch einen starken Zapfen in eine schwere große Basaltplatte eingelassen und mit Blei in dem Dübelloch verkittet. Doppelstatue und Einzelfigur standen gleich hoch über dem Boden. Der Mann hat denselben Bart und dieselbe Gesichtsform wie der Mann auf der Doppelstatue. Er trägt eine niedrige Federkrone, das Haar fällt unter dieser in starken Kringellocken auf die Schulter. Seine Kleidung gleicht

aber der der Riesengötter der großen Fassade. Er hat zunächst ein Hemd an, das auf dem linken, ein wenig vorgestreckten Oberbein noch zu sehen ist und das hier, ebenso wie an dem freien Ärmel, in einem Saum endet. Der Rock oder Überwurf ist vorn offen wie die kappadokischen Mäntel und läßt das linke Bein frei. Er ist jedoch unten einfacher drapiert als bei dem Riesengott, die schrägen Volants fehlen. In der Rechten sehen wir einen geschulterten Bumerang, während die linke Faust den Griff des langen Schwertes umfaßt. Der Ausdruck ist ernst und schroff.

E. Herzfeld datiert die Doppelstatue um 2500 und den kleinen stehenden Gott um 2400. Der Mann der Doppelstatue hat entschieden Ähnlichkeit mit der sitzenden Bronzestatuette eines Gottes von Boghazköi in den Berliner Museen, die O. Weber auf etwa 3000 datiert hat. Der Kopf dieser Bronzestatuette gleicht allerdings mehr dem unseres älteren Skorpionenvogelmenschen.

Die Doppelstatue ist eine der eindrucksvollsten und interessantesten Skulpturen des Tell Halaf. Sie hat im Vorderen Orient keine Analogien, zeigt aber gewisse Ähnlichkeiten mit den bekannten ägyptischen Darstellungen von göttlichen und menschlichen Ehepaaren, die sich schon zur Zeit der ältesten Dynastien im Nillande vorfinden.

Auch die Steinbilder des Kultraumes haben keine Inschriften.

Die Deutung der drei Figuren ist nicht schwer. Wir haben wieder die Göttertrias des Tell Halaf vor uns: Teschup mit seiner Gattin Hepet auf der Doppelstatue und den Sonnengott. Sie sind im Kultraum in derselben Reihenfolge aufgestellt wie bei der Vorderfassade: rechts vom Beschauer die Hepet, in der Mitte der Teschup und links davon ihr Sohn, der Sonnengott. Während ihnen aber vor der Tempelpalastfassade einzeln auf besonderen Altären Opfer dargebracht wurden, haben wir im Kultraum nur einen einzigen großen Altar.

Weiter fand sich, und zwar in dem großen östlichen, für die Laien bestimmten Teil des Tempels, eine runde, niedrige Basaltschale von etwa 40 Zentimeter Durchmesser.

Auf dem Boden des Allerheiligsten lag eine ganze Anzahl von Basaltidolen (Tafel 46), Perlen, Siegelzylindern, einige Bronzestatuetten (Tafel 57) und Reste von Bronzeschalen. Mehrere Idole waren an die Doppelstatue gelehnt. Augenscheinlich handelt es sich um Gegen-

stände, die im letzten Augenblick vor der Eroberung der Stadt vor den Hauptgöttern im Kultraum niedergelegt worden waren. Ein Basaltblock, der neben der Doppelstatue auf dem Sockel lag, gehörte nicht in den Kultraum. Unter ihm fanden wir zerbrochene Perlen und andere kleine Gegenstände, so daß er jedenfalls während oder nach der Zerstörung der Kultstätte von oben herabgerollt ist.

Eine der Aufgaben unserer nächsten Kampagne wird es sein, der Umgebung des Kultraumes, auf dem heute noch die Reste des alten Expeditionshauses stehen, weiter nachzugehen und insbesondere auch hier die tieferen Schichten zu untersuchen.

Außer den großen Funden haben die Ausgrabungen auch eine Reihe kleinerer Steinbilder gebracht. Es sind zunächst zwei sitzende weibliche Basaltfiguren: die eine ist vollständig bis auf den Kopf. Sie ist bis zur Schulter 55 Zentimeter hoch. Es handelt sich um eine Frau mit langem Oberkörper und deutlich erkennbaren Brüsten. Die Ellenbogen sind spitz, die Arme fast in rechtem Winkel gebeugt und ohne Rundung in den äußeren Konturen wiedergegeben. In der Rechten hält die Figur eine Schale, während die Linke auf dem Schoße ruht. Die Frau sitzt auf einem niedrigen Schemel; unter dem herabfallenden Kleid sieht man die nackten Füße auf der Standfläche zwischen zwei vorstehenden Teilen des Schemels. Die zweite Figur ist oben stärker beschädigt, muß der ersten aber sehr ähnlich gewesen sein.

Wir fanden ferner den 27 Zentimeter hohen Basalttorso einer sehr schlanken Frau, bei der Kopf und Beine fehlten. Er ist an den Schultern etwa 20 Zentimeter breit. Die Unterarme sind in spitzem Winkel vorn an den Körper angelegt, die Hände umfassen oder bedecken die Brüste. Die Gestalt war sicher unbekleidet. Sie ist sehr alt und erinnert an die bekannten Terrakotta-Nacktstatuetten, die im subaräischen und im altbabylonischen Kulturkreis vorkommen. Diese drei kleineren Steinbilder stellten sicher Göttinnen dar.

Die Basaltidole sind stehende weibliche Figurinen (Tafel 46), sehr altertümlich, ohne Kopfbedeckung, teils mit über die Brüste gelegten Händen, teils nur die Rechte auf der Brust und in der Linken ein Bügelgefäß, ähnlich dem, das die Hepet der großen Fassade trägt. Diese Statuetten haben meist keine eingelegten Augen, der Leib ist walzenartig, das Haar fällt weit auf den Rücken herab. Nur eine scheint

eine Federkrone getragen zu haben. Bei manchen finden sich Perlenhalsbänder. Sie sind zwischen 14 und 21 Zentimeter hoch.

Als wir in unserm Expeditionshaus einen Brunnen gruben, stießen wir auf zwei sitzende Statuetten, eine männliche und eine weibliche (Tafel 46, Nr. 6, 7), erstere 26 Zentimeter hoch und 11 Zentimeter breit, letztere 20 Zentimeter hoch und 8 Zentimeter breit, beide mit einer niedrigen Federkrone, wieder die Arme auf den Schoß gelegt, in der rechten Hand eine kleine Schale. Auch sie zeigen einen kubistischen Anhauch, die männliche hat einen starken Bart und eingelegte Augen.

Von besonderer Bedeutung ist eine ganz kleine auf dem Burghügel gefundene Statuette, ein roh gearbeiteter Mann mit fast bis zum Nabel herabhängendem schmalem Bart (Tafel 46, Nr. 4). Die Unterarme sind waagerecht nach vorn gestreckt, die Hände zur Faust geballt und rechts und links an den Körper angelegt, Beine und Füße nur angedeutet. Ohne Spur eines Halses verjüngt sich der Oberkörper nur wenig. Die Nase ist nicht mehr zu erkennen, wohl aber der Platz für die Augenhöhlen. Die Oberfläche des Kopfes ist viereckig, wie überhaupt die ganze Statuette vollkommen kubistisch gehalten ist. Sie ist 10 Zentimeter hoch.

Ich bin im syrischen Kunsthandel einem Stück begegnet, das gewisse Ähnlichkeiten hierzu besitzt. Es ist zylinderförmig und erweitert sich nach oben, die Arme sind henkelförmig dargestellt, die Augen hervorspringend, die Nase ist kaum zu erkennen und darunter wiederum ein sehr tief herabhängender spitzer Bart. Die Gewandung ist unterhalb der Arme durch schräg nach unten laufende parallele Streifen angedeutet. Ganz unten, dort, wo man die Füße vermuten würde, ist über dem niedrigen Sockel ein Phallus dargestellt.

Ich möchte noch auf einen ganz archaischen Kopf eines Idols hinweisen (Tafel 46, Nr. 1). Alle diese Idole sind aus Basalt. Nur eine 25 Zentimeter hohe Statuette, die wir vor dem Tempelpalast in der Kaparaschicht fanden, ist aus Kalkstein, mit Ocker rot gefärbt. Sie ist eine Frauenfigur im Mantel, die eine Hand an der Brust, die andere erhoben, auf dem grotesken Kopf sitzt eine hohe Mütze.

Die Idole haben sicher als Hausgötzen gedient. Solche Hausgötter sind wie die größeren Statuen der Hauptgottheiten gewiß viele Jahrhunderte hindurch verehrt worden. Infolge des langen Gebrauches

sind sie so abgegriffen, daß ihre ursprüngliche Form zum Teil kaum mehr zu erkennen ist.

Zu unsern interessantesten Funden gehören zwei Sphinxsockel, die wir nur in Resten fanden. Auf einer hufeisenförmigen Plinthe standen fünf ruhende, auseinanderstrebende Sphinxe. Wir haben nur Bruchstücke der beiden Sockel gefunden, doch war das Material mehr als ausreichend, um sie einwandfrei zusammensetzen zu können (Tafel 47a). Nach den Resten scheint es sogar, daß auch noch ein dritter Sockel vorhanden war. Sie waren augenscheinlich dazu bestimmt, mit der abgeschnittenen Seite an eine Mauer angelehnt zu werden. Die Sphinxe sind geflügelte Löwen mit Männerköpfen. Die Vorderpranken sind nach vorn ausgestreckt und reichen bis an den Rand des Untersatzes. Die nach oben gerichteten Flügelpaare berührten sich gegenseitig. Die Köpfe haben Schifferbärte; von zwei Kringelreihen unter den Lippen fällt der Bart in Wellenlinien herab. Die Brust ist mit einem schuppenartigen Gefieder bedeckt wie bei dem Riesenvogel und den Riesengreifen. Die Schuppen sind jedoch hier nach aufwärts gerichtet. Eine Federkrone mit zwei Hörnerpaaren schmückt das Haupt, von dem unten schneckenförmig endende Locken herabfallen. Nur ein Kopf war noch vollständig erhalten. Er ist sehr schön. Das Antlitz zeigt in hohem Maß das archaische Lächeln, das uns von einer Reihe anderer Steinbilder des Tell Halaf bekannt ist.

Die Sockel hatten 90 Zentimeter Durchmesser und waren etwa 62 Zentimeter hoch. Im Innern war ein tiefes Loch, das vielleicht zur Aufnahme eines Steinbildes bestimmt war. Man denkt dabei an Rundsockel aus der Gudeazeit mit kleinen hockenden Gestalten. Doch haben wir keine Steinbilder oder Teile davon gefunden, die in unsere Sockel passen.

Interessant ist auch die Büste eines bärtigen Mannes mit hochgezogenen Schultern, dessen Arme, dicht an die Seiten des Körpers gedrückt, als breite Bänder im Hochrelief erscheinen. Der Kopf ist oben abgeflacht, das Haar in der Mitte zwischen der Stirn und dem Hinterkopf gescheitelt. Die Haarsträhnen fallen über die fast brettartige Kopffläche auf Stirn, Schläfen und Nacken herab. Leider ist das Stück, das etwa 28 Zentimeter hoch und 28 Zentimeter breit ist, derartig zerstört, daß das Gesicht nicht mehr zu erkennen ist. Es ist sicher sehr alt.

Weit jünger ist eine andere bärtige, fast lebensgroße und verhältnismäßig gut erhaltene Büste, diese aus der assyrischen Zeit (Tafel 47b). Gesichtsausdruck, Haartracht, der netzartig dargestellte Bart und die herabfallenden Schultern, alles mutet durchaus assyrisch an. Dieser Kopf ist zur Zeit Kaparas entstanden. Er gehört zu den wenigen assyrischen Plastiken, die auf dem Tell Halaf gefunden worden sind. Wären die Steinbilder der großen Palastfassade und die Reliefs des Tell Halaf von dem Bildhauer Kaparas verfertigt worden, dann hätten sie dieser Art und nicht anders aussehen müssen.

Sehr bemerkenswert und, wie ich glaube, ein Unikum ist ein Kalksteingriff (15 Zentimeter hoch, oben an der Öffnung 8 Zentimeter breit), der offenbar dazu bestimmt war, ein Pflanzenfaserbüschel als Fliegenwedel aufzunehmen. Eine der flachen Seiten ist in der Art der Kastenaltäre, wie wir sie vom Ischtartempel in Assur (3000 v. Chr.) kennen, bearbeitet. An den eingewölbten Schmalseiten hat der Griff Löcher. Man könnte daher fast vermuten, daß er als Sockel einer sitzenden Bronzefigur gedient hat. Doch sind auf den drei andern Seiten Figuren eingeritzt, deren Köpfe nach dem oben breiten Ende zugekehrt sind, in dem sich die Öffnung befindet. Die Ritzungen auf der Breitseite stellen eine Wagenszene dar. Der Wagenkasten ist viereckig, das Rad sechsspeichig. Vor einem Jäger steht auf einer Schmalseite ein hochaufgerichteter Wildstier. Hinter dem Wagen ist auf der andern Schmalseite ein aufgerichteter Hirsch.

Eine Anzahl Steinbilder war nur noch in immerhin wichtigen Bruchstücken vorhanden. Zunächst der 67 Zentimeter breite Unterteil einer größeren Reliefplatte mit der Wiedergabe eines ruhenden Huftieres, dessen Beine unter dem Leib zusammengezogen sind, genau in der Art, wie wir es auf unserer Buntkeramik finden. Auch diese Parallele ist für die Bestimmung des Alters der Steinbilder wichtig.

Dann der Torso eines geflügelten Mannes oder Genius, der in der linken Hand ein Henkelgefäß trägt, während seine rechte erhoben ist. Er ist mit einem Rock bekleidet. Der Torso ist ungefähr 90 Zentimeter breit und 50 Zentimeter hoch; nur das Mittelstück ist erhalten.

Von kleineren Plastiken sei schließlich noch ein etwa 12 Zentimeter langer Löwe aufgeführt, bei dem der Kopf fehlt.

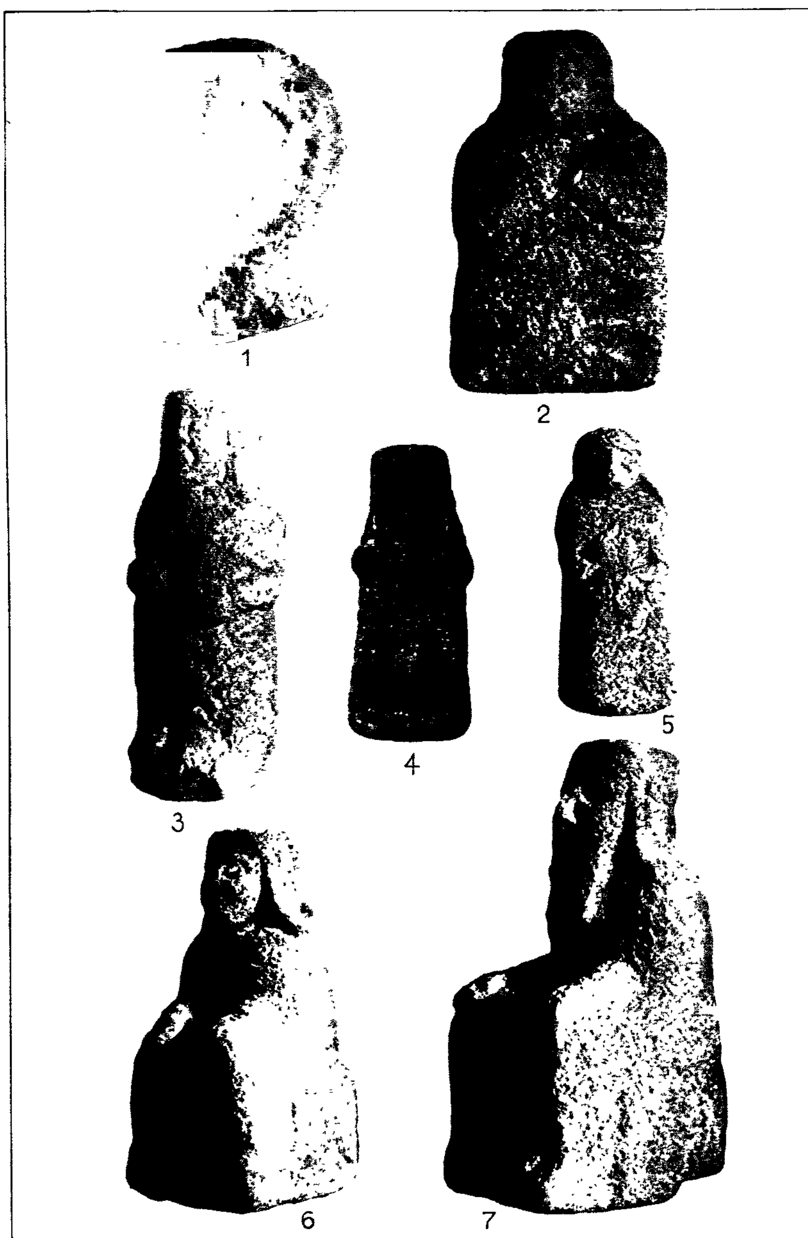
Außerdem fanden wir in der Kaparaschicht eine große Anzahl klei-



a Der Kultraum nach der Ausgrabung.

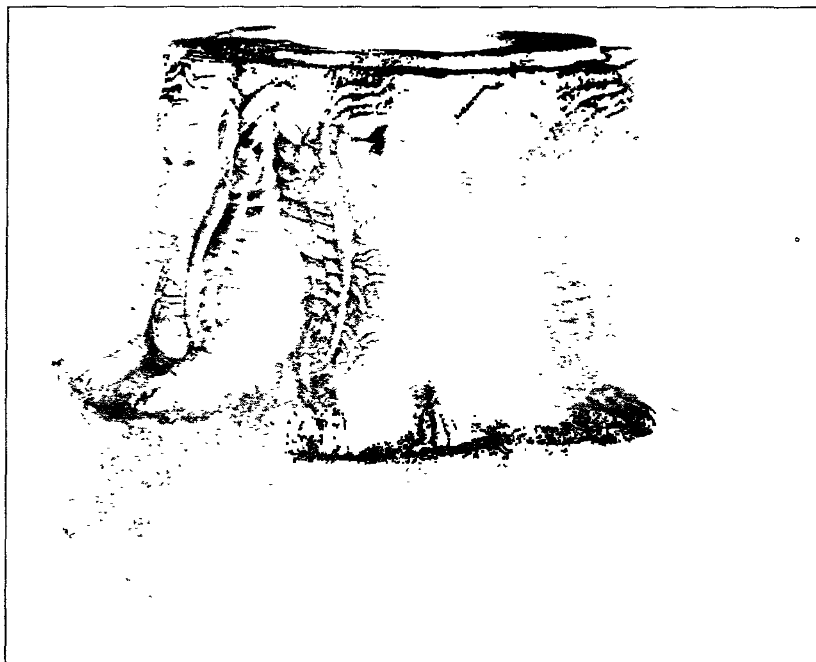


b Doppelstatue des Kultraums.



Basaltidole.

1) Kopf eines Idols 12 cm hoch. 2) Weibliche Figur mit an die Brust gepreßten Händen 20 cm hoch. 3) Weibliche Figur 19 cm hoch. 4) Männliche Figur mit langem, spitzem Bart 10 cm hoch. 5) Stehende weibliche Figur mit Gefäß 16 cm hoch. 6) Sitzende weibliche Figur 20 cm hoch. 7) Sitzende männliche Figur 25,5 cm hoch.



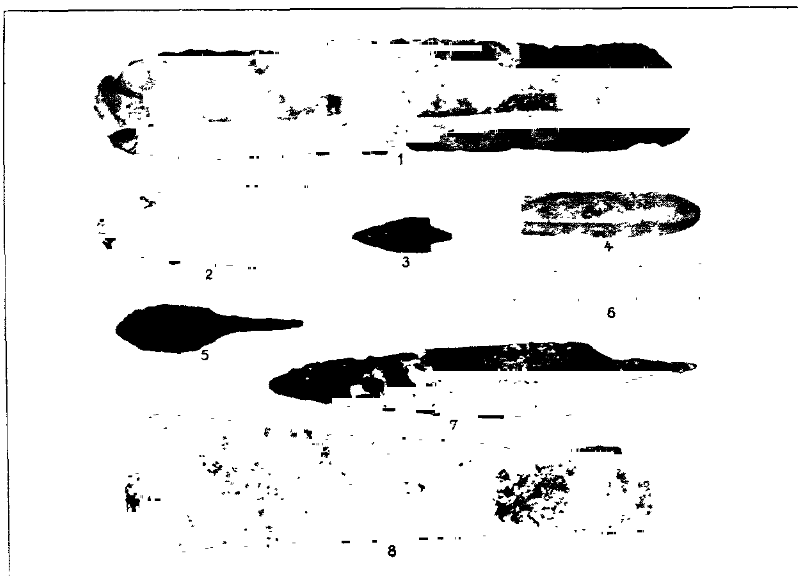
a) Sphinxensockel (rekonstruiert).



b) Büste eines bärtigen Mannes aus assyrischer Zeit.



a Alte Dreifußschale aus Kalkstein (1/2 nat. Größe)



b Feuerstein-, Obsidian- und Kupfergeräte (2/5 nat. Größe)
Feuerstein: 1 und 4 Messer, 3 Pfeilspitze. Obsidian: 2 und 6 Messer. Kupfer: 5 Pfeilspitze, 7 Lanzenspitze, 8 Beil.

nerer oder größerer Reste von Steinbildern, Statuen und Reliefs, vor allem zahlreiche Splitter von der Oberfläche von Bildwerken, die nicht zu den großen Steinbildern des Tempelpalastes paßten. Augenscheinlich hatte eben Kapara, abgesehen von den von ihm weiter benutzten Steinbildern, alle nur erreichbaren größeren Basaltstücke aus der Buntkeramikschicht herausgezogen und dann zu Schalen, Kampfkugeln und ähnlichem verarbeiten lassen. Was übrigblieb, wurde weggeworfen. Aus den Resten läßt sich mit Sicherheit ersehen, daß vor ihm noch eine ganze Anzahl anderer sehr großer Steinskulpturen vorhanden gewesen ist, die nicht mehr erhalten sind. Manche Bruchstücke und Splitter zeigen neue Einzelheiten im Ornament und auch Teile figürlicher Darstellungen. Sie alle gehören dem Stil nach in die alte Zeit.

Auf dem Ruinenfeld von Fecheria fanden wir im Jahre 1927 den Torso eines frei stehenden Löwenleibes, der auf dem Rücken die Kaparainschrift trägt. Kopf und Glieder fehlten. Er gehört zu einem Bildwerk, das bedeutend kleiner ist als die Tierkolosse der Fassade. Niemand wußte, wie er nach Fecheria gekommen war. Vielleicht ist er hier von Raubgräbern ausgegraben worden, die nach Bausteinen für das emporstrebende Dorf Ras el Ain suchten und das skulptierte Stück als unbrauchbar liegenließen. Vielleicht aber ist er auch erst in jüngster Zeit von Tschetschen vom Tell Halaf hierher verschleppt worden.

Dieser Löwe scheint mir trotz der Ähnlichkeit in der Darstellung der Haare jünger zu sein als die Steinbilder des Tell Halaf. Bei unsern alten Tierbildern in Rundplastik ist immer das Stück zwischen Bauch und Plinthe stehengelassen worden. Das ist selbst bei der kleinen Löwenstatuette (vgl. oben Seite 176) der Fall. Bei dem Torso von Fecheria jedoch ist der Leib unten vollkommen rund gearbeitet, so daß der Körper frei auf den Beinen geruht haben muß.

VII.

Die Kleinfunde

*

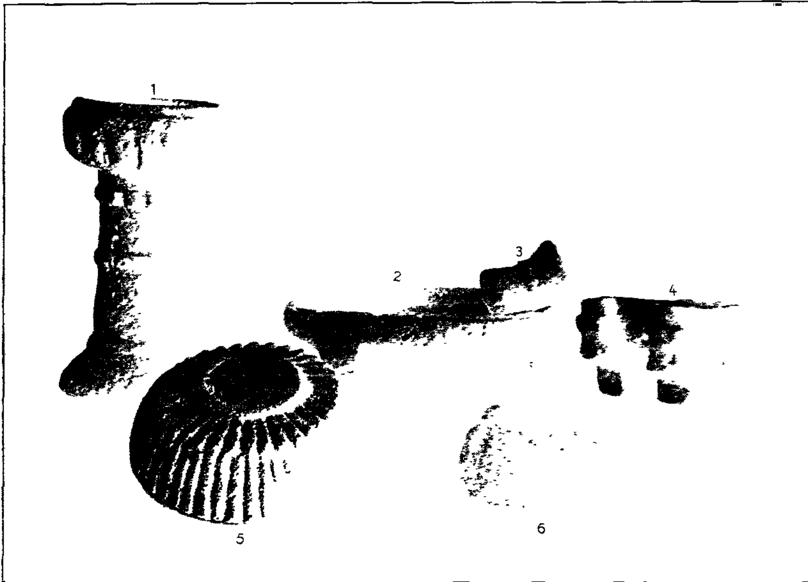
Aufgabe des Ausgräbers ist es nicht nur, Steinbildwerke und schöne Kleinfunde zu bergen, sondern auch alles zu sammeln, was in den verschiedenen Zeiten für den Haushalt, in der Baukunst und zum Kult geschaffen worden ist.

Steingeräte

In der Buntkeramikschicht haben wir große Mengen von Werkzeugen aus Feuerstein und aus Obsidian gefunden (Tafel 48b). Sie kennzeichnen diese Schicht als neusteinzeitlich (Tafel 48b, Nr. 1, 4). Neben Werkzeugen fanden wir viele Wurfkugeln aus Feuerstein, das interessanteste Stück ist eine sehr fein gearbeitete kleine Pfeilspitze (Tafel 48b, Nr. 3).

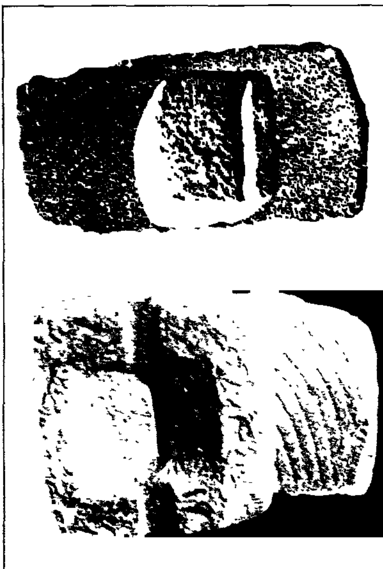
Besonders zahlreich waren die Gegenstände aus Obsidian, insbesondere Messer und Messerchen bis zu wenigen Millimetern Breite und kaum länger als zwei bis drei Zentimeter in allen möglichen Formen (Tafel 48b, Nr. 2, 6). Sie haben sicher zu den verschiedensten Zwecken des täglichen Lebens gedient, so auch zum Rasieren. Sie kommen von opakem Schwarz und Braun bis zu ganz durchsichtigem Graugrün in allen Farben vor. Wir fanden auch unbearbeitete Obsidianknollen. Offenbar gab es in der vulkanischen Nachbarschaft des Tell Halaf ein Obsidianlager, das heute vergessen ist.

Hämmer, Beile und Äxte als Waffen sowie zur Bearbeitung von Basalt fanden sich aus allem möglichen Gestein, z. B. aus Nephrit. Manches ist sicher eingeführt. Besonders zahlreich waren Wurfkugeln aus Basalt, teilweise sehr groß und schwer und wohl für Katapulte

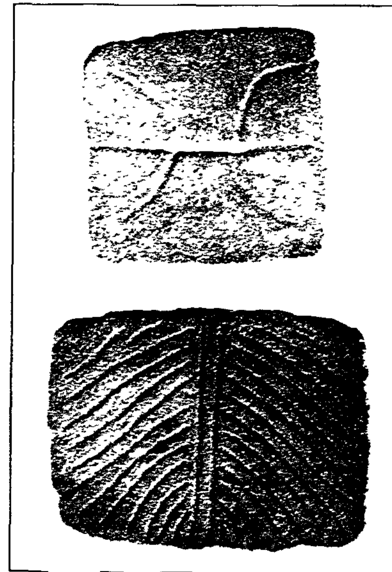


a) Basaltschalen und -geräte, etwa 1/5 nat. Größe

1. Räuchergefäß. 2. Dreifußschale. 3. Reibstein. 4. Opferschale mit Stierköpfen. 5. Unterseite einer Schale. 6. Gewichtstein in Entenform.

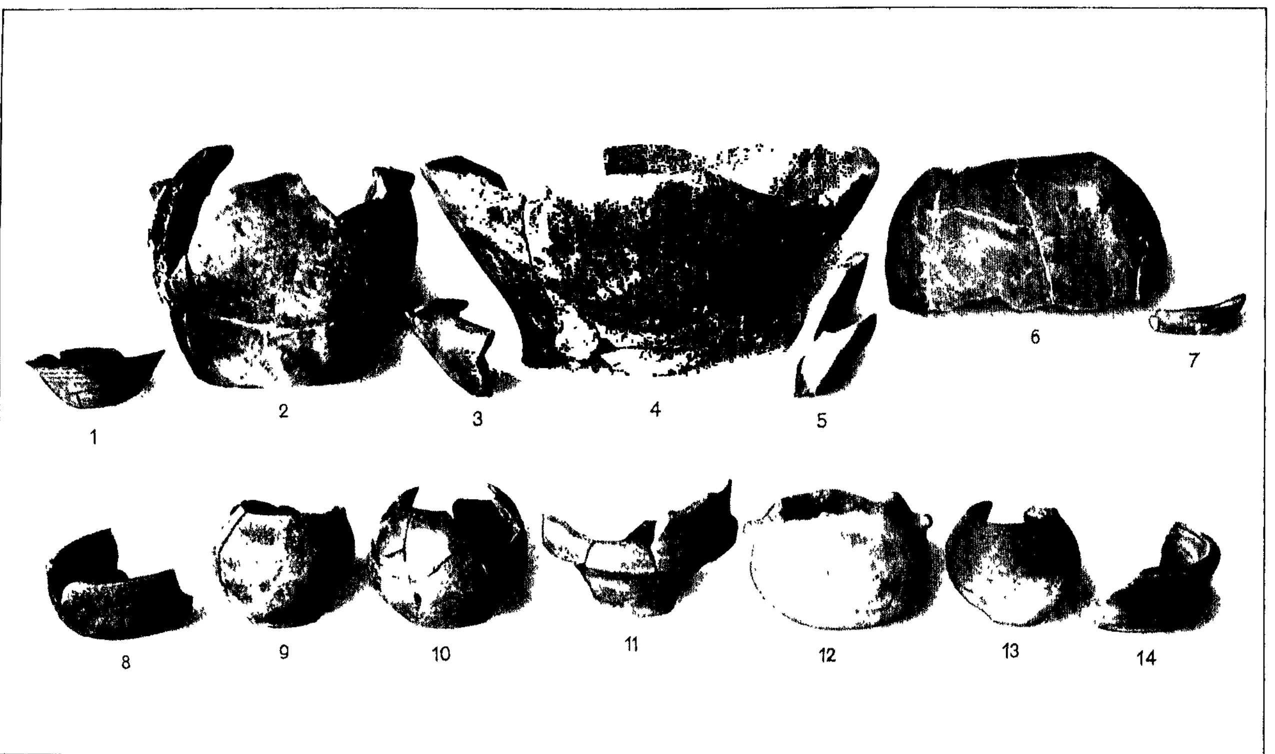


b



c

Subaräische Schlitzmühlen etwa 1/7 nat. Größe



Einfarbige vorgeschichtliche Töpferware
(1–7 etwa 1/7, 8–14 etwa 1/5 nat. Größe).

bestimmt; Wurfkugeln aus Kalkstein waren selten. Auch Keulenköpfe aus Basalt kamen in Mengen zutage, ganz in der Art, wie sie als Waffe auf den Steinbildern wiedergegeben sind: runde oder abgeflachte Kugeln mit einem großen Loch, durch das ein Holzstiel gesteckt wurde. Schön gearbeitete Keulenköpfe aus Porphyr und Serpentin sind sicher von außerhalb nach dem Tell Halaf gebracht.

Architektursteine sind zeitlich schwer zu bestimmen; die wichtigsten, die wir fanden, sind Türangelsteine. Solange Türen und Tore sich um unten mit Metallkappen versehene Pfosten drehten, waren Angelsteine aus Basalt im Gebrauch, die wir viel fanden. Zuweilen diente ein hufeisenförmiger Aufsatz dazu, das Herausspringen des Drehzapfens aus der Angelsteinpfanne zu verhüten. Für Holztürpfosten benutzte man Angelpfannen aus Kalkstein. Diese Türangelsteine mögen Jahrtausende hindurch immer wieder neu verwendet worden sein.

Außerordentlich wichtig für die Geschichte der Architektur sind unsere Funde von Säulenresten. Es gab auf dem Tell Halaf Holz- und Steinsäulen. Holzsäulen trugen z. B. das Schutzdach vor der großen Fassade des Tempelpalastes. Für solche Holzsäulen haben wir Basen aus Stein mit einer Vertiefung oben gefunden, manche haben die Form einer Walze, andere turbanartige Verzierungen. Runde Steinsäulen werden wohl später zum Festwalzen der Erd- und Lehmschicht auf den flachen Dächern benutzt worden sein, wie es die Eingeborenen auch heute noch nach jedem stärkeren Regen machen.

Auch Stücke einer vierzehnseitigen Säule entdeckten wir. Allerdings glaube ich nicht, daß sie für ein Gebäude bestimmt war, sondern sie trug den großen Sonnenadler. Weiter fanden wir mehrere Kapitelle mit Ornamenten von fallenden Blättern, ganz in der Art wie bei dem Riesenvogel. Über die Verwendung dieser Kapitelle gab das bereits erwähnte Hausmodell aus Basalt Aufschluß. Es zeigt genau solche Säulen in Durchgängen und Fensteröffnungen. Die Säule wurde bisher als „hettitische“ Erfindung angesehen. Sie ist altsubaräisches Kulturgut. Architektonisch betrachtet sind auch die Tierkolosse mit den Riesengöttern nichts als Säulen.

Von Steinen zu Kultzwecken seien vor allem Altarsteine der verschiedensten Art genannt. Die schönsten kommen in großer Anzahl vor. Sie sind zehn bis vierzig Zentimeter groß, rechteckig und haben vier

Füße aus Basalt (Tafel 49a, Nr. 4). An der Schmalseite sind sie mit einem oder zwei Stierköpfen geschmückt. Sie gehören zweifellos zum Kult des Teschup, dem ja der Stier heilig war.

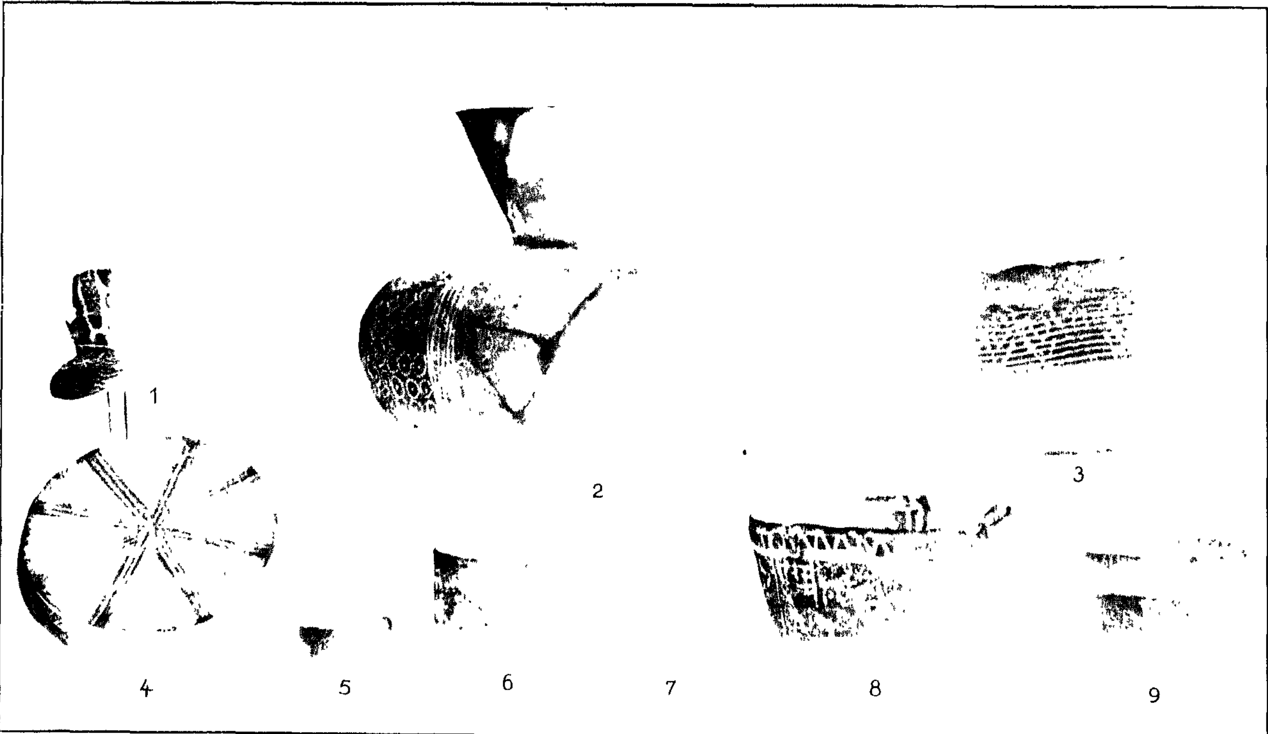
Andere Altäre bestehen aus viereckigen Basaltsteinen ganz in der Art und Größe von Lehmziegeln. Sie haben eine fast halbkreisförmige, schalenartige Vertiefung in einer oberen Ecke. Dieselbe Vertiefung weist das Hausmodell auf, hier mit einem hettitischen Flechtband umgeben. Diese Altarsteine wurden wohl bei der Weihe von Bauanlagen benutzt.

Dreifußschalen und kleine runde Schalen auf hohem, gut gearbeitetem Fuß (Tafel 49a, Nr. 1) sind als Brandopfer- oder Räuchergefäße anzusehen. Zu den ersteren gehört die alte Kalksteinschale in dem Grabschacht unter der großen thronenden Göttin.

Auf Kudurrus (Grenzsteinen) aus Basalt- und Kalkstein sowie auf einem kleinen, viereckigen Kalksteinaltärchen von zehn oder zwölf Zentimeter Höhe ist das Blitzbündel als Teschupemblem angebracht. Eine kleine abgebrochene Stele zeigt eine Reihe Einritzungen von verschiedenen Göttersymbolen.

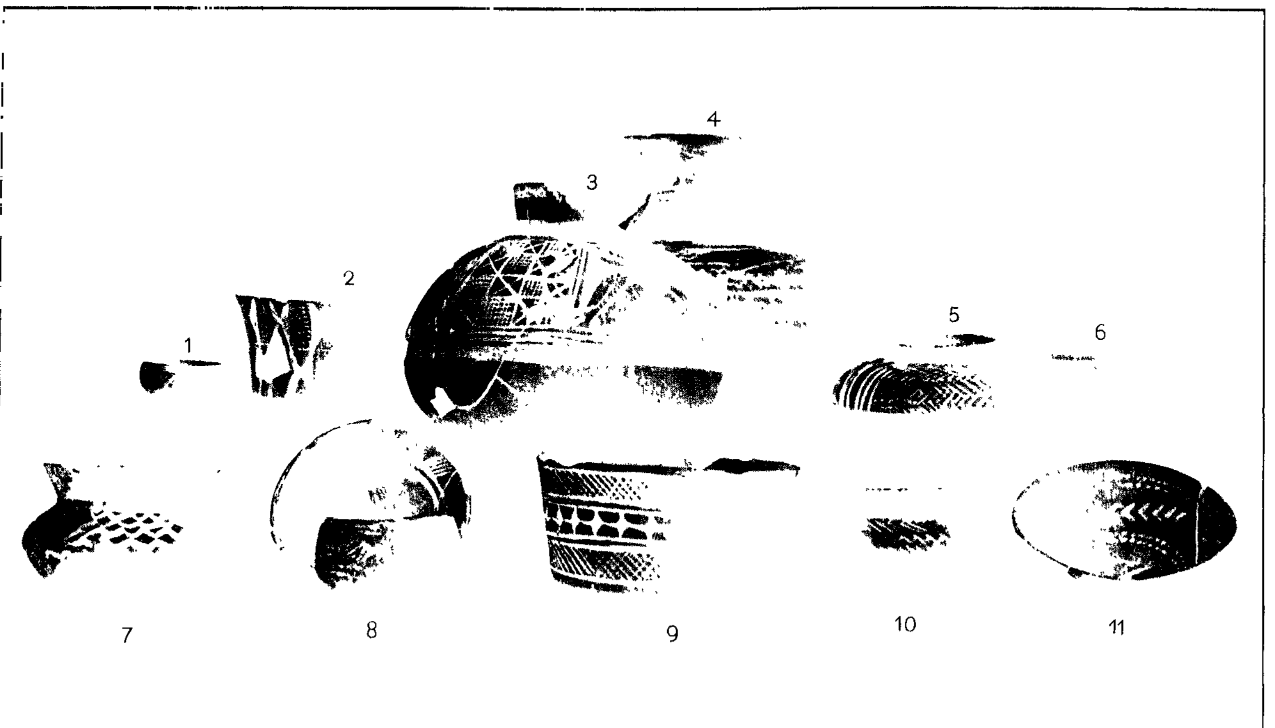
Unsere Ausgrabungen förderten auch Haushaltungs- und Wirtschaftssteine in großen Mengen zutage. In der Buntkeramikschicht fanden sie sich nur in Trümmern, besonders zahlreich und unversehrt waren sie in der Kapara- und Guzanaschicht. Es sind Schalen (Tafel 49a, Nr. 5), Schüsseln und Teller, Mörser und Reibmühlen mit Stampfern (Tafel 49a, Nr. 3) in allen Größen und Arten, rundliche Werkzeuge aus verschiedenem Gestein, augensichtlich zum Polieren von Keramik oder skulptierten Steinen bestimmt, Gewichtssteine — darunter auch aus dem späteren Assyrien bekannte Steine in Entenform (Tafel 49a, Nr. 6), bei denen Hals und Kopf auf einem rechteckigen, nach oben abgerundeten Stein dargestellt sind —, andere Gewichtssteine in Form von Halbkugeln mit Ornamenten und endlich einzelne durchbohrte Steine, die als Gewicht für Webstühle gedient haben.

Sehr zahlreich sind Mühlsteine, vor allem in Brotform. Sie haben in der Längsrichtung meist eine tiefe Rille, in die ein Holzstab paßte, mit dem der obere Stein auf einem flachen Stein darunter gerieben wurde. Es gab auch runde Mühlsteine. Sie haben in der Mitte einen Zapfen, der auf den zweiten Stein paßt. Dieser hat an der Seite



Buntgefäße der ältesten Zeit (1/5 nat. Größe).

1) Oberteil eines Kruges. 2) Großer Krug, Unterteil mit Boden fehlt. 3) Nachahmung eines Korbes. 4) Stülpdeckel. 5) Lampe. 6) u. 7) Verschiedene Becher. 8) Teil eines Napfes mit Pferde-, Wagen- und Menschendarstellungen. 9) Becher mit Kreuzmustern.



Buntgefäße der ältesten Zeit (etwa 1/5 nat. Größe)

Verschiedene Näpfe: 1), 2), 6), 8), 9); Große Krüge: 3), 4); Kleine Büchse: 5); Becher: 7), 10); Teller: 8) hinten; Schale: 11).

ein Loch, in das ein Holzstab gesteckt wurde, mit dem der Stein auf dem Mühlstein gedreht wurde.

In großen Mengen gruben wir noch eine dritte Form von Mühlsteinen aus, die vielleicht am interessantesten ist (Tafel 49 b). Ein größerer, nur wenig eingewölbter Stein hat verschiedenartige Rillen. Auf ihn kommt ein schwerer, rechteckiger, etwa zehn bis zwölf Zentimeter hoher Stein, der an seiner Unterseite entsprechende Rillen besitzt. Oben in der Mitte hat er einen Schlitz, in den das Korn geschüttet wurde. An den Schmalseiten sind Löcher für kräftige Holzgriffe, mit denen er, vielleicht von zwei Leuten, auf dem unteren Stein hin und her geschoben wurde. Solche Mühlen kenne ich aus andern mesopotamischen Fundstellen nicht.

Auch eine Reihe von Kalksteinplatten mit viereckigen Einritzungen oder mit regelmäßigen Löchern wurde gefunden. Es sind Brettspiele, ähnlich denen aus Ur und später aus Assyrien. Vielleicht gehören zu ihnen die zahlreichen Fußknöchelchen von Hammeln, auf die wir immer wieder bei der Grabung stießen.

Größere Steinplatten ohne oder nur mit wenig Skulptur in den Zimmern von Wohnhäusern haben sicher zu Badezwecken gedient.

Einige seltene Geräte aus Alabaster, Schminktöpfchen, Schalen, Teller und kleine Deckelflaschen sind wahrscheinlich eingeführt.

Die Türangelsteine, Schleuderkugeln, Keulenknäufe und Haushaltungssteine sind mehr oder weniger als zeitlos zu betrachten. Viele sind sicher gleichaltrig mit den Steinbildern der Buntkeramikzeit und wurden dann später weiterbenutzt, wie die Eingeborenen sie noch heute verwenden, falls sie ihrer habhaft werden.

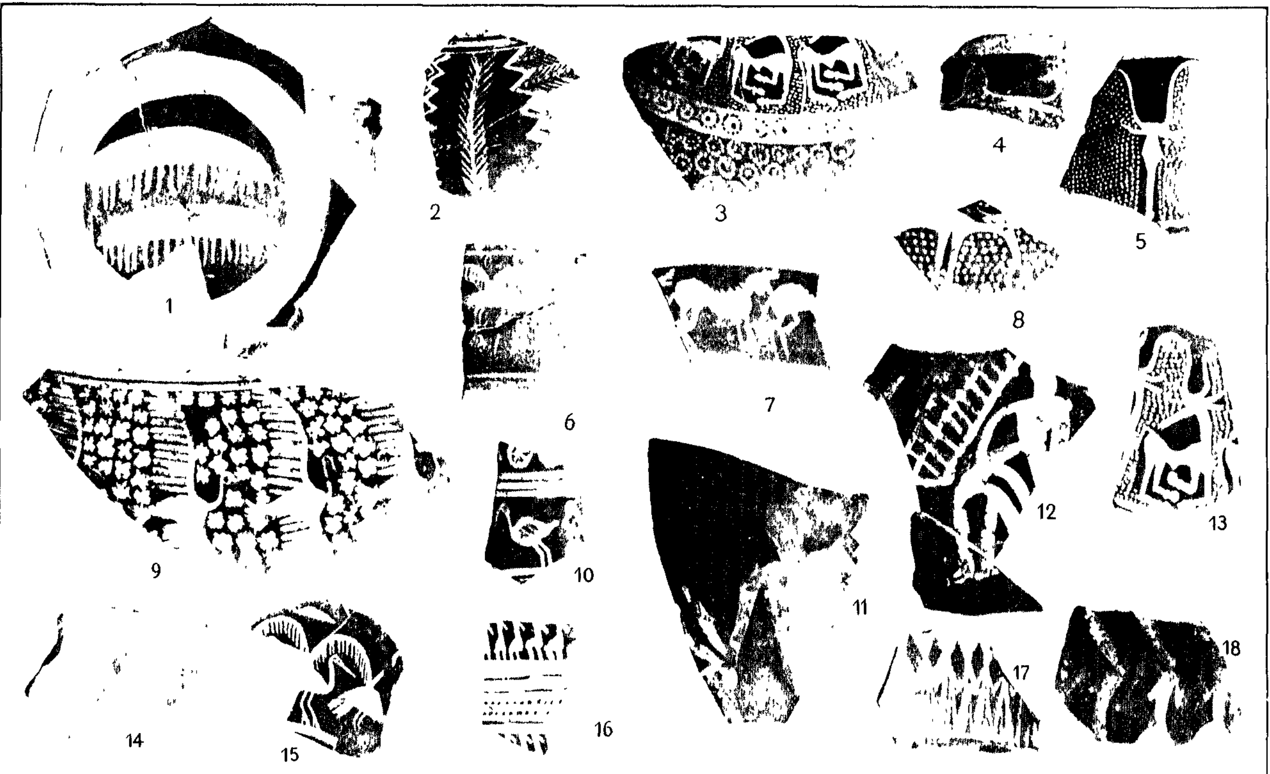
Keramik

Töpferware bildet den wichtigsten Teil der Kleinfunde des Tell Halaf. In allen Schichten fanden wir Töpfe und Scherben in vielen Tausenden. Das ist sicher darauf zurückzuführen, daß der Boden ausnehmend guten Rohstoff für Töpferware geliefert hat. Schon auf der Oberfläche fanden sich Scherben aller Art in großen Mengen. Es erklärt sich dieses folgendermaßen:

In unserer Gegend gibt es eine Springmausart, die ihre Nester in schrägen Röhren baut, die sie tief in die Erde, oft bis zum lebenden Fels hinab gräbt. Hierbei bringen die Tiere Scherben, Obsidian, Feuerstein und andere kleinere Gegenstände aus den tiefsten Schichten an die Oberfläche. So kann man fast regelmäßig aus den Sachen, die auf der Oberfläche eines Hügels liegen, darauf schließen, was er in den Schichten von alten Niederlassungen birgt. Umgekehrt verwirren die Springmäuse den Ausgräber oft, ehe er sich eingehender mit seinem Arbeitsgebiet beschäftigt, denn sie schaffen kleinere Gegenstände durch die Röhren auch nach unten, so daß der Eindruck entsteht, daß jüngere Sachen auch in älteren Schichten vorkommen.

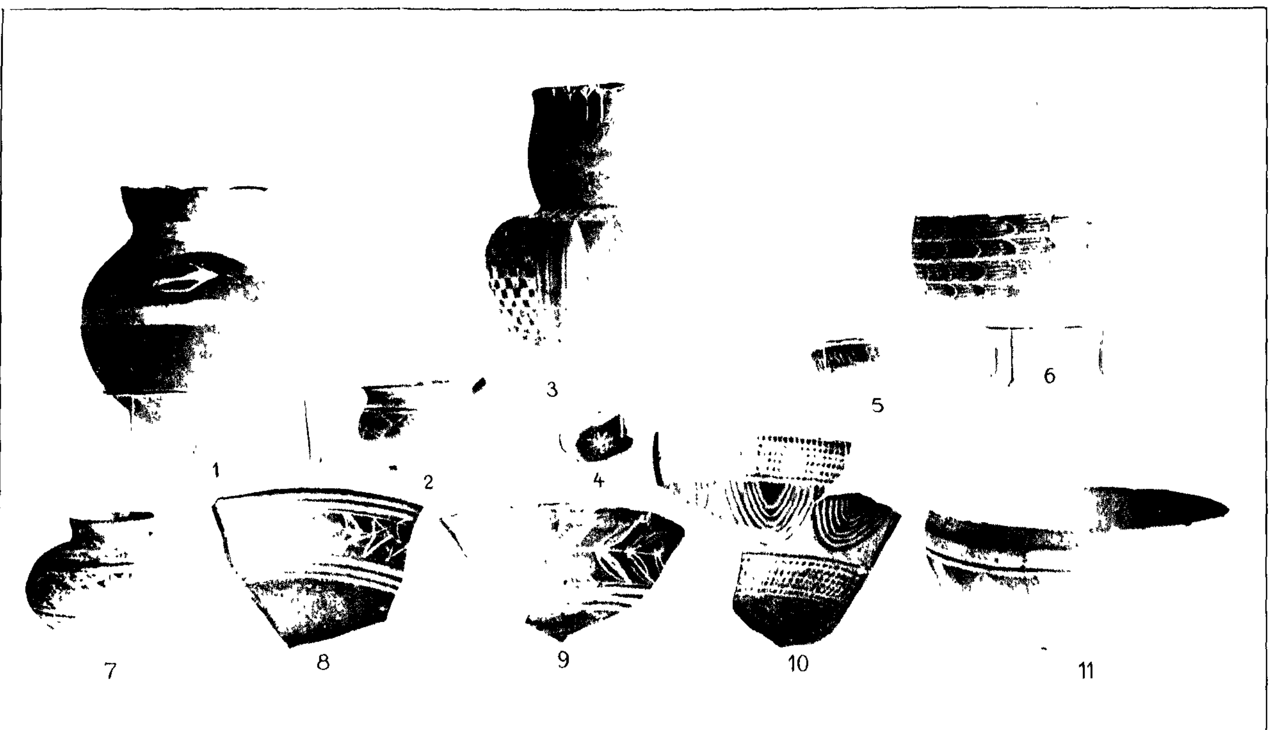
Schon bei der Entdeckung des Tell Halaf fiel es mir auf, daß im Gegensatz zu allen andern Ruinenhügeln in weiter Umgebung besonders viel Buntscherben dalagen. Abgesehen von den Grabungen zur Aufdeckung der Bauten, haben wir an vielen Stellen des Burghügels und des Stadtgebietes mehrere Meter breite runde Schächte, die wir „Jungfernbrunnen" nannten, bis zum lebenden Fels getrieben, um zu untersuchen, was die einzelnen Schichten enthielten. Das Ergebnis war immer das gleiche. Die unterste Schicht zeigte eine handgemachte, schwarze, rote oder graue, meist polierte Ware, oft mit einfachen Handhaben in Form von Buckeln, unten rund oder mit Flachfuß. Die Gefäße kommen auch unpoliert vor und sind vielfach vom Feuer angeschmaucht. Dies ist die eine Art prähistorischer Keramik (Tafel 50), die auch weit in die zweite, die eigentliche Buntkeramikschicht hinaufreicht. Ich habe davon auch einige Stücke auf dem Djebelet el Beda gefunden. Die zweite ganz alte Töpferware ist auch prähistorisch, teils handgemacht, teils auf einer Töpferscheibe gedreht. Sie besteht aber aus einem ganz andern Ton, der meist hellgelb oder rötlich ist. Sie ist härter gebrannt als die vorige, überwiegend dünnwandig, selten einfarbig und meist schön bemalt (Tafel 51—54, Bunttafel I, II).

Die Frage muß einstweilen noch offen bleiben, ob die Träger der vorgeschichtlichen einfarbigen Töpferware des Tell Halaf zu derselben Rasse gehörten wie die Verfertiger der Buntkeramik. Auf der einen Seite erscheint es möglich, daß die Buntkeramik auf dem Tell Halaf selbst oder von gleichrassigen andern Leuten erfunden worden und die Fortentwicklung der einfarbigen Töpferware gewesen ist. Auf der



Buntscherben der älteren Zeit mit naturalistischen Darstellungen (etwa 1/3 nat. Größe).

1) Kamm-Muster. 2) Zweigmuster. 3), 13) Liegende Huftiere mit den Beinen unter dem Leib. 4), 5) Stilisierter Stierkopf. 6) Vogel im Abflug. 7) Pferde mit kurzer Mähne. 8) Huftier. 9) Fliegende Vögel. 10), 14), 15) Reiher. 11), 12), 17) Menschen. 16) Tiere im Gänsemarsch. 18) Menschen mit Vogelnasengesichtern (?).



Buntgefäße der jüngeren Zeit (*etwa 1/5 nat. Größe*).

1) Kugelgefäß mit Schwalben oder fliegenden Fischen. 2) Napf mit Saugröhre. 3) Krug mit geschweiftem Hals. 4) Kleiner Teller. 5) Napf. 6) und 11) Schalen. 7) Büchse. 8), 9), 10) Ränder von Schalen und Näpfen mit Innenmalerei.

andern Seite könnte angenommen werden, daß die Träger der einfarbigen Keramik einer andern, hier noch vor den Buntkeramikleuten bodenständigen Rasse angehörten. In diesem Falle wäre die Entstehung der Buntkeramik einer erobernden Einwanderungsschicht zuzuschreiben, durch die eine neue Zeit auf dem Tell Halaf angebrochen sein würde, in der zunächst noch die einfarbige Töpferware neben der Buntkeramik beibehalten, dann aber ganz zugunsten der Buntkeramik aufgegeben worden wäre.

Erst meine späteren Ausgrabungen werden hierüber für den Tell Halaf, wie ich hoffe, Aufklärung bringen. Es erscheint mir aber wichtig, daß auch an andern Ausgrabungsstätten in Mesopotamien und seiner Umgebung, an denen bereits vorgeschichtliche Buntkeramik gefunden wurde, dieser Frage nachgegangen und festgestellt wird, ob sich nicht auch dort eine ähnliche einfarbige Töpferware wie auf dem Tell Halaf unter der Buntkeramik findet und in welcher Beziehung sie zu der dortigen ganz alten bemalten Keramik steht.

Einstweilen glaube ich noch dem Gedanken zuneigen zu müssen, daß die einfarbige, dicke vorgeschichtliche Töpferware von den Leuten derselben einheimischen Rasse gefertigt worden ist, die später die verfeinerte und zum größeren Teil auch anders geformte Buntkeramik erfunden haben.

Professor Hubert Schmidt, wohl der berufenste Fachgelehrte, der die Tell-Halaf-Keramik bearbeitet, ist zu dem Ergebnis gekommen, daß im ganzen alten Orient nur auf dem Tell Halaf alle einzelnen Stufen der Entwicklung der Buntkeramik vorkommen. Die ältesten Arten zeigen eine reiche Glanz- oder Firnismalerei. Der Boden der Gefäße ist fast immer flach oder rund. Ringfüße sind außerordentlich selten. Die Künstler der Buntkeramik besaßen eine große Fertigkeit, mit dem Fingernagel oder einem Griffel aus Stein oder Holz Einritzungen und reihenweise Vertiefungen anzubringen. Ja, vollkommene Nachbildungen von Korbgeflecht (Tafel 51, Nr. 3) kommen vor, ferner finden sich aufgesetzte Buckel und Schnürösen. Seltener sind aufgesetzte Figuren, so eine nackte Frauengestalt außen am Rand eines Gefäßes.

Die Formen der Gefäße und ihres Schmucks sind unerschöpflich. Es gibt alle Größen von den allerkleinsten Schalen und Töpfchen bis

zu riesengroßen Gefäßen. Vereinzelt haben sie Ausgußrohre. Eine Reihe von Kugelgefäßen besaß zwei oder drei Hälse.

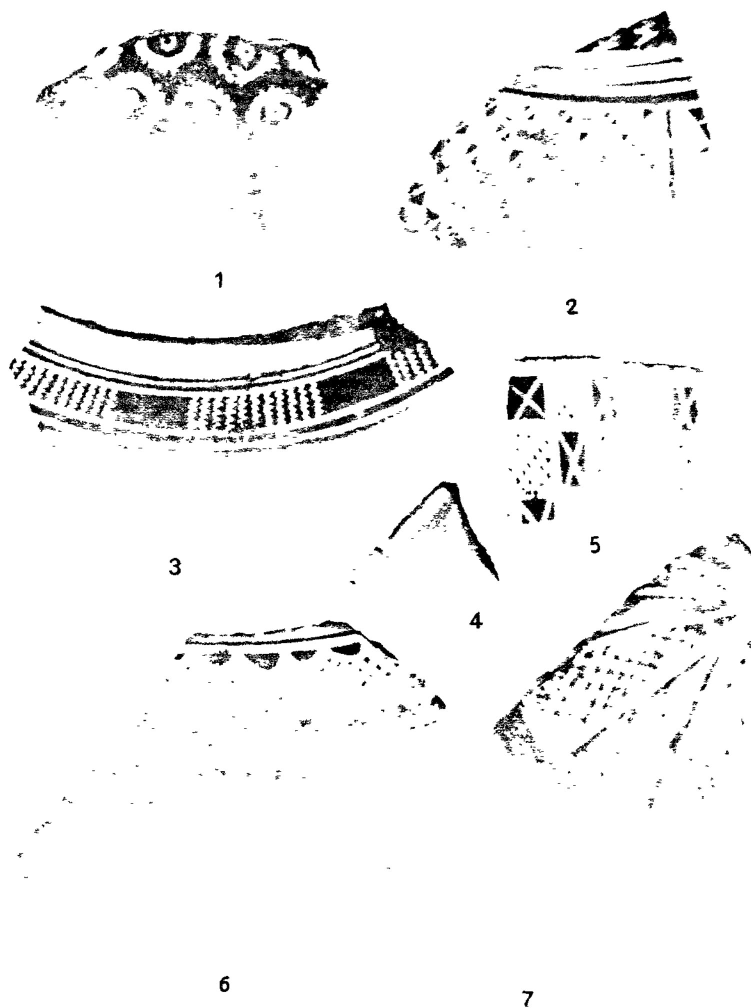
Bei der Bemalung überwiegen geometrische Muster (Bunttafel I, II, Tafel 51—54). Aber auch Tiere (Tafel 53) sind häufig. Vor allem werden Vierfüßer, namentlich Stiere oder Gazellen, dargestellt, liegend oder halbliegend mit den Beinen unter dem Körper. Für die Bestimmung des Alters der Steinbilder ist es wichtig, daß dieser Vorwurf auch auf einer Reliefplatte vorkommt. Der Kopf ist sehr einfach dargestellt, oft im Profil nach rückwärts schauend, während die Hörner en face stehen; oft sind die Tiere in Reihen hintereinander angeordnet, und zwischen ihnen finden sich alle möglichen Punkt- oder Strichmuster zur Ausfüllung des Raumes.

Man sieht fliegende Vögel mit weit ausgebreiteten Schwingen, Vögel im An- oder Abflug, weidende Herden, Schlangen, giftige Hundertfüßler, Heuschrecken und dergleichen. Wohl nur durch Zufall ist bisher kein Skorpion gefunden worden. Ich habe bereits erwähnt, daß auch Pferde auf der Buntkeramik wiedergegeben sind. Häufig ist der Stierkopf vertreten, als Symbol des Hauptgottes des Tell Halaf, des Teschup. Er kommt in allen möglichen Abwandlungen, neben- oder übereinander in Reihen vor.

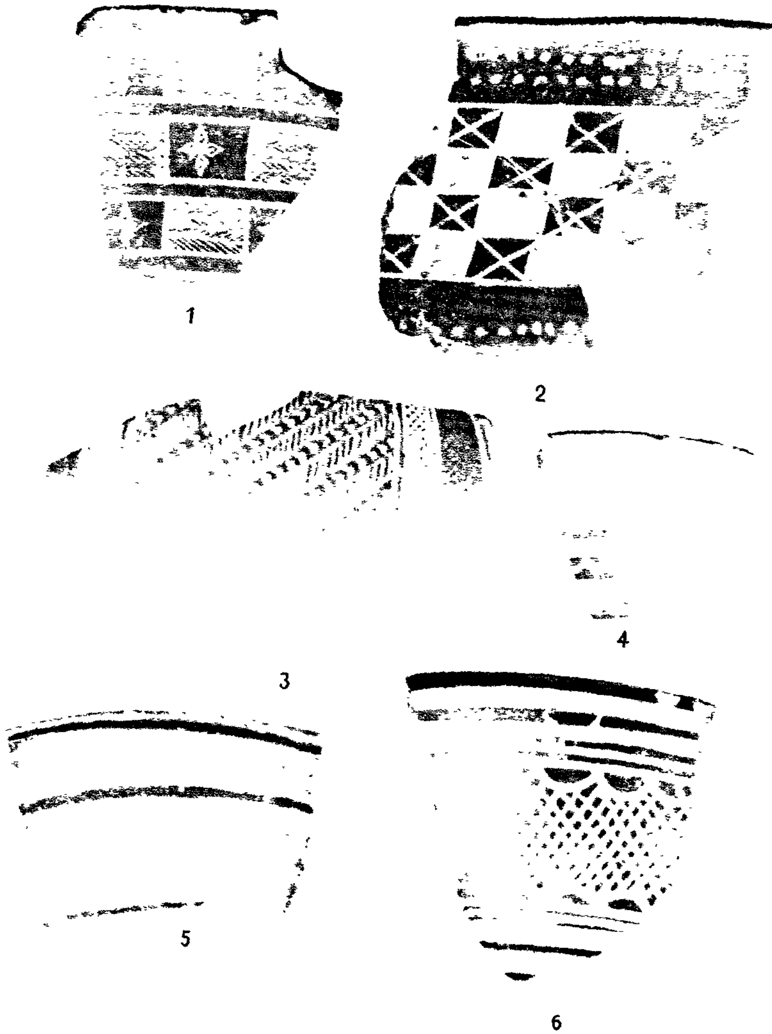
Viel primitiver sind die Menschen wiedergegeben. Wir finden lange Reihen, mit den Händen sich fassend, tanzend oder in Hockerstellung. Auf einem Topf (Tafel 51, Nr. 8) sehen wir Menschen mit emporgehobenen Händen, ähnlich wie sie in Südmesopotamien unter der sumerischen Schicht, in Susa sowie in Westpersien gefunden worden sind. Auf diesem Topf ist ein Wagen mit zwei Insassen abgebildet. Das große Rad hat acht Speichen. Die Pferde sind klein — und zwar umgekehrt — übereinander vor den Wagen gesetzt, wie wir dies auf kappadokischen Siegelabdrücken des 3. Jahrtausends beobachten können.

Eine Schale zeigt den Butmbaum in derselben Art wie die kleinen Orthostaten. Sehr merkwürdig ist ein Kugelgefäß der Verfallzeit (Tafel 54, 1), auf dem Tiere, fliegende Fische oder Schwalben, innerhalb von Halbkreisen in freiem Raum und dazwischen Pfeile erscheinen.

Die erste Gruppe unserer Buntkeramik entspricht zeitlich der ersten Schicht von Susa, die zweite Gruppe hat viel Gemeinsames mit der zweiten Schicht von Susa, bei der auch Gefäße vorkommen, die nicht



Buntscherben mit geometrischen Mustern in Zweifarbentechnik
(etwa 2/3 nat. Größe)



Buntscherben mit geometrischen Mustern in Zwei- und Dreifarbentechnik
etwa 2/3 nat. Größe.

nur einfarbig, sondern in mehreren Farben bemalt sind. Die dritte Gruppe, die Verfallzeit, verwendet keine Glanzmalerei mehr, die Farben sind matt oder stumpf, neue Gefäßformen tauchen auf.

Die Buntkeramik des Tell Halaf bereitet wahre Freude. Es ist erstaunlich, mit welcher Kunstfertigkeit immer neue Abwandlungen der Gefäßformen und der Muster geschaffen wurden. Die Töpfchen sind manchmal dick, manchmal trotz der Größe so fein wie Karton. Bis heute ist es nicht gelungen, die Technik der Bemalung nachzuahmen.

Die Firnisbemalung hat vielfach infolge ungleichen Brennens eine wechselnde Färbung angenommen. So kommt es, daß oft dasselbe Gefäß auf der einen Seite dunkelbraun oder schwarz, auf der andern rot bemalt erscheint.

Leider sind gerade in der Buntkeramikschicht bis jetzt verhältnismäßig wenig ganze Gefäße zutage gekommen, was nicht nur auf das jahrtausendelange Liegen im Erdboden, sondern auch darauf zurückzuführen ist, daß die neuen aramäischen Herren den Tell Halaf durchwühlt haben, als sie die Oberfläche einebneten, um ihre neuen Paläste zu bauen. Wenn ich, wie ich hoffe, noch Friedhöfe der ältesten Zeit finde, werden sicher auch mehr Buntgefäße zutage kommen, die gut erhalten sind.

Die nächste Gruppe unserer Keramik nennt Professor Hubert Schmidt die Keramik der Kaparazeit nach Art der babylonisch-assyrischen (Tafel 55). Sie zeichnet sich durch Wackelböden, Spitzkugeln und Warzenböden aus und ist sehr formenreich: wir haben Teller, Schalen, Näpfe, Flaschen, Becher und Standringe aus Ton. Hin und wieder ist sie auch mit einfachen geometrischen Mustern bemalt (Tafel 55, Nr. 1, 9), meist mit einer rötlichen, ins Violette spielenden Farbe. Auch sie ist häufig sehr dünnwandig und fein. Wir fanden reizende kleine Becher in wunderhübschen Formen mit Reihen von Einbuchtungen zur Verzierung oder zum besseren Festhalten (Tafel 55, Nr. 5). Zu dieser Keramik gehören auch rot polierte Sachen, so kräftige Dreifußschalen.

In die Kaparazeit ist auch der große Altar vor dem Tempelpalast mit emaillierten Mustern zu versetzen. Wie bereits hervorgehoben, ist bemerkenswert, daß die geometrisch gemusterten Bänder wie Mosaik aus einzelnen Stücken und noch nicht aus größeren Fliesen

bestehen, in denen die Muster eingezeichnet sind. Gebrannte Ziegel kommen übrigens sonst außerordentlich selten bei uns vor.

In dem ersten Breitraum des Tempelpalastes wurde eine Anzahl von Ziggatus gefunden, d. h. Zierknäufen für die Wände, die teils glasiert, teils unglasiert waren, ganz ähnlich den bekannten assyrischen. Auch sonst zeigt die Keramik Kaparas viele Ähnlichkeiten mit der Töpferware aus dem Ausgang des 2. Jahrtausends, die in Assur gefunden worden ist.

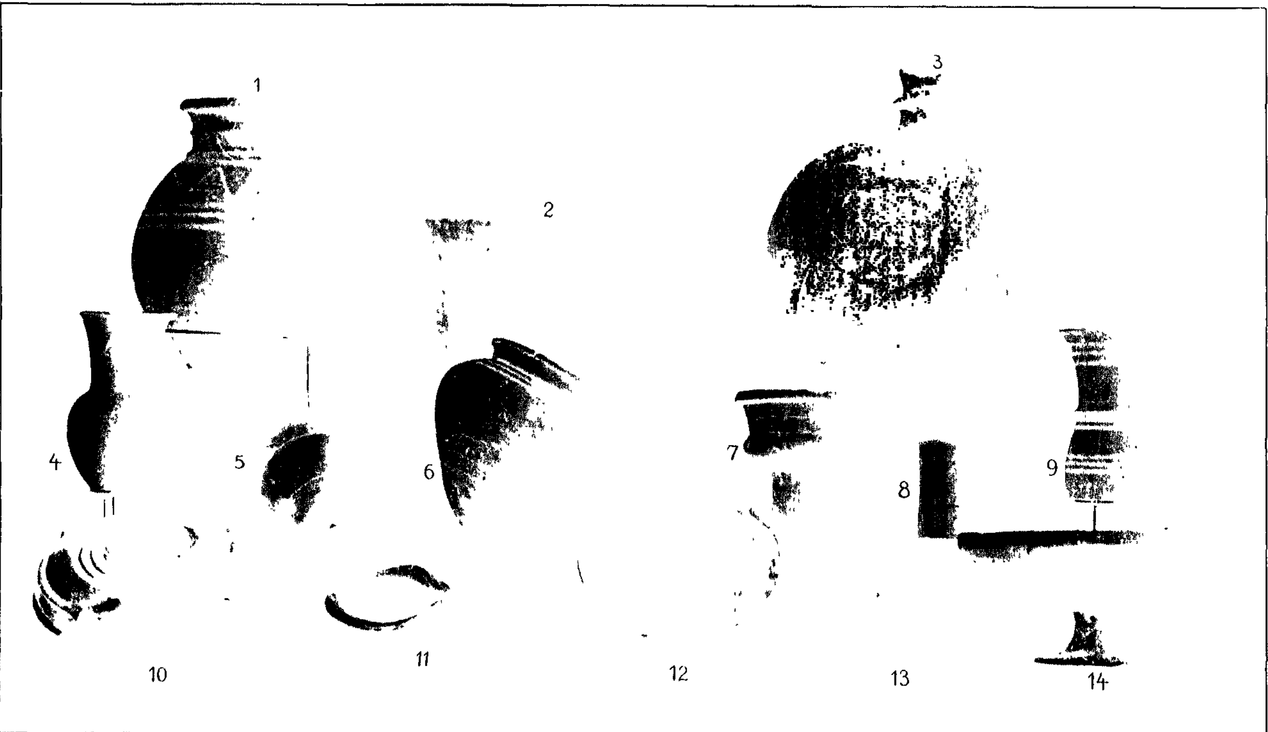
Auch die hellenistische Schicht war reich an Töpferware. Wir fanden in einem Weinkeller über dem Wohnpalast Kaparas eine ganze Anzahl Rhodos-Weinamphoren mit Stempeln, die unter anderem auch den Namen des byzantinischen Eponymen tragen, so daß diese Stempel als eine Art Etiketten gelten können, die den Jahrgang angeben. Wein wurde also von den griechischen Inseln bis hierher gebracht.

Auch in der Keramik der früheren Zeiten fanden wir Stücke, die nachweisbar eingeführt worden sind. In der Buntkeramik stammen sie aus Samarra, in der Kaparaschicht sind es glasierte Gefäße aus Assur, ein Beweis, daß früher ausgedehnte Handelsbeziehungen bestanden haben. Über welche Entfernungen schon im Altertum Gegenstände aus einem Lande in das andere wanderten, ergibt sich daraus, daß man im Bernsteingebiet Ostpreußens ein „hettitisches" Bronzeidol gefunden hat. Ich selbst habe in Köln einen großen babylonischen Ziernagel (Ziggatu) mit Keilschriftzeichen aus einem gerade ausgehobenen Grab eines römischen Legionärs erworben, den der Tote aus dem Zweistromlande, wohl als Amulett, nach meiner rheinischen Heimat gebracht hatte.

Ein ganzes hellenistisches Tonwarenlager entdeckten wir über dem Kaparapalast. Es beweist, daß auch in dieser späteren Zeit dank guten Rohstoffes das Töpfergewerbe blühte.

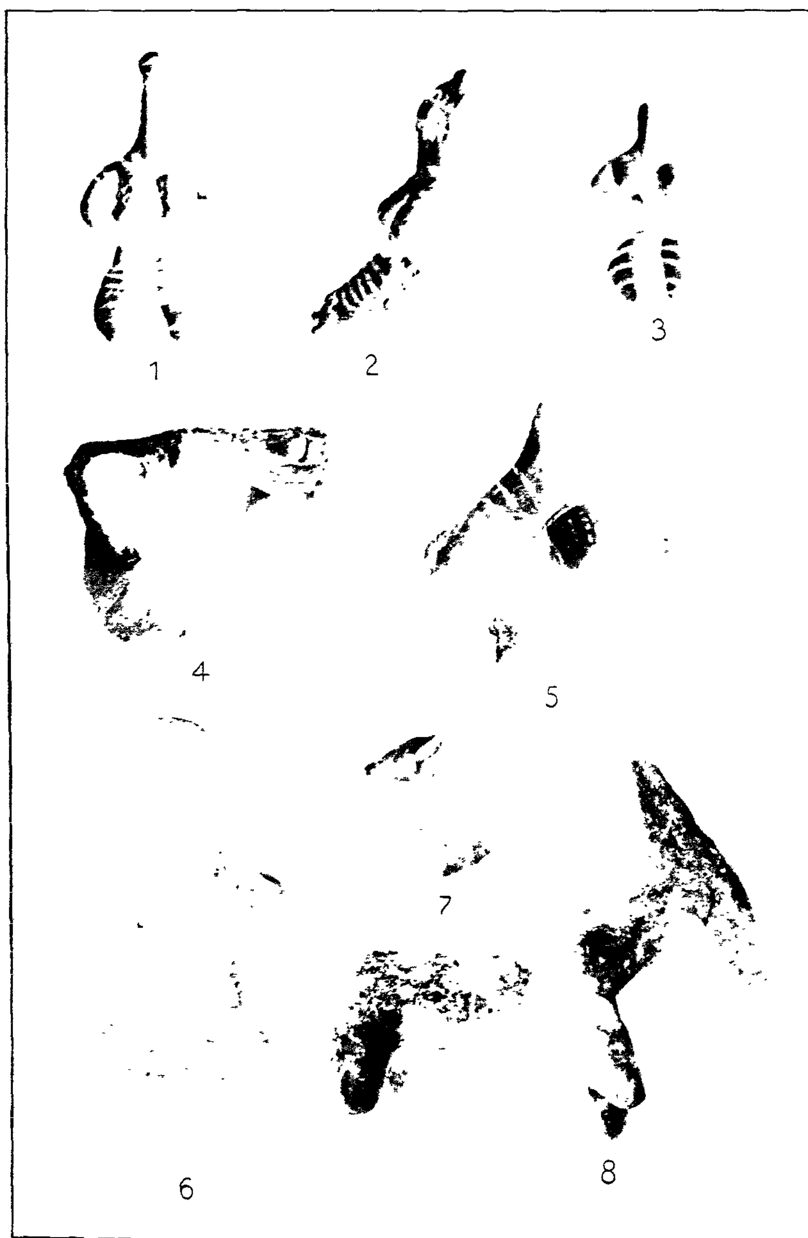
Eine besondere Gruppe der Keramik unseres Tell Halaf bilden Lampen in verschiedenen Formen. In der ältesten Zeit waren sie schalenförmig und hatten an einer Seite eine Ausbuchtung, wohl zur Aufnahme des Dochtes. In der Kaparaschicht und in der assyrischen überwiegen Tüllenlampen (Tafel 55, Nr. 13).

Großkeramik ist mit verschiedenen Vorratsgefäßen aus der Kapara-, vor allem aber aus der jüngsten Guzanazeit vertreten. Auch



Töpferware der Kaparazeit nach Art der babylonisch assyrischen Keramik *(etwa 1/6 nat. Größe)*

1) Krug mit einfacher Bemalung. 2) Dreifußschale aus dem Grabturm, rot gefärbt und poliert. 3) Kanne in Fonnenform. 4—6) Spitzbodengefäße. 7) Becher mit hohem Fuß. 8) Zylinderförmiger Becher. 9) Becher mit aufgemalten Streifen. 10) Schwarze Schale nach Art der Steinschalen. 11) Kleeblattlampe. 12) Omphalosschale, rot gefärbt. 13) Tüllenlampe. 14) Schale mit Fuß aus dem Grabturm.



Terrakotten.

Bemalte hockende Frauen (1 und 2) mit Schopf, Gesichtsschleier und Gewand (83 mm hoch), (3) ohne Schopf (60 mm hoch); (5) Oberteil mit Arm um die linke Brust und warzenartigen Aufsätzen am Oberarm (73 mm hoch). (6) Stehendes Idol mit Zopf, Rückseite (106 mm hoch). — Bemalte Stierköpfe. (4) (73 mm hoch); (7) (40 mm hoch). — (8) Stier (?) ohne Bemalung (88 mm lang).

in der Buntkeramikschicht kommen bemalte Riesengefäße vor. So konnten wir einen Topf von 45 Zentimeter Höhe und 50 Zentimeter Breite zusammensetzen. Späte Hockersarkophage, ganz nach assyrischer Art, wurden bereits erwähnt.

Unsere Ausgrabungen förderten auch Terrakotten aus allen Zeiten zutage (Tafel 56). Von größtem Interesse sind kleine Statuetten von 5—8 Zentimeter Höhe aus der Buntkeramikschicht. Es handelt sich um hockende Frauen mit angezogenen Knien (Tafel 56, Nr. 1, 2, 3). Die Taille ist schlank, Becken und Schultern sind breit, die Brüste zum Teil gut geformt, aber viel zu stark. Die Arme liegen meist unter den Brüsten, Hände und Füße sind kaum angedeutet. Als Kopf ist die Verlängerung des Halses einfach mit den Fingern zusammengedrückt. Das so entstandene flache Gebilde erinnert an die alten Vogelnasengesichter unseres Djebelet el Beda und altsumerischer Siegelzylinder. Eine Verlängerung des „Kopfes" soll einen Schopf andeuten, dessen Haarlocken vereinzelt bis auf den Rücken der Figuren hinabreichen. Einzelne Statuetten sind mit parallelen braunen Streifen geschmückt, die den Körperformen folgen und auf der Brust nach vorn geführt sind. Professor Hubert Schmidt sieht mit Recht in dieser Bemalung die Andeutung einer Bekleidung. Punkte und Linien im Gesicht sollen die Augen und den Schleier darstellen. Die Einziehung der Taille und die große Breite des Beckens ist typisch. Wir finden Ähnliches bei ganz alten ägyptischen Tonfiguren aus Nilschlamm, bei einer 16 Zentimeter hohen Statuette aus Sesklo in Thessalien, bei der Figur an dem bemalten Stuckfries eines archaischen Ischtartempels in Assur und bei einer Asphaltstatuette aus Susa, von der nur noch der Oberkörper mit Brüsten, Taille und Hüften erhalten ist. Die größte Verwandtschaft haben unsere Terrakotten mit den stehenden Nacktstatuetten in der gleichfalls mit Buntkeramik untermischten Schicht von Ur, die unter den sumerischen Schichten liegt. Diese Nacktstatuetten haben ausgesprochene Vogelnasengesichter mit aufgesetzter Perücke; eine hat den eingequetschten Kopf; auch hier sind die Brüste stark betont und die Figuren teilweise bemalt. Sogar dieselben warzenförmigen Aufsätze an den Oberarmen wie in Ur finden sich bei einer Figurine auf dem Tell Halaf (Tafel 56, Nr. 5).

Neben den hockenden Frauenfiguren fanden wir auch einige wenige

nackte stehende oder liegende Frauen. Sie kommen im ganzen Vorderen Orient vor. Die Hände liegen auf der Brust, die Taille ist eng, sie sind vielfach absichtlich ohne Kopf, Hände und Füße. Bei einzelnen sind Augen und Brustwarzen aus kleinen Tonkügelchen eingesetzt.

Ein einziges Mal kommt in der Buntkeramikschicht eine etwa fünf Zentimeter große, sehr dicke Frau aus schwarzem Stein in hockender Stellung mit hochangezogenen Knien vor, die sehr an die paläolithischen Venusfiguren erinnert.

Schließlich finden sich auf dem Tell Halaf auch einige wenige männliche Terracottastatuetten, ferner viele Tierdarstellungen aus gebranntem Ton (Tafel 56, Nr. 4, 7, 8), so Schlangen- und Vogelköpfe, vielfach auf sehr langem Hals. Am häufigsten ist unter den Tieren der Stier vertreten, teils bemalt, teils unbemalt, ähnlich alten sumerischen und elamischen Figuren. Stierköpfe aus gebranntem Ton finden sich häufig als Gefäßgriffe.

Kulturgeschichtlich bedeutungsvoll sind in unserer Buntkeramikschicht Wagenmodelle aus gebranntem Ton. Sie haben Räder mit aufgemalten Speichen und am Vorderteil der Wagenplatte hohe Schildwände mit einer doppelten Durchlochung. Sie sind den Wagen vom Ischtartempel in Assur sehr ähnlich.

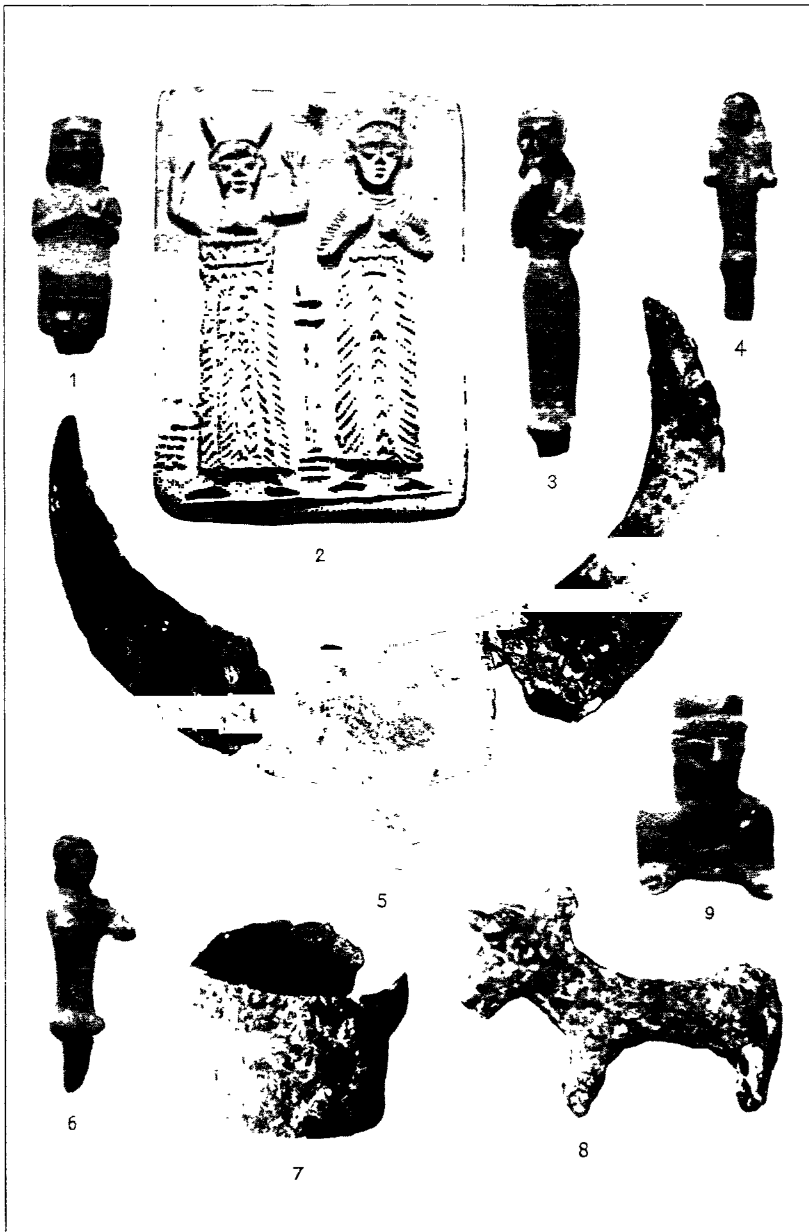
In der Kaparaschicht fanden wir Spielzeuge aus gebranntem Ton, die in einen langen, schlanken Hals mit Vogelköpfchen ausgingen. Die Kugeln waren hohl und enthielten ein Steinchen zum Klappern.

Sehr interessant ist ein füllhornartiges Gefäß aus Ton. Sein geschlossenes Ende zeigt einen Löwenkopf mit eckig angelegten Lippen, ganz ähnlich denen der Riesenlöwen im Durchgang des Tempelpalastes. — Aus der Guzanaschicht stammen einige Reiterfigürchen rohester Art, bei denen die Beine aus einfachen Stangen bestehen, wie wir sie aus assyrischen und vor allem neubabylonischen Fundstätten kennen*.

Kupfer, Bronze und Eisen

An Kupfer- und Bronzegeräten ist der Tell Halaf verhältnismäßig reich gewesen. In der Nähe, in den Kurdischen Bergen bei Diar-

* Im übrigen sei auf Anhang IV „Zu den Kleinfunden" hingewiesen, wo Prof. Hubert Schmidt insbesondere die Keramik ausführlich systematisch behandelt.

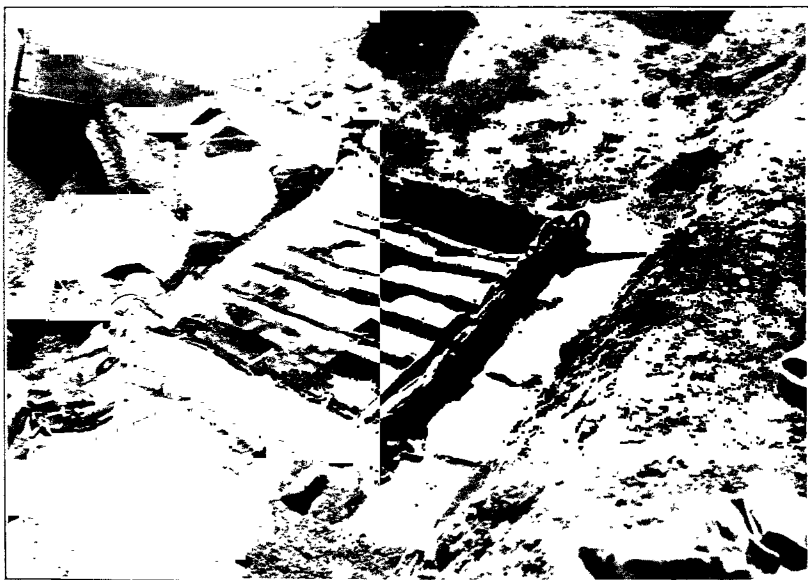


Bronzegegenstände.

Idole aus dem Kultraum: 1 (50 mm, 3 (74 mm, 4 (50 mm, 6 (55 mm, 9 (42 mm hoch). 2 Abdruck einer Kupfermatrize mit Teschup und Hepet (85 mm hoch). 5 Halbmondstandarte aus dem Tempelpalast (zwischen den Spitzen 250 mm breit). 7 Becher aus dem Grabturm (70 mm hoch). 8 Stier (94 mm lang).



a Steinperlenkette (etwa 1/3 nat. Größe).



b, Herdwagen oder Mangal aus Bronze und Eisen.

bekir, liegen, wie bereits erwähnt, die Kupferminen von Arghana-Maden. Nach dort vorgefundenen Inschriften wurden sie schon in der assyrischen Zeit ausgebeutet. Das ist aber sicher auch schon viel früher geschehen. Sie gehören noch heute zu den reichsten der Welt und sollen in Kürze durch moderne Abbauweise nutzbar gemacht werden.

In der Buntkeramikschicht sind lediglich kleine, nicht mehr deutbare Reste von Kupfersachen vorhanden. Auch die Metallsachen waren von Kaparas Leuten herausgeholt und weiterverwendet worden. Nur einzelne wenige Bronzestatuetten der alten Zeit konnten in der Kaparaschicht, besonders in dem Kultraum gefunden werden (Tafel 57, Nr. 1, 3, 4, 6, 9). Hier waren sie, ebenso wie die Basaltidole und Perlenketten, unmittelbar vor der Katastrophe vor den Hauptgöttern niedergelegt worden. Sie sind von den Leuten der Kaparazeit fraglos als etwas besonders Heiliges, Altehrwürdiges betrachtet und verehrt worden. Auch hier treffen wir wieder stehende und sitzende Götter und Göttinnen. Sie erinnern an unsere Steinidole, haben aber auch gewisse Analogien mit altsumerischen Bronzestatuetten. Einzelne haben einen Zapfen zum Einsetzen in einen Holz- oder Steinsockel.

Weiter fanden wir Kupferschalen und Geräte der verschiedensten Art, so Punzen und Spachteln zum Aufstreichen von Farbe oder Salben, medizinische Sonden, ferner Kupferschmuck, wie Armbänder, Fibeln, Nadeln, endlich Waffen, kurze Schwerter, Dolche, ein Sichelschwert, Pfeil- und Lanzenspitzen (Tafel 48 b, Nr. 5, 7).

Von besonderem Interesse ist eine rechteckige Kupfermatrize (Tafel 57, Nr. 2), 8½ Zentimeter hoch und 6 Zentimeter breit, die sicher aus dem 3. Jahrtausend stammt. Sie zeigt einen aufrecht stehenden bärtigen Gott mit Stierhörnern und erhobenen Händen sowie eine Göttin mit der Federkrone und an die Brüste gelegten Händen, beide von vorn dargestellt in zottenrockartigen Gewändern. Die Füße sind auswärtsgerichtet. Zwischen den Gottheiten steht ein hoher Opferständer mit aufgesetzter Schale, aus der eine Flamme emporsteigt. Neben dem Gott erkennt man Kugeln, die wohl ein Emblem darstellen, und zwischen den Köpfen einen Stern. Es handelt sich hier gewiß wieder um den Teschup und die weibliche Gottheit. Die Matrize diente sicher zur Anfertigung großer Plaketten aus Metall oder Ton. Auf ihrer Rückseite sind runde Vertiefungen zum Gießen von Metall-

perlen eingelassen. Wir haben auch eine Anzahl anderer kleiner steinerner Gießherde für Metallschmuck gefunden.

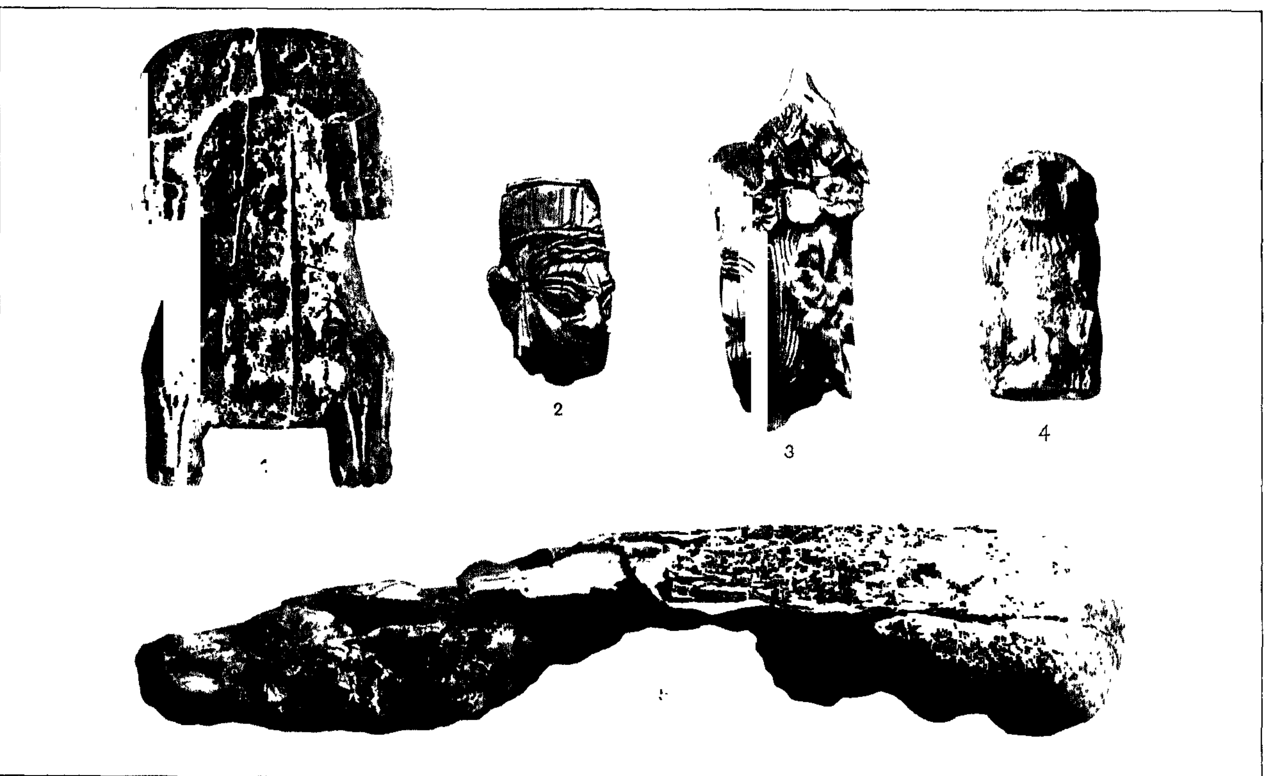
In einem Raum an der Nordostecke des Tempelpalastes lag im Brandschutt ein bronzener Halbmond (Tafel 57, Nr. 5), der zwischen den Spitzen 25 Zentimeter breit ist. Ich nehme an, daß er auf einer hohen Stange auf dem Eckturm im Osten der Tempelpalastfassade aufgestellt war.

Der größte Metallgegenstand ist ein niedriger Wagen aus Bronze (Tafel 58b), den wir unversehrt im Hauptraum des Tempelpalastes fanden. Er ist 1,40 Meter lang, 1,20 Meter breit und einschließlich der Räder 0,20 Meter hoch. Er ruht auf vier kleinen, sechsspeichigen Rädern. Sein Rahmen ist mit einem ziselierten Zinnenmotiv geschmückt. Der Boden ist aus starken Eisenstäben. Zur Zeit Kaparas wurde neben Bronze auch Eisen benutzt. Darauf lag eine Schicht von gebrannten Ziegelstücken, die oben zum Ausgleich der Unebenheiten verputzt war. Wahrscheinlich war der Wagen ein fahrbarer Herd, auf dem die an der Tempelpalastfassade als Opfer geschlachteten Tiere zum Mahle zubereitet wurden. Vielleicht aber war es auch nur ein Kohlenbecken in der Art der heute im Lande üblichen Mangals. Jedenfalls wurde hier das harzhaltige wohlriechende Holz des Butmbaumes gebrannt, das auch wir zum Feuern benutzten. Der Sitz des Königs mit seinen Gästen war sicher in diesem Hauptraum. Auf dem glatten Steinpflaster konnte der Wagen leicht herumgefahren werden.

In der Kapara- und Guzanaschicht gab es eine Reihe von eisernen Geräten und Waffen. Da der Erdboden feucht ist, sind sie stark verrostet und zerfressen.

Schmuckgegenstände

Wie überall und zu allen Zeiten, liebten auch die Frauen des Tell Halaf den Schmuck. Nur die große thronende Göttin hatte keinen. Immerhin hatte sie Löcher in den Ohrläppchen für ein Ohrgehänge. Wir haben gesehen, daß alle andern Frauen auf unsern Steinbildern Schmuck tragen, während dies bei Männern nicht der Fall ist. Dagegen fanden wir bei dem König in dem „Grabturm" aus der Kaparazeit reichen Goldschmuck. Das Fehlen des Schmuckes in der alten Zeit bei



Fundstücke aus Elfenbein.

1) Unterseite eines liegenden Löwen ohne Kopf (67 mm lang). 2) Frauenköpfchen mit aufgelegten Goldplättchen auf den Haarlocken (20 mm hoch). 3) Ein ähnliches Köpfchen von der Seite (35 mm hoch). 4) Hockendes Äffchen (Stabaufsatz, 36 mm hoch). 5) Hirsch mit Geweih auf dem Rücken, Unterseite zerstört (Stockkrücke, 200 mm lang)



Djebelet el Beda: Der Ras el Tell.

Männern ist ein weiterer Beweis dafür, daß die Steinbilder vor der Zeit Kaparas entstanden sind.

In der Buntkeramikschicht haben wir noch keine Original-Schmuckstücke festgestellt, während sie in der Kaparaschicht reichlich vorhanden sind. Der Kultraum war eine große Fundstätte für Schmuck. Hier fanden sich Halsketten mit Perlen der verschiedensten Form und Größe aus allen möglichen Steinen, aus Serpentin, Porphyr, Karneol, Achat, Onyx (Tafel 58a). Die Perlen sind kugel-, zylinder- oder ellipsenförmig, zuweilen nur in rohester Art an den Rändern abgeschliffen. Solche Steine sind oft ein Zentimeter dick. Vielfach fanden sich auch Perlen aus blauer Fritte. Aus diesem Stoff haben wir übrigens in der Kaparaschicht sogar ganze Schalen gefunden, die an geriefte Kupfergefäße erinnern; ferner gab es Augenperlen und Muscheln. Vielfach lagen alle diese Sachen miteinander abwechselnd auf dem Boden, als ob sie an einem Faden aufgereiht gewesen wären. Mitunter waren dazwischen auch uralte Siegelzylinder und Muscheln aufgezogen. Auch heute noch pflegen Beduinen- und Bauernfrauen Halsketten zu tragen, in denen neben modernen Perlen und Münzen alte Siegelzylinder, Perlen aus ganz alter und hellenistischer Zeit und anderes aufgereiht sind.

Der Bronzeschmuck der Kaparaschicht ist sehr vielseitig: Hals- und Armspangen, Fibeln und Ringe kommen besonders häufig vor. — Auf den Goldschmuck werde ich bei den Gräbern einzugehen haben.

Elfenbeinsachen wurden nur in geringer Anzahl gefunden. Das bedeutendste Stück ist ein 20 Zentimeter langer, leider stark verwitterter Hirsch (Tafel 59, Nr. 5), dessen Geweih über dem Rücken liegt und dessen Beine mit aneinandergelegten Hufen dicht unter den Körper angezogen sind. Vielleicht war es die Krücke eines Stockes oder Zepters für einen König.

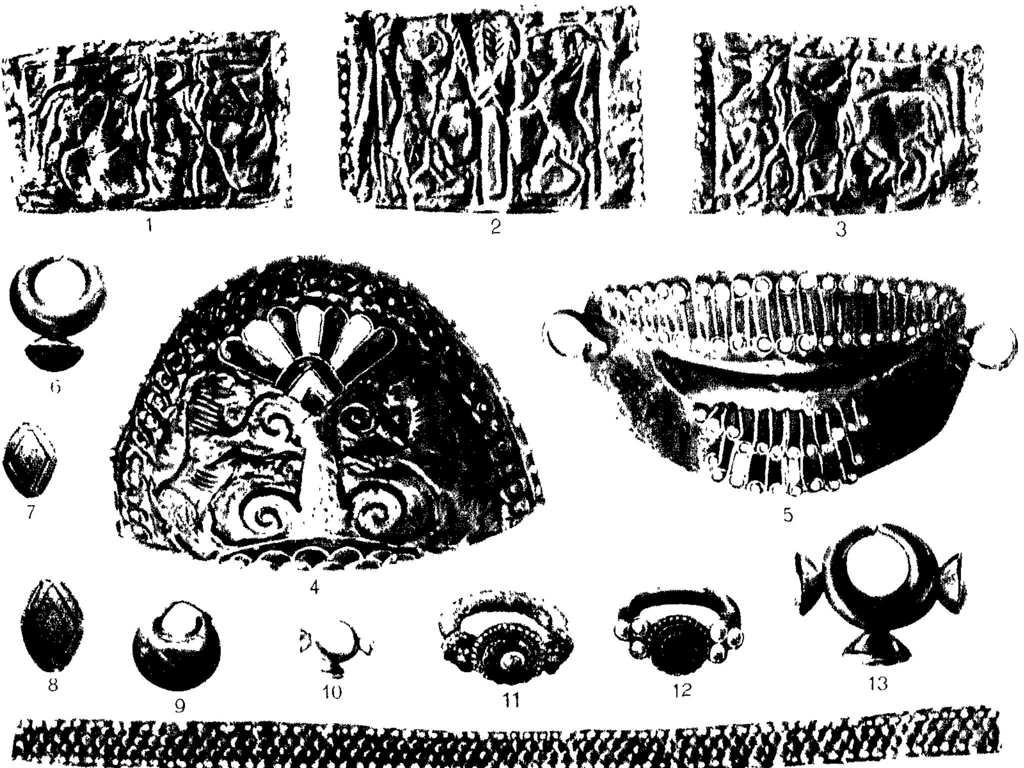
Wir fanden weiter ein kleines, 36 Millimeter hohes, aufrecht sitzendes Äffchen aus Elfenbein mit erhobenen Vorderfüßen, das an unsere Tierkapellen und die ältesten Darstellungen aus Ägypten und Susa erinnert (Tafel 59, Nr. 4). Es war wohl auch ein Zeptergriff. Es lag in einer von uns unangetastet vorgefundenen Grabanlage im Nordwesten des Tempelpalastes und stammt wohl aus einer Zeit, die viel älter ist als diese Anlage. Ein zehn Zentimeter großer Löwe aus

Elfenbein, leider ohne Kopf, ist sehr alt. Seine Unterseite erinnert an prähistorische ägyptische Stücke (Tafel 59, Nr. 1). In dem Schachtgrab unter der kleinen thronenden Göttin befanden sich hübsche Frauenköpfchen aus Elfenbein (Tafel 59, Nr. 2, 3), bei denen gehämmerte Goldplättchen auf die Haarlocken aufgelegt waren, ferner Reste von kleinen Tierfiguren. Diese sind sicher aus dem Westen eingeführt und gehören zu einer späteren Zeit, ebenso wie ein acht Zentimeter großes, ägyptisierendes Elfenbeinköpfchen. Erwähnt seien noch gemusterte Elfenbein- und Knochenstückchen, zahlreiche Elfenbeingriffe, Nadeln und Spachteln und an einen Schildkrötenpanzer erinnernde Elfenbeinskulpturen von acht bis zehn Zentimeter Größe, die mit ringartigen Mustern geschmückt sind, wie es bei Elfenbeinschnitzereien vielfach vorkommt.

Gräber

Leider sind auf dem Tell Halaf noch keine Friedhöfe entdeckt worden. Gräber pflegen durch ihre Beigaben eine Fundgrube aller möglichen Gebrauchsgegenstände zu sein. Gräber von Königen und Großen enthalten meist neben besonders schönen Tongefäßen Goldschmuck, Kunstgegenstände aller Art und vielfach auch Waffen, vorausgesetzt, daß sie nicht ausgeraubt sind. Auch im subaräischen Kulturkreis haben die Gräber, z. B. in Sendjirli und Karkemisch, wertvolle Funde gebracht. In Südmesopotamien brauche ich nur an die phantastischen Funde Woolleys in Ur zu erinnern. In Ägypten mit seinem ausgeprägten Totenkult brachten die Gräber der 18. Dynastie, besonders die Tut-ench-Amuns und die von Daschur, die bekannten wunderbaren Goldschmiedearbeiten. Man darf daher hoffen, daß uns auch die Friedhöfe des Tell Halaf noch große Überraschungen bringen.

Aus der Buntkeramikzeit des Tell Halaf ist bisher nicht ein einziges Grab festgestellt. Aus der Zeit Kaparas haben wir drei Königsgräber unversehrt gefunden: die Schächte unter den thronenden Göttinnen und einen besonders wichtigen „Grabturm" im Nordwesten des Hilanibaues. Die Terrasse, die Kapara bauen ließ, begrub ihn. Er enthält wohl die sterblichen Überreste des Vaters oder eines andern Vorfahren Kaparas. Die Gruft ist in die Buntkeramikschicht eingeteuft und mit



Gold- und Silberfunde.

1–3) Sandalenplaketten. 4) Brustplakette. 5) Mundplakette. 6) Ohrring mit einem Knopf. 7) und 8) Granulierte Perlen. 9) Hohler Ohrring. 10) Ohrring mit drei Knöpfen. 11) Silberner Fingerring mit Goldkügelchen. 12) Fingerring mit Onyx. 13) Ohrring. 14) Getriebenes Goldband mit Nadellöchern (1–3 = 1/5, 4 = 2/3, 5, 9 = 3/4, 10–14 = 1/2 nat. Größe).

einer Kuppel aus Lehmziegeln überdacht. An der Schmalseite befand sich ein später vermauerter Eingang. Der Tote lag auf dem Rücken, der Kopf nach Osten. Von dem Schädel und dem Skelett waren nur noch kleine Teile erhalten. Die Fußknöchel jedoch hielten noch zusammen.

Hier wurde unser größter Goldfund gemacht. Die bedeutendsten Stücke sind eine Mundplakette aus starkem Goldblech (Bunttafel III, Nr. 5) mit kleinen Ringen an den Enden, an denen ursprünglich die Schnur angebracht war, mit der sie vor den Mund gebunden wurde. Auf der Plakette sind der Schnurrbart und der kleine Kinnbart, letzterer in zwei Reihen durch blaue und einzelne weiße, senkrecht verlaufende Streifen von Grubenschmelz dargestellt, die in weiße Punkte enden. Die Lippen sind schmal und fein ausgetrieben. Die Plakette sollte den Toten wohl vor bösen Geistern schützen, die durch den Mund in sein Inneres eindringen konnten. Wir kennen solche Mundplaketten und ganze goldene Gesichtsmasken auch aus andern Fundstätten des Vorderen Orients und weiter aus dem Westen.

Ebenso schön gearbeitet ist eine halbkreisförmige, getriebene Plakette aus schwerem Gold (Bunttafel III, Nr. 4). Sie ist wohl auf der Brust getragen worden. Auf dem bekannten Bergmotiv, dem wir schon in der Buntkeramik und auf dem Riesenstier der Vorderfassade begegneten, steht hier eine stilisierte Palme mit stark ausgeprägten Voluten unter sieben fächerartig angelegten Blattmustern. Zu beiden Seiten der Palme sind zwei Gazellen wappenartig aufgerichtet. Das Bergmotiv und die weitausstrahlenden Blätter der Palme sind aus weißer und blauer Emaille, das Ganze ist von einem Flechtband umgeben, das seinerseits von einem schmalen Streifen mit Löchern abgeschlossen wird. Die Plakette war also ursprünglich wohl auf ein Leder- oder Stoffstück aufgenäht.

Die Bekleidung des Toten war mit getriebenen Goldbändern (Bunttafel III, Nr. 14) in drei verschiedenen Breiten (7,5, 14 und 15 Millimeter) eingesäumt; auch an diesen sind beiderseitig Löcher zum Aufnähen auf den Stoff.

An den Fußknochen lagen noch die Goldplaketten der Sandalen (Bunttafel III, Nr. 1, 2, 3); am Absatz eine mit einer stilisierten Palme und zwei anspringenden Gazellen, an den Seiten je eine Plakette mit einem Stier, hinter dem ein Baum angedeutet ist. Alles ist

in getriebener Arbeit mit einer Reihe von Löchern an den Rändern, daneben lagen Goldstreifen mit Nadellöchern an den Seiten und Ringe zur Befestigung der Sandalen am Fuße.

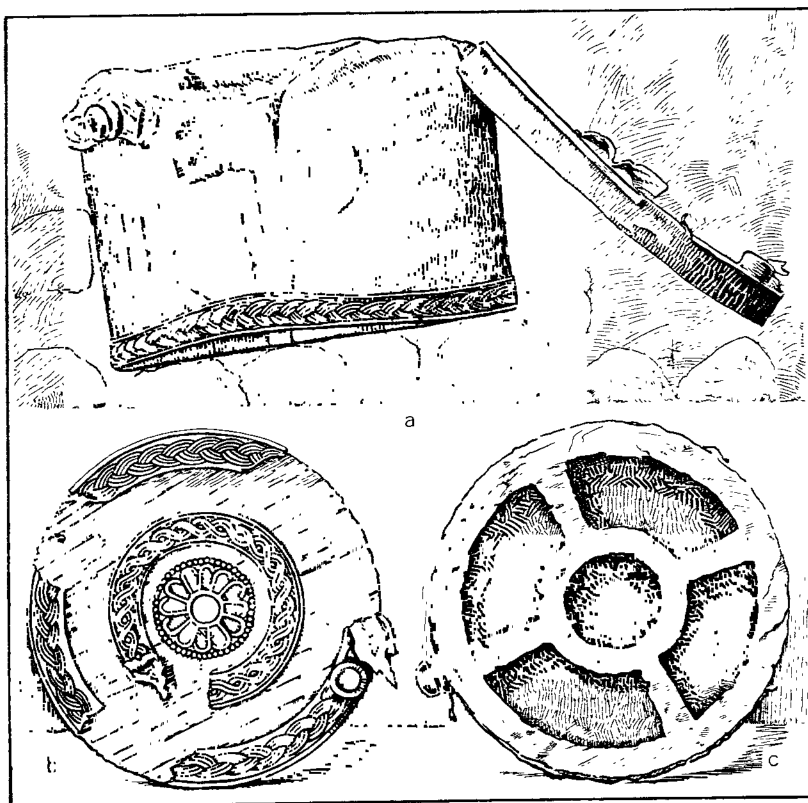
Das Grab enthielt ferner einige merkwürdige schwere goldene Ringe (Bunttafel III, Nr. 6, 10, 13). Es sind halbmondförmige gebogene, dicke, an den Enden sich verjüngende Drähte, deren Spitzen sich berühren. An den beiden Seiten und unten sind flache Knöpfe angesetzt. Einige Goldperlen vervollständigten den Goldschmuck dieses Grabes (Bunttafel III, Nr. 7, 8).

Der interessanteste Gegenstand des Grabes war eine Elfenbeindose mit einem flachen Deckel, 11,5 Zentimeter breit und 9 Zentimeter hoch. Dose und Deckel sind mit getriebenen Goldbändern geziert, die das hettitische Flechtband zeigen. Mit Gold überzogene Elfenbeinnägel dienen zur Befestigung. Oben auf dem Deckel in der Mitte ist eine goldene Rosette mit zwölf sternförmig angeordneten Blütenblättern, die abwechselnd aus blauem und weißem Email (Grubenschmelz) bestehen. Im Innern ist die Dose in fünf Fächer geteilt: ein rundes in der Mitte und vier strahlenförmig ringsherum. In einem Fach fanden wir noch Farbreste von Rouge. Neben der Dose lag ein silberner Griffel: der König hat sich also geschminkt, eine Gewohnheit, die wir auch heute noch in Kurdistan bei Männern finden. Im Altertum war das Schminken weit verbreitet; ich erinnere an die ägyptischen Schminkpaletten aus der prähistorischen Zeit.

Auch eine tiefe silberne Schale war dem Toten beigegeben. Daneben lag eine Ausstattung von allen möglichen Kupferschalen und Kesseln, die zum Teil schön gerieft und mit Ausgußtüllen versehen waren. Merkwürdig war eine Reihe an einer der Längsseiten des Grabes nebeneinander aufgestellter, etwa zehn Zentimeter hoher Kupferbecher mit ausholendem Rand (Tafel 57, Nr. 7). In einem steckte noch ein Weidenholzkern. Auf einem andern konnte noch der Abdruck eines Stoffmusters festgestellt werden. Wahrscheinlich dienten diese Becher zur Aufnahme von Räucherwerk.

An Keramik fanden sich nur zwei Stücke in dem Grab, eine halbtiefe, auf drei kräftigen Füßen ruhende rote und eine gewöhnliche gelbliche Trinkschale auf hohem Fuß (Tafel 55, Nr. 2 und 14). Diese beiden Tongefäße allein beweisen schon, daß das Grab in die Kaparazeit gehört.

Die beiden andern Grabanlagen sind die Schachtgräber unter den zwei thronenden Göttinnen. Hier waren die Toten neben dem Grabe verbrannt und ihre Asche dann in einem Tongefäß beigesetzt worden. Wir fanden mit dieser Asche eine größere Anzahl von Bronzestücken, leider ohne erkennbare Form, einige Bronzenägel und Glasperlen so-



Elfenbeindose
a) Fundlage, b) Deckel, c) die inneren fünf Fächer

wie Reste von Blattgold. Unter der großen Göttin fand sich in einem Topf ein goldener, fein bearbeiteter Fingerring mit einem Onyx, der sicher einer Frau gehört hat (Bunttafel III, Nr. 12). Der Topf enthielt weiter zwei halbmondförmige massive Ohrringe mit einem Knopf, kleine hohle, mondsichelförmige Gehänge (Bunttafel III, Nr. 9) sowie

eine einfache, schmale, ellipsenförmige Mundplakette aus dünnerem Goldblech mit Ösen für die Schnur. In dem Schacht lagen ferner ein stark verwitterter Armring aus Elfenbein, Bronzeschalen, ornamentierte Knochenstückchen, weitere Tongefäße und die obenerwähnte uralte Dreifußschale aus Kalkstein mit Jagdrelief. In der Öffnung des Schachtgrabes stand ein enghalsiges Tongefäß mit Bronzeschalen. Dicht neben dem Brandschutt lagen weitere Tonschalen.

In dem Grabschacht vor der kleinen thronenden Göttin lagen mehrere Tongefäße. In einem Topf waren die schönen, bereits erwähnten Elfenbeinköpfchen und andere Elfenbeinreste mit Brandspuren sowie Knochenreste. Weiter fand sich in dem Schacht ein goldenes hohles Anhängsel mit Kügelchen darin, ein silberner Fingerring mit eingefaßtem Goldkügelchen (Bunttafel III, Nr. 11) und mehrere Bronzebecher mit ausholendem Rand.

Die Beigaben der Schachtgräber gehören, abgesehen von dem alten Kalksteindreifuß, ebenfalls in die Kaparazeit. Daß Gegenstände auch aus früheren Zeiten den Toten beigegeben werden, kommt im alten Orient häufig vor.

Zwischen dem Lehmziegelmassiv mit den beiden thronenden Göttinnen und dem Burgtor stießen wir, wie bereits erwähnt, noch auf einige weitere Gräber. In einigen fanden sich nur noch Tonschalen und Tongefäße der Kaparazeit. Die übrigen Beigaben waren geraubt worden.

Aus der Guzanazeit stammen, wie erwähnt, mehrere Wannensarkophage verschiedenartiger Form, in denen die Toten nach assyrischer Art in Hockerstellung beigesetzt waren. In diesen wurden einige Bronzeschmucksachen gefunden. In die hellenistische Zeit gehört eine ganze Anzahl von Kastengräbern im Stadtgebiet. Darin befanden sich, von Steinplatten ringsum geschützt, einige recht hübsche Beigaben, vor allem aus Bronze und Ton.

In der Kaparazeit sind die Toten beerdigt oder verbrannt worden. Wie sie in der Buntkeramikzeit bestattet wurden, haben wir noch nicht feststellen können.

In einzelnen Töpfchen der Kaparaschicht fanden sich verschiedene Samenkörner, die etwas verkohlt, aber gut genug erhalten waren, um als Samen der zweizeiligen Gerste und des griechischen Heues (Bockshorn) sowie eines zwischen beiden stets vorkommenden Unkrautes, des

Kleblabkrautes, bestimmt werden zu können. Das griechische Heu wird im Süden auch heute noch vielfach als Futterpflanze angebaut. Der Umstand, daß diese Samenkörner gut gereinigt waren, sowie die Art der Aufbewahrung in enghalsigen Tongefäßen scheinen dafür zu sprechen, daß sie für ärztliche oder magische Zwecke bestimmt waren.

Siegelzylinder und Stempel

Wir haben auf dem Tell Halaf auch eine Reihe von Siegeln und Stempeln gefunden. Mehrere sind sehr alt. Von ihnen hat O. Weber in seinem Buch „Altorientalische Siegelbilder" einen Siegelzylinder (Nr. 417) bereits abgebildet, den er in das 4. Jahrtausend verweist. Auf ihm sitzen die Hauptpersonen mit Vogelnasengesichtern einander gegenüber und trinken aus einem Topf mit einem ähnlichen Saugrohr, wie wir es auf den beiden Tierkapellen kennengelernt haben. Hinter dem linken Trinker ist emblemartig in einem Rahmen ein Mann mit erhobenen Händen dargestellt und unter ihm ein Tier mit gesenktem Kopf und großen Hörnern. Es handelt sich unzweifelhaft um den Teschup auf seinem heiligen Tier. Hinter dem rechten Trinker stehen zwei Männer in Tanzstellung, darunter sitzt ein Vogel. Ein weiteres Tier und ein Baum vervollständigen die Darstellung.

Ein anderer Zylinder stellt zwei Götter dar, die einen Beter vor einen sitzenden Hauptgott führen. Die Kleidung entspricht der auf unserer Kupfermatrize. Diese beiden Zylinder stammen aus der Buntkeramikzeit. — Ein anderer Zylinder erinnert an die kappadokischen Siegel. Er zeigt einen Skorpion und darüber ein Rind, das heilige Tier des Teschup, vor dem drei Männer in Anbetung mit erhobener Rechten stehen. Andere Darstellungen sehen assyrisch aus, so ein betender Mann vor einem Opfertisch, an dem die Gottheit sitzt, der Kampf eines Gottes mit einem Fabelwesen, stilisierte Palmen mit Menschen und Tieren zur Seite, eine Wagenszene und mehrere Bilder eines Gottes, der mit Pfeil und Bogen gegen einen Drachen mit Schlangenkopf kämpft.

Auf einem großen, schönen Siegelzylinder aus der Guzanaschicht über dem Wohnpalast Kaparas sieht man den Teschup, mit Blitzbündel

in der einen und einem weiteren Gegenstand in der andern Hand, gegen einen Drachen mit gehörntem Schlangenkopf anstürmen. Der Teschup ist mit dem Schwert umgürtet. Sein Kopf zeigt subaräischen Typus.

Von den Stempeln sind die meisten Knöpfe verschiedener Art mit Darstellungen von geflügelten Sonnenscheiben, von Männern mit erhobenen Händen und von geometrischen Mustern.

In der Buntkeramikschicht fanden wir neben einigen kleinen Stempeln in Froschgestalt ein wunderhübsches Vögelchen aus Hämatit mit kleinem Netzmuster auf der Stempelseite. Der Hals des Vögelchens war durchbohrt. Einige Stempel sind wie in Ägypten skarabäenartig geformt, ihre Motive sind dagegen nicht rein ägyptisch.

Die meisten Siegelzylinder wurden im Kultraum gefunden, wo sie vor der Katastrophe mit all den andern Sachen als Opfer dargebracht worden waren.

VIII.

Der Djebelet el Beda

*

Auf einer meiner Forschungsreisen, die ich vom Tell Halaf aus während der Ausgrabungen strahlenförmig in die nähere und weitere Umgebung ausführte, habe ich 1913 den westlichen Teil des Djebel Abd el Aziz untersucht. Von seinen südlichen Abhängen ritt ich durch eine Senke nach Westen. Mitten in der Wüste erhebt sich dort ein kleiner Gebirgsstock, der aus weißem Kalkstein besteht. Deshalb wird er Djebelet el Beda, „der weiße Berg“, genannt. Als ich auf die höchste Spitze hinaufritt, um in gewohnter Weise geographische Peiltischaufnahmen zu machen, sah ich unmittelbar vor der Kuppe vom Pferd aus neben mir auf dem weißen Boden dunkle große Steine. Ich stieg ab und stellte zu meiner größten Überraschung und Freude fest, daß es sich um Basaltskulpturen aus uralter Zeit handelte. In der Umgebung war jedoch nichts von alten Bauresten zu sehen.

Da ich damals nicht an die Ausgrabung des etwa 70 Kilometer vom Tell Halaf entfernten Platzes denken konnte, mußte ich die Funde liegenlassen. Ich hütete die Entdeckung jedoch als Geheimnis, denn ich fürchtete, daß die Steinbilder sonst beschädigt würden.

Erst im Jahre 1927 konnte ich darangehen, die Skulpturen zu bergen, eine sehr schwierige Arbeit. Bei der Kampagne von 1929 wurde der Djebelet el Beda systematisch untersucht und ausgegraben. Nachdem ich auf einer Vorexpedition Arbeiter- und Verpflegungsverhältnisse erkundet hatte, siedelten wir dann im Mai mit unserm ganzen Zeltlager und einer Reihe unserer besten Arbeiter dorthin über.

Der Aufenthalt auf dem Djebelet el Beda war in jeder Beziehung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Das Wasser mußte acht Kilo-

meter weit von einer Quelle am Südhang des Djebel Abd el Aziz auf Kamelen herbeigeholt werden. Glücklicherweise hatten wir außer einer mir von früher bekannten, stark schwefelwasserstoffhaltigen Quelle Ain el Beda noch eine andere kleinere, aber bessere Quelle „Ain Schellale“ gefunden; einwandfrei war ihr Wasser jedoch auch nicht. Es war immer ein freudiges Ereignis, wenn Transporte mit Chaburwasser im Lager eintrafen. Reis, Brot und andere Lebensmittel mußten wir fast 100 Kilometer weit von Ras el Ain oder von dem noch weiter entfernten Hessetsche auf Lastkraftwagen holen lassen. Erst nach und nach schufen die Automobile eine Fahrspur durch die Wüste und über das Steingeröll der Bergabhänge.

Anfangs zelteten die Baggarat ez Zor in unserer Nachbarschaft, Nomaden, die immerhin in einem gewissen Wohlstand lebten. Sie lieferten uns zwar Hämmel und Lebben (saure Milch); aber leider war meine Hoffnung vergeblich, von ihnen auch Arbeiter zu erhalten. Ihr Oberschech war ohne jeden Einfluß auf den Stamm. Die Leute waren nicht zu bewegen, bei uns Grabungsarbeiten zu verrichten. Es blieb mir daher nichts übrig, als mich wieder einmal an die Söhne Ibrahim Paschas zu wenden. Durch ihre Vermittlung erhielt ich dann etwa 100 Arbeiter der Milli, die zum größten Teil bereits auf dem Tell Halaf bei uns gegraben hatten. Ich mußte sie auf Lastautomobilen heranholen. Sie kampierten in und bei unserm großen Beduinenzelt. Sie waren aber nicht gern mitten in der Wüste allein ohne Weib, Kind und Zelt, zumal die Verpflegung unter den gegebenen Umständen recht schwierig war. Nachdem die Milli bei uns eingetroffen waren, ließen sich doch noch 20—30 Baggarat anwerben.

Fast jeder Tag auf dem Djebelet el Beda brachte eine besondere Überraschung: Den Baggara wurde Fehde angesagt, oder sie wurden wirklich überfallen, oder ein Baggara wurde von einem andern Stammesmitglied getötet, woraus richtige Kämpfe der beiderseitigen Familien entstanden. Schlangen gab es in großen Mengen. Schließlich hatten wir mehrere außerordentlich starke nächtliche Unwetter zu bestehen, die zu den schlimmsten gehörten, die ich auf meinen vielen Reisen erlebt habe; es waren gewaltige Platzregen mit nicht endenden Gewittern, die von allen Seiten heranzogen, eine ganz ungewohnte Erscheinung für den mesopotamischen Sommer. In einer vollkommen finsteren Nacht

wurden uns bei einem derartigen Unwetter alle Zelte niedergerissen. Das Eisen unserer Schaufeln und Hacken sowie der Automobilpark bildeten bei den dicht über uns zuckenden Blitzen eine ernste Gefahr.

Die Nähe der türkischen Grenze war der Grund für die große Unsicherheit des Ortes. Es war zu leicht für Beduinen, von türkischem Boden aus Raubzüge hierher zu unternehmen, da sie immer die Möglichkeit hatten, sich ungestraft und unverfolgt wieder über die Grenze jenseits der Eisenbahnlinie zurückzuziehen. Während unserer Grabung auf dem Djebelet el Beda wurde auch, von uns allen tief bedauert, J. Darrous bei Ras el Ain von türkischen Beduinen ermordet und beraubt.

Einen Monat verbrachten wir so in gefährlicher und entsagungsreicher Arbeit auf dem Djebelet el Beda. Die Ergebnisse lohnten aber unsere Mühen. Die höchste Spitze des Hügels wurde bis auf den lebenden Fels vollkommen bloßgelegt (Tafel 60). Sie erwies sich als eine natürliche Gipskuppe, die mit Humus, zum Teil aber auch mit Brandschutt und Steingeröll bedeckt war.

Wir untersuchten nicht nur diese Stelle, sondern auch die weitere Umgebung genau, aber wir fanden nirgendwo Spuren von Bauten aus jener alten Zeit, aus der die Skulpturen stammen. Hier hat keine alte Stadt gestanden.

Der Schutt der Kuppe barg aus ganz alter Zeit nur einige wenige Feuersteininstrumente und sehr grobe Scherben, die der einfarbigen, handgemachten Töpferware der untersten Schicht des Tell Halaf entsprachen. Sonst fanden wir nur griechisch-römische und arabische Scherben.

Noch auf demselben Rücken, etwa drei Kilometer südöstlich der Kuppe, lagen Reste einer größeren römischen Ansiedlung, zum Teil mit besseren Häusern. Solche Hausreste waren auch auf andern Stellen des Berges. Sie gehörten in die Zeit, als am südlichen Fuße des Gebirges, am Wüstenrand neben der Hauptquelle Ain el Beda, ein großes römisches Militärlager stand, dessen Grundriß wir aufnahmen.

Die Kuppe bildete oben eine Plattform, die 20 Meter von West nach Ost und 15 Meter von Nord nach Süd maß. Auf ihr fanden wir zweifellos schon aus den ältesten Zeiten stammende große Kalksteinquadern. Sie hatten einen Querschnitt von etwa 60 Zentimetern

und waren meist zwischen ein und zwei Meter lang. Die Quadern waren mit kleineren nur wenig behauenen, an einer Seite abgeplatteten Steinen zu mehreren rundlichen Wällen zusammengesetzt. Im Innern waren Haufen von größeren und kleineren Bruchsteinen. Das Ganze machte den Eindruck eines Ridjms, wie man Steinhaufen nennt, die als Landmarken und als Auslug für Späher dienen. Von den Beduinen wurde die Kuppe daher als Ridjm el Beda, „das weiße Ridjm", bezeichnet. Meine Arbeiter nannten sie einfach Ras et Tell, „die Spitze des Hügels", und dieser Name wird sich wohl auch weiter erhalten (Tafel 61).

Ich vermutete gleich von Anfang an hier Gräber aus alter Zeit, die durch die Steinhaufen geschützt werden sollten.

Nachdem die Bruchsteine und die dünne Erdschicht weggeräumt waren, traten zu unserm Erstaunen acht Gruben im Felsen zutage, die fast kreuzweise angelegt waren. Die Steinumfassungen paßten nur vereinzelt als Wälle für die Grubenlöcher. Fünf dieser Vertiefungen lagen an der westlichen Plattformseite, genau von Nord nach Süd in beinahe gleichmäßigen Abständen ausgerichtet, davon gehörten die zwei südlichsten schon zum Kuppenabhang. Dem zweiten Loch der nord-südlichen Reihe standen im Westen ein und im Osten zwei weitere Gruben gegenüber. Die westlichste Grube bildete mit der zweiten der Nordsüdreihe und den beiden östlichen fast eine gerade Linie senkrecht zu den fünf andern.

Die Grubenlöcher sind zweifellos im Laufe der Jahrtausende durch die Regengüsse, von deren Stärke wir uns selbst überzeugen konnten, erweitert worden. In einigen Fällen wurden sie außerdem künstlich vergrößert, um als Grabstätten zu dienen; sie waren zu Kastengräbern mit Steinplatten an den Seiten und mit Decksteinen umgewandelt. In zweien haben wir noch Skelette gefunden.

Auf mehreren Kuppen neben unserm Ras et Tell waren gleichfalls ähnliche wallartige Steinhaufen, allerdings ohne die riesigen Quadern. Wir haben einzelne untersucht und unter den Steinen dieselben Kastengräber mit Skeletten festgestellt.

Alle Toten lagen mit dem Rücken auf der Erde, immer von Ost nach West gerichtet, der Kopf im Westen, beide Hände waren nach dem Gesicht geführt. Hin und wieder hatten sich Kopf und Arme, vielleicht

infolge späterer Erdrutsche innerhalb der Gräber, seitwärts verschoben, einmal nach rechts und einmal nach links. Die Gräber waren ohne jede Beigabe. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören sie in die nachrömische, aber vorislamische Zeit.

In den sechs oberen kreuzförmig angeordneten Löchern auf dem Ras et Tell müssen sechs Steinbilder gestanden haben. Wir haben aber nur Reste von vier gefunden. Von einem war das große unterste Stück weit weg in das römische Kastell verschleppt worden, wo es offenbar zerschlagen werden sollte, um für andere Zwecke zu dienen. Wahrscheinlich haben die fehlenden andern Basaltsteinbilder und viele der großen Kalksteinquadern dieses Schicksal gehabt.

Im Jahre 1913 hatte ich fünf Steine gefunden. Sie gehörten zu drei Standbildern: zu einer Rundstatue und zu zwei Doppelstelen.

Alle Stücke lagen zu etwa einem Drittel in der Erde. Die Steine müssen Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende hier an derselben Stelle gelegen haben.

Von der Rundstatue (Tafel 62) wurden 1913 zwei bedeutende Stücke gefunden, die zusammengesetzt zwei Meter hoch sind. Ihre größte Breite beträgt 88, die größte Dicke 62 Zentimeter. Sie ergeben den walzenförmig gearbeiteten Körper eines frei stehenden bärtigen Mannes, aber ohne Kopf. Seine Schultern sind eckig breit, an der Taille ist das Steinbild etwas eingezogen. Arme und Hände sind dicht an den Körper gedrückt und liegen vorn am Leib einander gegenüber. Mit der Rechten wird eine nach der Schulter zu gehende Keule gehalten, die ganz ähnlich geformt ist wie auf den Tell-Halaf-Steinbildern: ein Stock mit Kugelknauf, über den das Stockende noch etwas hinausragt. Die linke Hand umfaßt einen nicht mehr erkennbaren Gegenstand. Der mächtige Bart ist oben sehr breit, er reicht weit auf die Brust herab und wird nach unten zu schmäler, bis er eckig abgeschnitten ist. Senkrechte Zickzack- oder Wellenlinien gliedern ihn in parallele Strähnen. In der Mitte ist er geteilt, und hier stoßen die Wellenberge zusammen. Auf der rechten Schulter sind noch Teile des herabwallenden Haares zu erkennen, das ähnlich dem Haar der Tell-Halaf-Figuren ungefähr der Schulterlinie folgt.

Über den Rücken hängen zwei fächerförmig auseinanderstrebende, eckig abgeschnittene, kurze dicke Bänder herab. Vielleicht gehören sie

zu der Haarfrisur, die dann als Perücke zu denken ist. Vielleicht handelt es sich aber auch um die Enden eines breiten Bandes, das um den Kopf des Mannes geschlungen war. Auf zahlreichen kleinen Orthostaten des Tell Halaf ist ein solches Band zu sehen, das allerdings nur um den Kopf gelegt erscheint, ohne daß herunterhängende Enden bei den Profildarstellungen vorhanden sind. Erinnerungen an ein solches Band könnte man in der von den Römern so gefürchteten, sogenannten syrischen und mesopotamischen Fürstenbinde erblicken, wie wir sie zum Beispiel bei den Abgarenkönigen von Urfa kennen.

Im Jahre 1927 fand ich einen rundlichen Basaltstein, der wegen Größe und Material als Rest des Kopfes der Statue anzusehen ist. Leider ist das Stück im Laufe der Jahrtausende derart zerstört worden, daß man wohl einigermaßen die Form, aber keinerlei Einzelheiten mehr erkennen kann.

Das männliche Steinbild hat als Bekleidung den altsumerischen Zottenrock. Er ist in mehrere parallele, waagerechte Volants gegliedert, die in zahlreiche kleine, dicht nebeneinandergelegte „Zotten" aufgeteilt sind. Die einzelnen Zotten laufen unten spitz zu und haben in der Mitte eine Längsrippe. Das Zottenkleid bedeckt auch die linke Schulter, während die rechte bloß ist. Der über die Schulter gelegte Teil reicht bei unserm Steinbild bis zum Arm und zeigt fünf Zottenreihen. Von der Taille an sind nach unten zu drei Zottenreihen auf dem oberen Steinstück vorhanden, das den Rumpf bildet. Mitten in der dritten Zottenreihe endet das Rumpfstück und beginnt der untere Stein. Auf ihm ist der Rest des letzten Volants zu sehen. Im unteren Teil ist dieser Stein derart beschädigt, daß nicht mehr erkennbar ist, was hier weiter noch skulptiert war.

Ich glaube, daß die Zahl der Volants mit der einen Zottenreihe abgeschlossen war, die auf dem unteren Stück noch erhalten ist. Die Statue hat aber aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Rock einen Teil der Beine und die Füße auf einer Standfläche gezeigt. Der walzenförmige Stein mag hier unter dem Rock wohl etwas zurückgetreten sein, um Platz für die Unterbeine und Füße zu lassen. Die Standfläche war sicher der Form des Steines entsprechend oval. Dort, wo ich die Einbuchtung für die Füße vermute, ist später ein Teil des Steines ausgemeißelt worden. Vielleicht hat man einmal versucht, den Stein zu

einem Trog umzuarbeiten. Seit jeher benutzen die Nomaden auf wasserlosen Plätzen ausgehöhlte Steine, um aus einer gefüllten Ziegenhaut Wasser zur Tränke für die Tiere hineinzuschütten.

Nach vorn gerichtete Füße auf einer Standfläche würden unsern Tell-Halaf-Götterbildern sowie einer ganzen Reihe altsumerischer, wenn auch viel kleinerer Rundstatuen entsprechen. Vielleicht waren die Füße aber auch lediglich im Hochrelief auf der Walzenoberfläche des Steines unter dem Zottenrock wiedergegeben. In diesem Falle dürften sie wohl in derselben Weise gespreizt auseinandergestanden haben wie auf den von vorn abgebildeten Reliefsfiguren des Tell Halaf, zum Beispiel bei dem großen Teschup der Vorderfassade des Tempelpalastes (Tafel 8 b).

Das zweite, noch bedeutsamere Denkmal des Djebelet el Beda ist eine gewaltige Stele von ovalem Grundriß (Tafel 63 a).

Ihre drei Teile ergeben zusammen ein Standbild von 3,45 Meter Höhe, dessen größte Breite 86 und dessen größte Stärke 70 Zentimeter mißt. Der unterste Teil des dritten Stückes ist unbearbeitet. Aber ganz sicher wird sowohl diese Stele als auch die Zottenrock-Rundstatue unten ein ganzes Stück, vielleicht mindestens 3/4 Meter, länger gewesen sein, indem es im untersten Abschnitt in einen rundlichen Zapfen endete. Damit müssen die Steinbilder in den Grubenlöchern auf dem Ras et Tell eingesetzt gewesen sein. Die Kalksteinquadern haben die aufragenden Steinbilder gestützt. In der Höhe der Quadern waren die Stelen und die Rundstatue unten nicht skulptiert.

Die Stele zeigt auf beiden Seiten im Hochrelief bis in alle Einzelheiten dasselbe Bildwerk: einen bärtigen, schreitenden Mann im Profil auf einem Standbrett, das von zwei kleineren menschlichen Figuren auf ihren Köpfen getragen wird. Auf jeder Seite schreiten alle Figuren nach links. Die Schmalseiten des Steines sind nicht bearbeitet. Es handelt sich also um eine „Doppelstele".

Auf einer Seite ist das Relief außerordentlich gut erhalten, denn diese Seite hat durch einen glücklichen Zufall bei allen drei Stücken in der Erde gelegen. Auf der andern Seite ist auf dem obern Stück die Darstellung mit dem Kopf des Mannes bis zur Taille erhalten, während das Mittelstück deutliche Spuren des Versuchs einer Umarbeitung zu einem Trog zeigt. Nur ist die herabhängende Keule ganz stehengeblieben, die der auf der andern Seite vollständig entspricht. Von

dem dritten untern Stück sind die unteren Teile der zwei kleinen Figuren auf beiden Seiten in genau gleicher Weise vorhanden.

Kopf, Beine und Füße der großen Figur sind im Profil, der übrige Körper von vorn dargestellt. Der Kopf hat eine mächtige, vogelschnabelartige Nase, darunter wülstige, hervortretende Lippen. Die Wange ist fleischig erhaben. Das übermäßig große Auge liegt fast in der Höhe der Nasenspitze und ist ganz von vorn wiedergegeben, in derselben Art wie bei den eingelegten Augen der Tell-Halaf-Figuren. Die runde Pupille tritt etwas aus dem Stein hervor. Es sieht aus, als ob der Künstler ein eingelegtes Auge nachahmen wollte. Die Augenbrauen bilden einen Bogen, der wie die Verlängerung der Nase erscheint.

Das Ohr liegt tiefer als die Lippen. Dahinter ist ein Haarschopf eckig angelegt, der vielleicht mit dem bandartig nach hinten verlaufenden Frisurteil der Rundstatue in Beziehung zu setzen ist. Das Kinn geht ganz zurück, und unter ihm fällt ein Schifferbart halb spitz nach unten auf die Brust herab. Aber dieser Bart erscheint merkwürdigerweise nicht, wie das Kinn, von der Seite, sondern von vorn gesehen. Er ist ähnlich stilisiert wie bei der Rundstatue.

Die Ähnlichkeit der Bartdarstellung auf der Rundstatue und auf den beiden Seiten der Doppelstele ist offensichtlich. Beide Male ist der Bart in parallelen Zickzacklinien gezeichnet und in der Mitte derart geteilt, daß hier die Wellenberge zusammentreffen. Wohl ist der Bart der Rundstatue breiter, und dementsprechend zeigt er mehr Strähnen als auf der Doppelstele, deren schmälerer Bart mir aus einer Art Verlegenheit des Künstlers hervorzugehen scheint, die durch Mangel an Platz entstanden ist: mußte doch in dem Raum zwischen dem Profil des Kinns und den über dem linken Handgelenk herabhängenden Zotten der ganze Bart von vorn untergebracht werden!

Der Kopf der großen Stelenfigur ist mit einer niedrigen Kappe bedeckt, die von der Nasenwurzel, in leichter Wölbung, gleichmäßig hoch, noch über das Ohr hinausgeht. Hierfür gibt es gewisse Ähnlichkeiten auf ganz alten sumerischen und auf kappadokischen Zylindern, aber die Kappe auf dem Djebelet el Beda ist kleiner, an den Enden scharf senkrecht abgegrenzt und höher. Sie legt sich wie ein breites, hohes Band um den Kopf und wirkt fast wie ein Zerevis der Studenten.

Arme und Hände sollten augenscheinlich in derselben Weise wieder-

gegeben werden wie bei der Rundstatue. Die Unterarme stehen, dicht an den Leib gelegt, im rechten Winkel zu den Oberarmen. Die Hände sind, zur Faust geballt, mit einem geringen Zwischenraum einander gegenübergestellt. Die Faust der linken Hand zeigt alle fünf Finger. Während der linke Unterarm fast bis zur Schmalseite der Stele waagerecht über die Hüfte gelegt ist, kommt der rechte Unterarm gar nicht zum Vorschein. Man sieht nur die rechte Hand, deren Finger senkrecht zu dem herabhängenden Oberarm stehen. Sie halten den Griff einer herabhängenden Keule, die mit der Keule der Rundstatue übereinstimmt. Füße und Beine sind bis zu den Waden sichtbar, hintereinandergestellt, die Fußzehen sind nicht herausgemeißelt.

Der Mann trägt einen Rock, auf dem von der Hüfte an drei große sehr lange Zotten bis zum Rockende zu sehen sind. Sie sind spitz und zeigen im Innern zunächst zwei Längsrippen, die sich unten vereinigen; zwischen ihnen liegt noch eine dritte Rippe. Von der linken Schulter hängen zwei Zotten derselben Art bis zum unteren Teil des linken Unterarmes herab. Sie bedecken mit ihren Spitzen den Arm. Die rechte Seite des Oberkörpers ist auch hier wie bei der Rundstatue unbekleidet.

Das Gewand, das auf den beiden Steinbildern dargestellt ist, wurde wie folgt angelegt: Ein sehr langer Schal wurde unterhalb der Taille von der linken Hüfte über den Bauch nach rechts anderthalbmal um den Körper gelegt, darauf das frei bleibende Tuchende von der rechten Hüfte an quer über den Rücken nach der linken Schulter gezogen und über diese dann nach vorn geworfen, wo man es bis zur Taille herabfallen ließ.

In derselben Art um den Leib geschlungen werden heute noch im Orient von gewissen Arbeitern, z. B. Bäckern und Badewärtern, Schals getragen, die den unteren Körper von den Hüften an abwärts bedecken, während der ganze Oberkörper frei bleibt. Sie werden befestigt, indem man das frei bleibende Ende einfach in den oft mehrfach um den Körper gewickelten Schal steckt.

Seit langem besteht ein Streit darüber, was die Zotten auf den sumerischen Gewanddarstellungen bedeuten sollen. Ich kann mich nicht zu der bisher meist vorherrschenden Ansicht bekennen, daß die sumerischen Zottenröcke aus Fellen oder gar Blättern bestanden haben. Auch in Sumer gibt es die beiden Arten Röcke, mit ganz langen Zotten wie

auf unserer Doppelstele und mit kleineren Zotten auf Volants wie bei unserer Rundstatue. Bei den ersteren handelt es sich, wie ich glaube, um aufgenähte, lange, unten spitz zugehende Stoffstreifen, bei den Zotten auf Volants sind kleinere Tuchstücke aufgenäht. Auf unseren Riesensteinbildern ist dieses besser ersichtlich. Das Vlies des goldenen Widders aus Ur und die Flammenzotten auf dem Überwurf des Königs auf der Geierstele können ein Fell wiedergeben, es ist aber auch nicht unmöglich, daß der Widder einen königlichen Mantel in Zottenrockart trägt. Die Krieger auf der Mosaikstandarte von Ur sind mit einem Filzmantel bekleidet, der dem ganz ähnlich ist, wie ihn kurdische Hirten noch heute tragen.

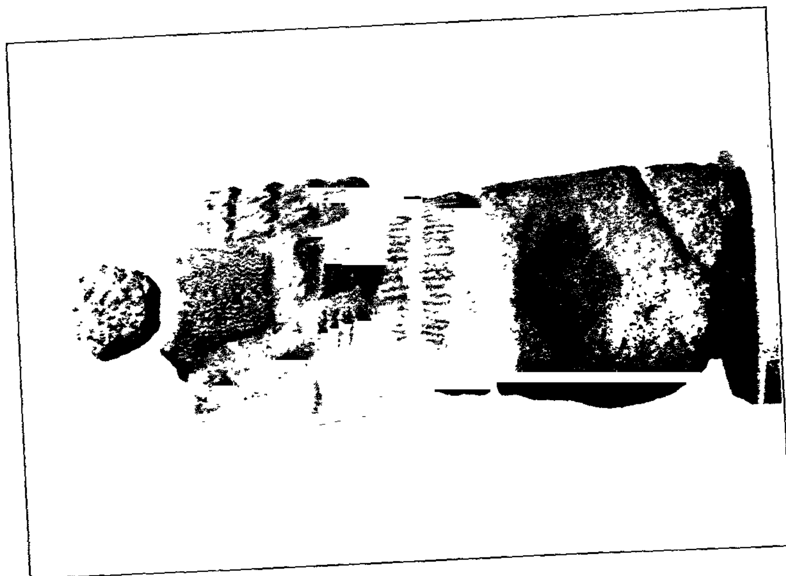
Das Brett oder die Platte, auf der der Mann der Doppelstele steht, entspricht der Standfläche der großen Götterfiguren des Tell Halaf. Auf der Doppelstele wird sie von zwei Menschen auf dem Kopf getragen.

Diese sind nur etwas mehr als ein Drittel so groß wie die Hauptfigur und ebenfalls nach links gerichtet. Im Gegensatz zu dem Gott, den sie tragen und der steif aufrecht steht, laufen sie; ihr rechtes Bein ist stark gebeugt. Auch ihr Körper ist im Gegensatz zu den nach links gerichteten Köpfen und Gliedmaßen en face wiedergegeben. Ihre Gesichter zeigen die gleichen Vogelnasen, die gleiche Augen- und Ohrbildung und die gleichen wulstigen Lippen wie die große Figur. Das Kinn tritt stark zurück. Es sieht beinahe aus, als ob die Männer einen kurzen Vollbart hätten. Der Haarschopf der großen Figur fehlt bei den kleinen, ebenso wie die Kappe, die hier wohl ein Kennzeichen des Gottes ist. Die Hände sind nach vorn ausgestreckt. Doch scheint es, als ob bei dem Hintenstehenden der linke Unterarm nach oben gerichtet wäre, vielleicht betet er. Die rechte Hand hält ein Beil in die Höhe, dessen nach vorn gerichtete Schneide sich etwas verbreitert, aber keine Verlängerung nach hinten zeigt. Der Stiel ragt oben über das Beil heraus. Bei dem vorderen Mann ist der Stein etwas stärker verwittert, so daß die Haltung der Arme weniger klar zu verstehen ist. Augenscheinlich waren sie ebenfalls beide nach vorn ausgestreckt. In der rechten Hand ist kein Beil zu sehen.

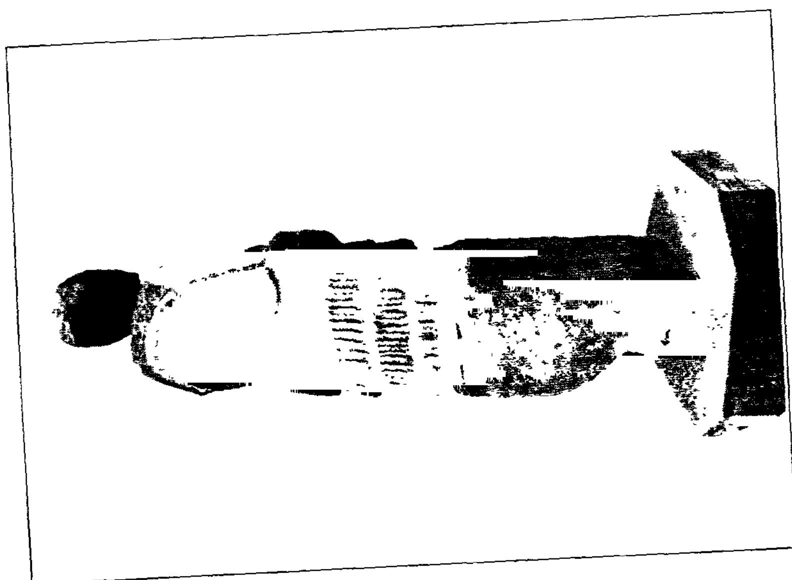
Die Bekleidung der kleinen Figuren ist schwer zu erkennen. Ich glaube, daß es sich um einen kleinen, hemdartigen Rock handelt, wie er



Kuppe des Ras et Tell.



a. Vorderansicht.



b. Seitenansicht.

Zottenrockstatue des Djebelet el Beda.

auch an den Tell-Halaf-Figuren vorkommt. Er endet unten über den Knien und dürfte auch den Oberkörper bedeckt haben, wenigstens scheint hierfür eine Rille zu sprechen, die den Halsausschnitt andeutet.

Auf der Rückseite der Doppelstele reicht der Kopf der großen Figur etwas näher an den fast halbkreisförmigen oberen Abschluß des Steines heran als auf der Vorderseite. Das Gesicht erscheint verhältnismäßig niedriger, die Schultern noch breiter und eckiger, der Oberarm etwas verbogen. Die Unterschiede sind jedoch sehr gering.

Die Darstellungen auf den beiden Seiten unserer Doppelstele entsprechen vollkommen dem Gott der Mittelgruppe des Reliefs von Jazylykaja bei Boghazköi. Nur in unwesentlichen Einzelheiten weichen die beiden Bilder voneinander ab: auf dem Djebelet el Beda wird der Gott auf einer Standfläche auf den Köpfen der beiden Menschen getragen, in Jazylykaja stehen die beiden Füße unmittelbar auf dem Rücken der beiden Männer. Auf beiden Darstellungen hat die große Figur dieselbe Richtung wie die beiden kleinen. Auch die Größenverhältnisse der großen und der kleinen Figuren zueinander sind ganz ähnlich. In Jazylykaja handelt es sich bei der großen Figur um den Sonnengott. Das ist auch auf dem Djebelet el Beda der Fall. Auch auf dem Tell Halaf und überhaupt im subaräischen Kulturkreis wird ja die geflügelte Sonnenscheibe, das Emblem der Sonnengottheit, fast überall von Menschen oder Stiermenschen getragen.

Der Torso des dritten Steinbildes vom Djebelet el Beda ist ein großes Bruchstück, das in mehrere Teile zersprungen ist. Es ist 1,24 Meter breit, 73 Zentimeter hoch und nur 50 Zentimeter dick. Das Relief ist 10 Zentimeter hoch herausgearbeitet. Der Basalt ist viel poröser als bei den andern Skulpturen.

Es handelt sich wieder um eine Doppelstele (Tafel 63b). Auf beiden Seiten sind die mittleren Teile einer menschlichen Figur dargestellt. Die besser erhaltene vordere Seite zeigt das untere Ende eines Rockes, der sich nach oben verjüngt. Auf diesem Rock sind drei breite, lange Zotten zu erkennen, die denen auf der vollständig erhaltenen Doppelstele ähneln.

Darunter sieht man links das eine, leicht gebeugte Unterbein. Von dem andern ist nur noch ein Stumpf vorhanden. Die Figur schreitet nach links, wie sich aus der Andeutung der Wade ergibt.

Links davor ragt der obere Teil eines S-förmig gebogenen, gewaltigen Stierhorns empor, auf dessen Spitze noch eine Kugel und ein Stück eines senkrecht aufsteigenden Stockes einer Keule erhalten sind. Ganz ohne Zweifel stellte das Bild einen Gott dar, der auf einem Stier stand. Wie auf der erhaltenen Doppelstele, trug er eine gesenkte Keule, deren Knauf auf dem Stierhorn auflag.

Die Rückseite zeigt denselben Vorwurf, nur steht er etwas tiefer als auf der Vorderseite.

Wenn man dieses Fundstück entsprechend der unversehrten Doppelstele rekonstruiert, so würde es höchstwahrscheinlich 4 Meter hoch und 1,35 Meter breit sein. Um so erstaunlicher ist es, daß das Kernstück mit dem Hochrelief verhältnismäßig so dünn ist. Als die Stele vor Jahrtausenden skulptiert wurde, muß der Stein ganz anders ausgesehen haben. Der Basalt des Kbise-Vulkans zeigt vielfach Kieseleinsprengungen. Bei unserm Torso waren sie augenscheinlich sehr zahlreich, und hierauf wird die starke Zersetzung des Steines zurückzuführen sein.

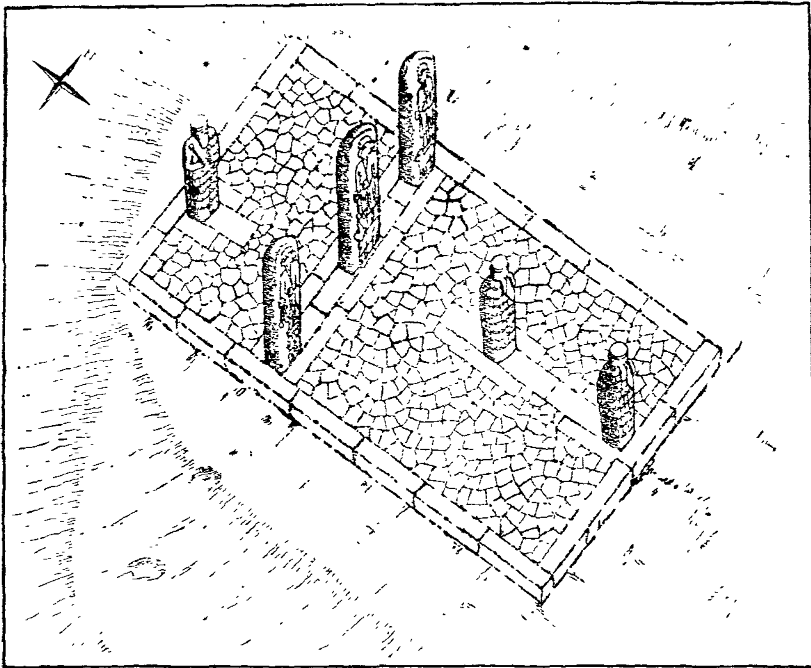
Auch auf dieser Riesenstele ist der Gott Teschup dargestellt. Wie so oft im subaräischen Kulturkreis, steht er auf seinem heiligen Stier.

Ein kleiner, aber ungemein wichtiger Fund, den wir 1929 gemacht haben, ist ein etwa 15 Zentimeter großer Basaltstein, der einem Stück der Zotte an der Vorderseite der unversehrten großen Doppelstele vollkommen gleicht. Das Material dieses Steinstückes ist jedoch anders als das der großen Doppelstele und des Teschuptorsos. Dies beweist, daß auf dem Djebelet el Beda einst noch eine dritte Doppelstele vorhanden war, die verlorengegangen ist. Auf ihr war höchstwahrscheinlich die große Göttin, und zwar wohl auf dem ihr heiligen Löwen dargestellt. Wir wissen aus alten Bildern, daß die Frauen in der frühen Zeit gleichfalls mit Zottenröcken bekleidet waren.

Damit wären die drei großen Gottheiten des Tell Halaf auch auf dem Djebelet el Beda vertreten: Teschup, der Hauptgott der Subaräer, der Sonnengott und die große Göttin, von der nur das kleine Zottenstück erhalten ist.

Außer diesen Steinbildern muß es aber in alten Zeiten noch weitere auf dem Djebelet el Beda gegeben haben. Ich bin überzeugt, daß uns zwei weitere Rundstatuen ähnlich der zuerst beschriebenen Zottenrock-Statue fehlen. Die Doppelstelen haben sicher in den nördlichsten drei

der fünf von Nord nach Süd gerichteten Gruben des Ras et Tell gestanden, und zwar mit der einen Seite nach Osten, dem Sonnenaufgang zugekehrt, mit der andern nach Westen. Die Reihenfolge wird dieselbe wie im Durchgang der Tempelpalastfassade und im Kultraum des Tell Halaf gewesen sein: in der Mitte der Teschup, auf der einen Seite



Mutmaßliche Aufstellung der Steinbilder des Djebelet el Beda
(Ansicht von Südost)

seine Gattin, auf der andern der Sonnengott. Vielleicht sind die heute besser erhaltenen Seiten der beiden Stelen nach dem Osten zu gerichtet gewesen. In diesem Falle würde die weibliche Gottheit ihre Aufstellung im nördlichsten Grubenloch gehabt haben.

Die beiden kleineren Löcher im Süden der Doppelstele befinden sich, wie bereits erwähnt, schon am Abhang der Kuppe des Ras et Tell; vielleicht sind sie zufällig entstanden, oder aber sie waren für kleinere Steinbilder bestimmt, von denen wir nichts wissen.

14*

Dem Felsloch für die mittelste Stele lagen, wie schon berichtet, im Westen eine und im Osten hintereinander zwei Gruben gegenüber. Die Zottenrock-Rundstatue stand sicher in einem dieser drei Löcher, ich nehme an, im Osten. Es war ein Beter vor seinen Göttern: der König. Dazu paßt es, daß er in der linken Hand etwas hält. Vielleicht war es ein kleines Lamm, das er als Opfer darbringen wollte. Der aufrechten Haltung der Keule bei dem König entspricht es, daß einer der Männer, die auf der Doppelstele den Gott tragen, die Axt gleichfalls in die Höhe hält. Die Gottheiten auf dem Stier und auf den beiden Menschen lassen im Gegensatz hierzu ihre Keulen herabhängen. Wir können uns nicht in Betrachtungen darüber ergehen, warum die Haltung der Waffe so gewesen ist. Auf dem Djebelet el Beda war sie eben so.

In den beiden andern Gruben im Osten und Westen der Götterreihe werden zwei weitere Zottenrock-Rundstatuen von Anbetern gestanden haben.

Nach den zahlreichen Quadern und andern bearbeiteten Steinen muß angenommen werden, daß die Kuppe des Ras et Tell eine Plattform getragen hat. Die Quadern bildeten den Rand, der Raum innen war aufgefüllt und gepflastert. Wahrscheinlich nahm die Plattform nicht die ganze Kuppe ein, sondern nur den Teil, wo die Steinbilder standen. Diese standen mit ihren unteren Zapfen in den Felslöchern auf und waren durch die schweren eckigen Quadern gegen Umfallen geschützt.

Die Zottenröcke auf den Steinbildern des Djebelet el Beda entsprechen in erster Linie Darstellungen in Sumer, wo diese Röcke bis in das 27. Jahrhundert für Götter und Menschen üblich waren. Aus dem Zottenrock entwickelte sich dann, besonders in der Gudeazeit, das „Plaid" oder „Rüschengewand", das aber nur noch Götter oder vergöttlichte Könige tragen. In Elam kennen wir einige Darstellungen von Zottenröcken aus der ältesten Zeit auf Terrakottafigürchen und auf Vasen aus schwarzem Asphalt.

Im subaräischen Kulturkreis ist der Zottenrock dagegen nur selten, wie z. B. bei der obenerwähnten Bronzestatuette eines bärtigen sitzenden Mannes aus Boghazköi und auf dem Djebelet el Beda. Daß der Zottenrock bei dem Mann auch über die linke Schulter gelegt wird, ist unsumerisch. Vielleicht hängt dies mit dem kühleren Klima im oberen Mesopotamien zusammen. Diese Bekleidungsart

bei Männern kommt in Sumer nur vereinzelt auf ganz alten Statuetten vor, während sonst im allgemeinen bei dem Mann der ganze Oberkörper frei ist. Das spätere Rüschengewand geht jedoch bei den Göttern immer über die linke Schulter.

In Subartu waren in erster Linie der kappadokische Rock, der ein Bein frei läßt, ferner ein unten geschlossenes langes Gewand und endlich der kurze Schurz üblich, wie er vor allem auf den kleinen Orthostaten des Tell Halaf in Erscheinung tritt.

Die Vogelnasengesichter auf der großen Doppelstele des Djebelet el Beda entsprechen ganz ältesten sumerischen Darstellungen: Die riesige Nase bildet mit der fliehenden, sehr niedrigen Stirn und dem tiefliegenden Hinterkopf eine einheitlich gewölbte Linie, die fast an einen Vogelkopf mit großem, breitem Schnabel erinnert. Die trotz der scharfen Profildarstellung en face wiedergegebenen Augen sind stark überbetont. Weiter sind die wulstigen Lippen und das zurücktretende Profil des Kinns mit dem wieder von vorn dargestellten Bart kennzeichnende Merkmale.

Dies alles erinnert sehr an die Einlegearbeiten von Kisch. Auch in Elam und in Subartu haben sich solche Vogelnasengesichter gefunden, aber seltener als in Sumer. Am stärksten jedoch ist das Vogelnasengesicht auf dem Djebelet el Beda zum Ausdruck gebracht. Auch finden wir es hier zum erstenmal auf einem Steinbild und noch dazu auf einem riesigen Denkmal.

Die Vogelnasengesichter sind zu ausgesprochen, als daß sie nicht ein Rassenmerkmal darstellen sollten. Welches aber ist das Volk, das hier gemeint ist?

Wohl haben in der ältesten Zeit die Darstellungen von Sumerern Vogelnasengesichter. Diese knüpfen jedoch an die in der vorsumerischen Schicht in Ur gefundenen Terrakottafiguren an, deren Gesichter vollkommen den Vogeltyp aufweisen. Später haben die Sumerer in ihren Bildwerken einen ganz andern Typ, wie wir ihn am besten bei den Steinbildern der Gudeazeit feststellen können. Hier ist von Vogelnasen keine Rede. Das ist der eigentliche Typ der Sumerer.

Dagegen finden wir im subaräischen Kulturkreis einen Rassentyp, der sehr viel Ähnlichkeit mit den Vogelnasen des Djebelet el Beda und des allerältesten Südmesopotamiens zeigt. In den Vogelnasengesichtern des Djebelet el Beda haben wir daher, wie ich glaube, nicht

etwa den sumerischen Rassentypus vor uns, sondern den subaräischen. Die Bevölkerung Südmesopotamiens vor dem Eindringen der Sumerer gehörte zu derselben Rasse wie die Subaräer, wie sich das aus der zu ihrer Schicht gehörigen Buntkeramik ergeben hat. Die Vogelnasengesichter der frühen sumerischen Zeit geben noch den Rassentyp der Urbevölkerung wieder; die Sumerer behielten wohl noch eine Zeitlang das Schema bei, nach dem Menschen bisher abgebildet worden waren.

Zahlreiche subaräische Namen im 3. Jahrtausend in Südmesopotamien geben ebenfalls zu denken. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß sie vielleicht auf die allerälteste eingeborene, vorsumerische Bevölkerung zurückgehen.

Auf dem Tell Halaf tritt der subaräische Rassentyp am besten hervor. Die Darstellungen haben eine große Anzahl von Ähnlichkeiten mit den Vogelnasengesichtern des Djebelet el Beda, so die thronende Göttin und die verschleierte Sphinx mit ihrer fliehenden Stirn und dem zurücktretenden Kinn, bei dem älteren Skorpionenvogelmenschen die ausgesprochen wulstigen Lippen, bei den En-face-Darstellungen der Reliefskulpturen die feiste Wangenpartie. Die übergroße Nase der Vogelgesichter erinnert aber ganz besonders an die fleischige, etwas gekrümmte Nase, die wir nicht nur auf dem Tell Halaf, sondern auf allen subaräischen Reliefs finden. Aber für die nahe Verwandtschaft der Bilder des Djebelet el Beda mit denen des Tell Halaf und damit denen des subaräischen Kulturkreises sprechen auch noch weitere Umstände.

Die gewaltige Größe der aus Basalt skulptierten Djebelet-el-Beda-Steinbilder ist nicht sumerisch, sondern subaräisch. Die Aufstellung mehrerer Gottheiten nebeneinander ist ebenfalls dem subaräischen Kulturkreis eigentümlich. Vor allem aber ist das Stehen der Götter auf Menschen und Tieren ursubaräisches Kulturgut.

Die Kleidung ist auf den Figuren des Djebelet el Beda anders als bei denen des Tell Halaf, wo der Zottenrock nirgends vorkommt. Nur bei der Kupfermatrize (Tafel 57, Nr. 2) kann es sich vielleicht um einen solchen Rock handeln.

Wenngleich die Barttracht oder überhaupt das Tragen von Bärten keineswegs ein Rassen- oder Völkermerkmal darstellt, ist die Ähnlichkeit auf den Fundstücken von beiden Orten auch in dieser Hin-

sicht doch bemerkenswert. Ebenso ist die Keule gleichartig. Die Axt bei dem einen der kleinen Männer unter dem Gott auf der Doppelstele ähnelt einer Axt aus Kupfer, die auf dem Tell Halaf gefunden wurde. Die Haltung der Hände auf dem Djebelet el Beda weicht durchaus von altsumerischen Vorbildern ab und ähnelt der Darstellung auf den Bildwerken des Tell Halaf. Genau wie auf dem Tell Halaf alles, was man vom Menschen sieht und weiß, dargestellt wird, zeigt auch der Gott der Doppelstele bei der linken Faust alle fünf Finger übereinander. Die Haltung der Arme, die Bildung der Muskeln, die Schulterung der Waffe, besonders bei der Zottenrock-Rundstatue von der Seite gesehen, alles das finden wir bei dem Riesengott des Tell Halaf wieder.

Die Feuersteininstrumente und Scherben, die wir auf dem Djebelet el Beda fanden, weisen auf die älteste Zeit des Tell Halaf. Die Scherben entsprechen der einfarbigen dicken, handgemachten Tonware; Buntkeramik und Obsidian haben wir nicht gefunden, was vielleicht aber nur Zufall ist.

Die Doppelstelen und die Rundstatue des Djebelet el Beda sind gleichaltrig. Alles deutet auf eine einheitliche Anlage hin, die mir als der Ausfluß des Willens eines mächtigen Königs erscheint. Dieser König hat nirgendwo anders als im Chaburgebiet, auf dem Tell Halaf, geherrscht.

Die Steinbilder des Djebelet el Beda gehören in das 4. Jahrtausend. Das Vogelnasengesicht ist das älteste dieser Art. Auch die Zottenröcke zeigen die ältesten Formen. Es gibt in der Plastik nichts Älteres als den Djebelet el Beda.

Es muß in der damaligen Zeit eine furchtbare Arbeit gewesen sein, die Basaltsteine von dem Kbise, wo sie gebrochen wurden, bis auf den Djebelet el Beda zu befördern. Mit den Umwegen, die das Gelände nötig machte, sind das etwa 100 Kilometer! Besonders schwierig denke ich mir dies bei der Doppelstele, von der nur das Mittelstück erhalten ist. Die Steine müssen einschließlich ihres Zapfens vier Meter und länger gewesen sein. Der Stein mit dem Gott auf dem Stier war zum mindesten anderthalb Meter breit. Die Steine werden wohl walzenförmig auf dem Kbise zugehauen und dann durch die tiefen Wadis über Stock und Stein zum Djebelet el Beda gerollt worden sein,

vom Kbise zunächst westwärts, wo der Chabur im Sommer trocken ist, und dann genau nach Süden. Von Norden steigt der Djebelet el Beda weniger steil an, nach Süden fällt er jedoch jäh ab. Von Süden aus wäre es unmöglich gewesen, die Steine heranzuschaffen. Hatten die Bildhauer auf dem Djebelet el Beda ihr Werk vollendet, welche Schwierigkeiten muß es dann noch gemacht haben, die Stücke auf der kleinen, immerhin beinahe 20 Meter hohen Gipfelkuppe in ihre Löcher einzusetzen!

Wann und durch welches Ereignis die Steinbilder umgeworfen worden sind, wissen wir nicht genau. Daß alle Bruchstücke am Südostabhang der Kuppe lagen, als ich sie entdeckte, läßt fast auf die Zerstörung durch ein Erdbeben schließen, dessen Schwingungsrichtung nach Südosten gegangen wäre. Als die Statuen und Stelen umstürzten, mögen die Zapfen abgebrochen sein, mit denen sie auf der Kuppe eingelassen waren. Später wurden diese alten Basaltzapfen dann wohl von den Leuten herausgeholt, welche die Zapfengruben zu Gräbern vergrößerten. Vielleicht ist dies aber auch schon früher geschehen, um aus dem begehrten Material Gefäße oder dergleichen zu machen.

Als wir nirgendwo in der Nähe Reste einer Stadt oder auch nur von Häusern jener uralten Zeit ausfindig machen konnten, kamen mir die riesigen Steine in ihrer Einsamkeit wie eine Täuschung vor. Hätte ich die viele Tonnen schweren Skulpturenreste nicht selbst auf dem Bergrücken gefunden, ich würde das Ganze für eine Erfindung der Phantasie halten. Ein Wunder ist es jedoch, daß die Steinbilder so viele tausend Jahre an Ort und Stelle verblieben sind, ohne vollkommen zerschlagen zu werden. Geradezu phantastisch aber war es, daß es uns durch einen glücklichen Zufall gelang, das unterste Stück der Doppelstele unversehrt in dem Römerkastell bei Ain el Beda aufzufinden!

Unmittelbar südlich des Ras et Tell fanden wir in einer Schlucht des jäh abfallenden Djebelet-el-Beda-Felsens kleine Basaltreste. Hierhin dürften wenigstens einzelne der verlorengegangenen Steine in römischer Zeit hinabgerollt worden sein.

Viele römische Scherben und eine kleine Lampe im Brandschutt bewiesen, daß die Römer auf dem Ras et Tell irgendeinen Bau, vielleicht einen Wachtturm, errichtet haben. Hierzu werden sie die Quadern mit verwendet haben. Dem Brandschutt nach muß das Gebäude aber

aus Holz gewesen sein. Schließlich dienten die Kalksteinquadern und anderes Steingeröll zur Einfassung und zum Schutz der Gräber, die aus den Zapfenlöchern entstanden.

Der Djebelet el Beda gehört geographisch zum Chabur-Quellgebiet. Dazwischen liegen fette Weiden und Fruchtland mit zahlreichen Wasserstellen. Dagegen reichen die Weideplätze südlich des Djebelet el Beda und des Djebel Abd el Aziz nur wenige Kilometer weit. Dann erstreckt sich bis zum Belich im Westen und zum Euphrat im Süden die unermeßliche Steppe des oberen Mesopotamiens. Ich habe diese große Ebene während meiner Reisen 1911—13, 1927 und 1929 nach allen Richtungen hin durchforscht. Es finden sich hier nur kleine Niederlassungen aus ältester Zeit, die ich wohl sämtlich besucht oder gesichtet habe. Nur weit im Osten des Djebelet el Beda, nach dem Chabur zu, gibt es Reste von etwas größeren alten Orten. Der bedeutendste ist der Tell Malhat ed Deru, den ich als erster Europäer 1929 besuchte. Er liegt weit im Südosten des Djebelet el Beda, von diesem durch die Steppe getrennt.

Die Wasser- und Geländeverhältnisse lassen es nicht zu, den Djebelet el Beda den alten südlichen Chabur-Ortschaften und Fürstentümern zuzuweisen. Wer Herr des Tell Halaf war, dem gehörte auch der Djebelet el Beda. Für die Tell-Halaf-Könige war der Berg ein Auslug nach dem Süden. Hier weideten zu gewissen Zeiten des Jahres ihre Herden, und sie selbst mögen wohl vielfach während des Sommers ihre Zelte auf dem Djebelet el Beda oder dicht dabei aufgeschlagen haben. Noch in unsern Tagen haben auch Ibrahim Pascha und seine Söhne zur Zeit ihrer größten Macht, wiewohl sie ihren Sitz in Weranschehir hatten, einen Teil des Sommers gerade auf dem Djebelet el Beda gezeltet. In Zeiten der Gefahr suchten und fanden sie hier mit ihren Herden immer wieder eine Zufluchtsstätte.

Allerdings drängt sich zunächst die Ansicht auf, daß die alten Steinbilder des Djebelet el Beda vielleicht zu dem Denkmal eines sumerischen Königs gehörten, der bis hierher vorgedrungen war und seinen Sieg auf der weithin sichtbaren Kuppe des Bergplateaus verherrlichen wollte. Diese Annahme hat wegen des sumerischen Einschlages in den Zottenröcken wohl etwas Verführerisches. Vielfach wurden Siegeszeichen im Alten Orient aufgestellt; man denke an die Stele des Naram-Sin bei

Diarbekir. Aber meist waren es nur Felsenbilder. Bei uns handelt es sich jedoch nicht um eine einzelne Stele, sondern um eine Mehrzahl von Figuren, und diese sind im Motiv und in ihrer ganzen Behandlung subaräisch. Ein sumerischer König hätte das Tell-Halaf-Gebiet längere Zeit beherrschen müssen, um sich ein solches Denkmal zu schaffen, dessen Errichtung sicher viele Jahre gedauert hat. Es fehlen uns aber alle Unterlagen für eine sumerische Herrschaft im Chabur-Quellgebiet. Als die zeitweise weitest vorgeschobenen Posten der Sumerer können wir, bisher wenigstens, nur Assur am Tigris und vielleicht die Umgegend von Ana am Euphrat betrachten.

Der Ras et Tell kann nichts anderes gewesen sein als eine offene Kultstätte der ältesten subaräischen Tell-Halaf-Könige für sich selbst und ihre Hirten. Es war eine Kultstätte großartigsten Stiles.

Von besonderer Bedeutung für das Verständnis dieser Kultstätte und die Tragweite ihrer Entdeckung erscheinen mir die 3000 Jahre jüngeren Denkmäler des Grabhügels auf dem Nemrud Dagh. Er liegt 90 Kilometer nördlich von Urfa, also immerhin in unserer weiteren Umgebung. Wir finden auch hier die Hauptgötter, aber nicht wie in Jazylykaja in Felsenreliefs, sondern frei stehend als Götterbilder nebeneinander aufgestellt und daneben, davor und an den Seiten den König Antiochus, der unter dem Hügel begraben liegt, und seine Ahnen. Im Osten und Westen des Grabhügels findet sich je eine Terrasse. Auf beiden, also zweimal, sind dieselben drei Hauptgottheiten Zeus, Kommagene und Helios sowie der König Antiochus und sein größter Vorfahr Herakles einzeln in einer Linie aufgestellt. Die Götter, Antiochus und Herakles schauen als riesige, aus mehreren Stücken zusammengesetzte Einzelsteinbilder auf den Terrassen einmal nach Osten und einmal nach Westen, genauer nach Nordosten und Südwesten. Der Zeus entspricht dem Teschup, die Kommagene der großen weiblichen Gottheit Hepet und Helios dem Sonnengott des subaräischen Kulturkreises. Herakles ist gleich Gilgamesch. Auf einer Reihe kleinerer Reliefstelen gegenüber und neben der Hauptreihe sind wieder Antiochus nebst Herakles und andere Ahnen mit Gottheiten zusammen dargestellt. Auf einer Stele sehen wir Antiochus und Zeus, der auf einem Thronsessel sitzt. Das Diadem des Antiochus hat ein Band mit einem Palmettenmotiv, dem auf dem Kopfputz der Riesengötter der Tell-Halaf-Fassade nicht

unähnlich. Die Kronenspitzen des Diadems einzelner Götter erinnern fast an die Federkrone, die auch dem Tell Halaf eigentümlich ist. Der große, viereckige Altar an der Ostterrasse, den Götter-Steinbildern gegenüber, entspricht dem emaillierten Ziegelaltar vor der göttergeschmückten Hauptfassade des Tempelpalastes des Tell Halaf. Das sind nur einige wenige Einzelheiten, die auf dem Nemrud Dagh an die subaräische Kultur erinnern. Wir haben es hier mit einem Ausläufer dieser Kultur in hellenistischer Zeit zu tun, der deshalb von solcher Wichtigkeit ist, weil er in der Art der Aufstellung der Götterbilder genau dem Djebelet el Beda folgt.

An beiden Orten sind die Gottheiten selbständig nebeneinander aufgestellt, und zwar sowohl nach Osten wie nach Westen schauend. Auf dem Djebelet el Beda ist auf einer Doppelstele immer zweimal derselbe Gott wiedergegeben, auf dem Nemrud Dagh sind die nach Osten und Westen blickenden Statuen durch den Grabhügel getrennt. Der König Antiochus und sein Ahn Herakles stehen auf dem Nemrud Dagh neben den drei Hauptgöttern, beide vergöttlicht. Die Aufstellung des anbetenden Königs und wohl zweier ähnlicher Figuren den Gottheiten gegenüber auf dem Djebelet el Beda erinnert an die auf der Westterrasse des Nemrud Dagh den großen Göttern gegenüber aufgestellten Stelen mit dem König und seinen Ahnen. Die Kuppe des Djebelet el Beda, auf der die Steinbilder standen, war kleiner, hier war alles mehr zusammengedrängt, einheitlicher und ursprünglicher.

Schon die auffallende Ähnlichkeit mit dem Nemrud Dagh verlangt die Prüfung der Frage, ob nicht auch auf dem Djebelet el Beda eine Begräbnisstätte jener alten Zeit zu finden sei. Wir haben hierfür keine Spuren festzustellen vermocht. In vier Löchern der Kuppe wurden zwar Grabstätten gefunden, aber diese gehörten einer viel späteren Zeit an. Möglich wäre es natürlich, daß unter dem einen oder andern Steinbild vielleicht die Leiche eines Königs oder seine Asche beigesetzt war. Jedoch war hier lange nicht soviel Platz wie etwa in den Schachtgräbern unter den thronenden Göttinnen des Tell Halaf. Wenn überhaupt ein Grab auf dem Djebelet el Beda gewesen ist, dann kann es sich sicher nur um das Grab eines subaräischen Königs des Chabur-Quellgebiets gehandelt haben, der zur Zeit des Rabi'a (der Frühlingsweiden) mit seinen Zelten hierherkam oder vielleicht hier an der Eingangspforte zum Chabur-

Quellgebiet, in der Senke zwischen dem Djebel Abd el Aziz und dem Djebelet el Beda, einen feindlichen Angriff von Süden her abwehrte und dabei fiel.

Auch eine Begräbnisstätte würde an der Deutung der Steinbilder und der Art ihrer Aufstellung nichts ändern. Die Stelen stellen die Götter und die Statue den König dar. Der Ras et Tell war eine Kultstätte, ob sie gleichzeitig ein Begräbnisplatz war, ist gleichgültig.

Das Ergebnis unserer Arbeit des Jahres 1929 war insofern negativ, als in der Nähe des Ras et Tell keine Reste einer uralten, mit den Steinbildern gleichzeitigen Siedlung aufzufinden waren. In unserer Hoffnung, auf dem Djebelet el Beda architektonisch oder archäologisch wichtige neue Funde über die des Jahres 1913 hinaus zu machen, wurden wir enttäuscht. Dahingegen haben wir nunmehr den im Machtgebiet des Tell Halaf gelegenen Ras et Tell des Djebelet el Beda als offene Kultstätte erkannt, auf der in der allerältesten Zeit die schier unglaublichen Steinbilder, die ich 1913 entdecken konnte, gestanden haben — und das scheint mir ein reicher Ersatz für die aufgewendete Mühe.

IX.

Arbeitsergebnis und Ausblick

*

Das wichtigste Ergebnis der Ausgrabungen auf dem Tell Halaf und dem zu ihm gehörigen Djebelet el Beda ist die Feststellung, daß im alten Vorderen Orient neben der Kultur von Ägypten und Babylonien eine dritte große, und zwar selbständige Kultur bestanden hat. Es ist die subaräische, und diese ist bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. nachweisbar. Bisher war man gewohnt, die Erzeugnisse der zu dieser Kultur gehörigen Kunst „hettitisch" zu nennen. Das ist zu ändern, denn die indogermanischen „Hettiter" sind erst um das Jahr 2000 v. Chr. nach Vorderasien gekommen. Diese Hettiter haben — ebenso wie die etwa gleichzeitig nach Mesopotamien eingedrungenen arischen Mitanni und die im 12. Jahrhundert v. Chr. in Obermesopotamien und dann auch in Nordsyrien zur Herrschaft gelangten Aramäer — die bodenständige subaräische Kultur mit ihren Gottheiten und ihrer Kunst ihrerseits übernommen.

Von den Randgebieten des Subartulandes in Kleinasien und Westsyrien an mehren sich die Zeugen der subaräischen Kultur und Kunst, je näher man nach Obermesopotamien gelangt. Hier wurde schon seit längerer Zeit ihr Mittelpunkt, die Stätte ihres Ursprungs gesucht. In dem von der Natur begünstigten Chabur-Quellgebiet, auf dem Tell Halaf und seiner Umgebung, habe ich sie entdeckt. Hier ist die älteste und ergiebigste Fundstätte des großen Subartulandes. Hier muß einst seine Hauptstadt oder die eines seiner größten und wichtigsten Teilgebiete gewesen sein.

In allen Bildwerken des Tell Halaf aus der alten subaräischen Zeit, die der aramäische König Kapara an seinen Bauten wieder verwandte, spricht sich etwas durchaus Primitives, Kindlich-Naives aus; man will

die Natur nachahmen. Die Gestalten des subaräischen Götterglaubens waren eine Ausstrahlung der Natur. Der Teschup bedeutet den Himmel, die Hepet die Erde, und ihr Kind ist die Sonne, die jeden Tag auf- und untergeht. Aus den Naturerscheinungen werden die Halbgötter und Dämonen hervorgezaubert, Misch- und Fabelwesen, die man aus Tieren und Menschen oder aus Formen der verschiedenartigsten Tiere zusammensetzt.

In den Steinbildern des Tell Halaf aber tritt uns die große Kunst des Primitiven entgegen. Sie ist noch nicht verschnörkelt und stilisiert, sondern ganz der Natur abgelauscht. Zumal die Reliefs zeigen eine außerordentliche Naturnähe. Man glaubt zu sehen, wie sich die Tiere bewegen.

Die Vielseitigkeit der Darstellung auf Reliefplatten und Rundplastiken, die schier unerschöpfliche Fülle der Gedanken, die in den Steinbildern liegt, zwingen uns zur Bewunderung. Es ist zudem beinahe unfaßbar, wie die Leute jener Zeit mit so einfachen Mitteln derartiges schaffen konnten.

Die Tempelpalastfassade des Tell Halaf konnten wir mit unbedingter Wahrheitstreue wiederherstellen. Sie bietet auch dem modernen Menschen einen Anblick von überwältigender Wirkung. Die Riesengötter auf den Tierkolossen halten jeden im Bann. Wir denken an den Schrecken, den mystischen Schauer, der das Göttliche im Alten Orient umgab, an die Furcht der Gläubigen vor ihren Gottheiten. In der subaräischen Skulptur sind die Götter groß, übergroß, übermenschlich.

In der Tempelpalastfassade gehen Architektur und Skulptur in einer Weise zusammen, daß es scheint, als ob dies hier auf dem Tell Halaf erfunden worden wäre und als ob die Skulptur hier erst aus architektonischem Zwang entstanden sei. Auf der andern Seite muß der Europäer, der im Gedankengang des klassischen Griechentums geschult ist, auf dem Tell Halaf die Urbilder vieler griechisch-römischer Kunstformen und Kunstwerke finden. Ich bin sicher, daß der Tell Halaf berufen ist, in der Kunstgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen.

Seit kurzem habe ich die Tell-Halaf-Funde, soweit sie mir zugefallen sind, im Original, das übrige im Gipsabguß, in einem Museum in Berlin, Franklinstraße 6, vereinigt (Tafel 64). Hier haben die Großfunde in einer Maschinenhalle, die Kleinfunde in dem Direktorialgebäude einer ehemaligen Fabrik ihre vorläufige Aufstellung ge-

funden. In der Halle sind auch die große Vorderfassade des Tempelpalastes, der zweite Tordurchgang mit den Riesengreifen, ein Teil der Bastionenwände und der Kultraum in Abgüssen der Originale aufgebaut worden.

Eine geschlossene Sammlung derartiger Größe mit einer solchen Menge von großen und kleinen Steinbildern und vielseitigster Kleinfunde wird wohl kaum wieder aus einem Hügel des Vorderen Orients zutage gefördert werden können. Die Steinbilder des Tell Halaf gehören in das 3. Jahrtausend, die des Djebelet el Beda in das 4. Jahrtausend v. Chr., und in dieselben Zeiten gehört unsere Buntkeramik.

Wie die Gräber des Tut-ench-Amun und von Ur reich waren an Gegenständen aus Gold und an herrlicher Kleinkunst, so ist der Tell Halaf überreich gewesen an Steinbildern der verschiedensten Art, zum Teil von ungeahnter Größe.

Der Tell Halaf verlangt aber noch mehrere Ausgrabungskampagnen. Durch unsere bisherigen Untersuchungen sind viele neue Fragen aufgeworfen worden. Manches ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Es gilt, selbst noch die Namen für Stadt und Land des alten Tell Halaf zu finden, ja sogar für das Reich Kaparas und seine Hauptstadt.

Auf dem Tell Halaf werden wir nunmehr an die systematische Durchforschung der Schichten mit der prähistorischen Buntkeramik heranzugehen haben. Hier wurden bereits Reste von starken Palastmauern dicht vor dem Kaparaschloß festgestellt. Diesen ganz alten Bauten werden wir nachzuspüren haben. Wer weiß, ob wir hier nicht doch noch Steinbilder oder wenigstens Reste davon finden, die noch an derselben Stelle stehen, wo sie die Buntkeramikleute aufgestellt haben. Welche Freude würde es sein, wenn wir Friedhöfe und Königsgräber dieser alten Zeit aufdecken könnten!

Neben der Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem Tell Halaf müssen wir auch an die Lösung einer andern großen Aufgabe herantreten. Es gilt, die zweite alte Hauptstadt des Chabur-Quellgebietes, Fecheria, zu untersuchen. Das wird wieder eine Ausgrabung größten Stiles werden. Die mit Mauern umgebene Stadtruine ist ausgedehnter als die alte Tell-Halaf-Stadt. Der Burghügel ist gleichfalls sehr bedeutend.

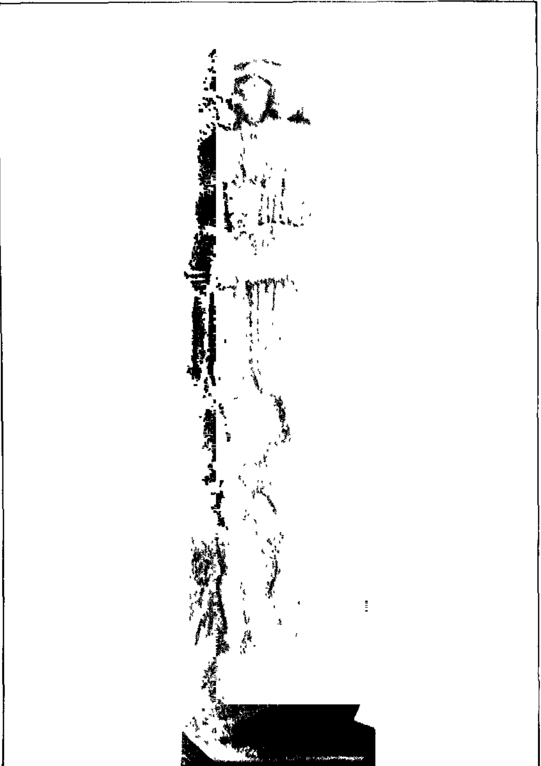
In Fecheria sind Funde aus einer der interessantesten Zeiten zu erhoffen, aus der wir für das ganze obere Mesopotamien bisher

am wenigsten wissen. Es ist die Zeit, die dem Zusammenbruch der Buntkeramikstadt des Tell Halaf — etwa um 2000 — gefolgt sein und bis zum Untergang der Mitanni-Dynastie — um 1300 — gedauert haben muß. Die Mitannifürsten haben höchstwahrscheinlich, wie bereits ausgeführt, hier in Fecheria ihre Hauptstadt Waschukani gehabt, bis das Chaos in Obermesopotamien entstand und Kapara sich eine neue Residenz auf dem Tell Halaf schuf. Sollten die Mitannikönige, die zeitweilig Bundesgenossen der ägyptischen Könige der 18. Dynastie waren, wirklich hier ihre Paläste gehabt haben, werden wir zweifellos weitere große Überraschungen zu erwarten haben: in erster Linie wohl wieder Steinbilder, deren Vergleich dann mit denen des Tell Halaf von besonderer Bedeutung sein würde. Jede Skulptur oder jeder andere Fund aus dieser Zeit werden kulturgeschichtlich von größtem Interesse sein, besitzen wir doch aus der Mitannizeit so gut wie keine Fundgegenstände.

Wenn wir in Fecheria ältere Mitannischriften oder das Staatsarchiv Tuschrattas fänden, des Zeitgenossen des großen Hettiterkönigs Schuppiluliuma und der Pharaonen Amenophis III. und IV., würden wir Dokumente von derselben historischen Bedeutung erhalten wie die Tell-Amarna-Briefe und die Urkunden von Boghazköi.

Um an die alten Schichten von Fecheria und seiner Umgebung zu gelangen, werden wir die darüberliegenden Reste der altarabischen Stadt Ras el Ain und des griechisch-römischen Resch-aina wenigstens teilweise abtragen müssen, was auch für diese späteren Zeiten interessante Einblicke erhoffen läßt.

Jetzt schon freue ich mich darauf, binnen kurzem wieder in die Wüste zu den mir liebgewordenen Beduinen zurückzukehren, neue Forschungsreisen zu machen und noch manche Kampagne ernster Grabung auf dem Tell Halaf und in Fecheria-Waschukani persönlich auszuführen. Die „Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung (Orient-Forschungs-Institut)“ ist bestimmt, mein Lebenswerk und meine Studien im alten und neuen Vorderen Orient nach meinem Tode fortzusetzen. So ist dafür gesorgt, daß die weiteren Ausgrabungsarbeiten, die noch viele Jahre beanspruchen, fortgeführt werden können.

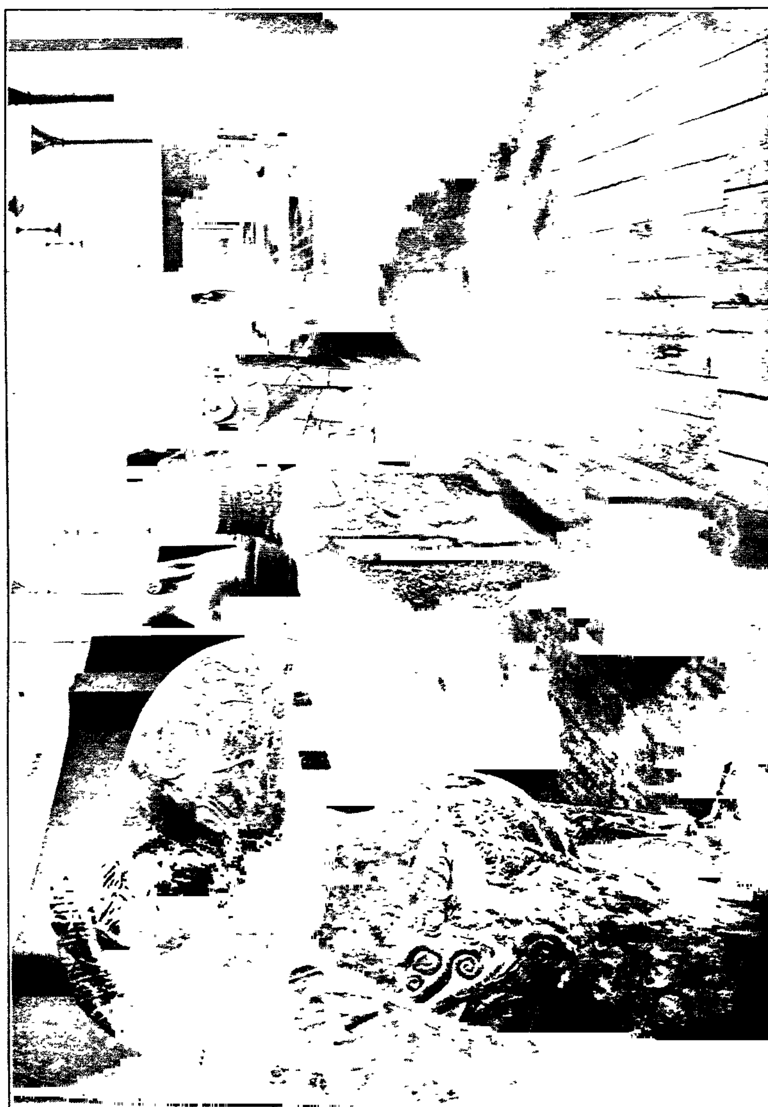


a) Sonnengott auf zwei Menschen.



b) Teschup auf dem Stier.

Doppelstelen des Djebelet el Beda.



Blick in das Tell-Halaf-Museum.

Anhang I.

Stilkritische Untersuchung und Datierung der Steinbilder

von Ernst Herzfeld

*

Die Steinbilder des Tell Halaf sondern sich bei stilkritischer Analyse in drei große Stufen, die sich voneinander deutlich als Einheiten abheben.

Die erste Stufe (TH I) wird durch die Flachbilder der kleinen Orthostaten (Tafel 16—39) vertreten. Gleichzeitige Rundbilder fehlen.

Die zweite Stufe (TH II) stellen die großen Orthostaten (Tafel 8—10) und, als zu diesen Flachbildern gehörige Rundbilder, die Leibungsorthostaten und Tierbasen der großen Tempelfront (Tafel 11 und 12), die Leibungsorthostaten des inneren Tempelraumes (Tafel 15), des äußeren Hoftores (Tafel 40—42 a), der große Vogel (Tafel 14) und der Torso eines frei stehenden Tieres dar.

Die dritte Stufe (TH III) sind die drei Göttergestalten der großen Tempelfront (Tafel 13) — die mit ihren Tierbasen nicht gleichzeitig sind —, die kleine thronende Göttin (Tafel 44b), der kleine stehende Mann aus dem Kultraum (Tafel 45a).

Der stilistische und damit gewiß der zeitliche Abstand zwischen TH I und TH II ist viel geringer als der zwischen TH II und TH III. Zwischen TH II und III schiebt sich, näher an III als an II zu rücken, die kleine Doppelstatue des Kultraumes (Tafel 45b). Ähnlich gehört zwischen TH I und II, aber ganz nah an II, die große thronende Göttin (Tafel 43 und 44a).

Die älteste Stufe TH I ist, wie die große Zahl der dahin zu rechnenden Stücke — ursprünglich über 200 — von vornherein erwarten läßt, in sich nicht ganz einheitlich. Die ungefähr gleiche Größe der Platten, mit ihrem Farbwechsel von mit Rötel getöntem Kalkstein und von grauschwarzem Basalt erweckt zwar beim ersten Anblick den Eindruck, als seien sie alle für einen Bau geschaffen. Eine nähere Betrachtung aber enthüllt Unterschiede, und zwar ergeben sich mindestens zwei Untergruppen (TH Ia und TH Ib). Noch feinere Unterscheidungen möchte ich nicht machen, weil sie innerhalb des Spielraumes bleiben würden, den man für die individuellen Fähigkeiten des einzelnen Künstlers zulassen muß, und also keine Entwicklungsstufen bedeuten würden. Aber die kleinen Orthostaten gehören ursprünglich zu mindestens zwei auch zeitlich verschiedenen Bauten.

Die Unterscheidung deckt sich nicht, wie man denken könnte, einfach mit dem Stoff: Kalkstein und Basalt. Aber es ist auffällig, daß fast alle Kalksteinplatten zur älteren, nur wenige zur jüngeren Stufe gehören, während der Basalt sich ziemlich gleichmäßig verteilt. Das ist kein Zufall, denn mit der Stufe TH II verschwindet der Kalkstein auf immer. Der Weichheit des Stoffes gemäß ist die Zeichnung in Kalkstein zierlicher, die Einzelgravur feiner im Maßstab, das ganze Bild unmittelbarer, skizzenhafter, die künstlerischen Gedanken und Absichten werden mit der Frische eines ersten Versuches zum Ausdruck gebracht. Im harten Basalt verliert sich etwas von dieser Frische. Die größere Mühe verlangt mehr Überlegung. Die Werke aus Basalt verhalten sich zu denen aus Kalkstein wie das ausgeführte Steinbild eines Künstlers zu seinem ersten Entwurf in Ton.

Die älteste Untergruppe TH Ia enthüllt uns eine vollkommen urtümliche Kunst. Man kann sich schwer vorstellen, daß sie überhaupt Voraussetzungen hat, und glaubt der Geburt der Steinbildnerei nahe zu sein, obwohl auch dem noch Älteres voraufgehen muß und, wie die Kolosse am Djebelet el Beda lehren, auch vorausgegangen ist. Es sieht aus, als seien diese Platten noch mit kupfernen, nicht mit bronzenen Werkzeugen gearbeitet. Aber diese Künstler, die sicher nur über das allereinfachste Werkzeug verfügten, haben eine schöpferische Kraft und einen künstlerischen Wagemut, wie ihn eben nur die primitiven Zeiten einer Kunst hervorbringen, die den Keim zu ganz großen Entwicklungen in sich trägt. Umriß und Bewegung kennzeichnen Menschen, Tiere und ihre Handlungen, wie auf altsteinzeitlichen Höhlenmalereien. Maßverhältnisse der Körper sind nebensächlich — besonders augenfällig bei den Menschen —, sie kümmern den Künstler nicht, der wie ein Kind, was ihm wesentlich erscheint, auch durch Größe hervorhebt. Auch wird noch dargestellt, was man weiß, nicht was man sieht, so in den immer fünfzehigen Füßen. — Was dabei erreicht wird, z. B. in der Zeichnung der Einzeltiere, ist bewundernswert, und der Entwurf der Tierkämpfe ist schlechthin meisterhaft, in gewissem Sinne nie wieder von altmorgenländischer Kunst erreicht.

Diese älteste Stufe kennt nur einen Reliefplan. Der Grund um die meist ziemlich geschlossenen Umrisse herum ist ein wenig vertieft und, bei den primitiven Werkzeugen, sehr uneben gelassen. Der obere Reliefplan ist vollkommen flach, und alle Innenzeichnung ist bloße Ritzung. Im Grunde sind also alle diese Werke nur gezeichnet — eine vorzügliche lineare Abstraktion von der runden Körperlichkeit der Natur. Trotzdem sind diese Künstler Bildhauer und nicht Maler, und im Ausheben des Grundes enthüllt sich ihr Denken an den Raum. Niemals stehen die Figuren auf etwas. Sie schweben. Was ihre abstrakte Körperlichkeit trägt, ist die Steinplatte, der Hintergrund: sie sind schon wirkliche Reliefs. Die Platte ist der Raum, in dem sie sich bewegen. Es gibt noch keine Abstraktion der Erde in Gestalt einer Basislinie. Alle diese Charakterzüge finden ihre Entsprechungen nur in den allerfrühesten Denkmälern menschlicher Kunstübung überhaupt. Hätte der Zufall der Ent-

deckung gewollt, daß erst der Tell Halaf, dann Sendjirli und Karkemisch ausgegraben wären, hätte der Gedanke, solche Werke könnten „späte Kunst" sein, könnten dem 2. Jahrtausend angehören, nie auftauchen können.

Die zweite Untergruppe (TH Ia) behält alle wesentlichen Züge der älteren und unterscheidet sich nur in zwei Charakteren: Erstens ist der obere Reliefplan nicht mehr vollkommen flach. Die Innenzeichnung innerhalb der erhabenen Umrisse ist nicht mehr ausschließlich Ritzung, sondern fängt an, Modellierung zu werden. Am deutlichsten tritt das naturgemäß da hervor, wo Köpfe in Vorderansicht wiedergegeben werden, ferner an den mehrfachen Federreihen der Flügel der vielen geflügelten Gestalten, da, wo die im Bildgrunde liegenden unteren Gliedmaßen vom Leib und den vorderen Gliedern durch Abstufung abgesetzt werden, endlich bei den immer nur seltenen Überschneidungen.

Zweitens: Die Füllung des Raumes der Platten ist außerordentlich überlegt und mit großem Geschick gelöst. Das ist untrennbar verbunden mit einem Fortschritt in der wirklichkeitsähnlichen Proportionierung der einzelnen Figuren. Selbstverständlich bleibt dabei immer noch wesentlich Erscheinendes überbetont. Aber diese Tiere und Menschen sind von virtuellen, sehr regelmäßigen Polygonen umschrieben, und diese ergeben in ihrer Gruppierung oder ihrer Überschneidung Systeme von Parallelen, Schrägen, Diagonalen, Dreiecken, sogar von Kreisen (Skorpionenmensch Stein 141), die eine sorgfältige Vorzeichnung zur Voraussetzung haben. Es herrscht nicht mehr wie in der älteren Untergruppe das rücksichtslose, unmittelbare Hinsetzen der Bilder, sondern diese Kunst hat viel gelernt, sie ist „savant" geworden. Darin liegt so viel Schulung, daß man bei einigen Stücken (den einzelnen Stieren, z. B. Stein 93, Greifen = Stein 119, Löwen = Stein 73) von Routine sprechen könnte, und der Erfolg ist, daß uns diese untere Stufe schon weniger unmittelbar berührt als die ältere.

Die zweite Hauptstufe (TH II), die der großen Orthostaten und der zugehörigen Leibungskolosse und Tierbasen, schließt sich recht eng an TH Ib an. Der Stilunterschied ist offenbar zum Teil in einem wesentlichen Fortschritt der Werkzeuge begründet. Der Kalkstein wird verachtet. Die Maße der Basaltblöcke wachsen ins Riesige. Solche Werke sind ohne härtere Bronzewerkzeuge nicht vorstellbar.

Die Entwicklung geht in der angefangenen Richtung weiter. Die bloße Ritzung der Innenzeichnung bleibt zwar bestehen, besonders bei nebensächlichen Dingen. Aber die reliefgemäße Modellierung der Oberfläche hat große Fortschritte gemacht. Das ist unverkennbar, sobald man die in Vorderansicht dargestellten Gesichter dieser Stufe II mit denen von Ib vergleicht. Ebenfalls ist die Proportionierung der Gestalten weitergeführt; viel mehr Gleichgewicht herrscht zwischen den Einzelteilen der Menschen und Tiere. Und doch ist diese Bewegung noch in den Anfängen, und der Höhepunkt, wie ihn der Gott am Tore von Boghazköi bedeutet, ist noch längst nicht erreicht. Will man aber

wissen, wie eine spätere verfallene Kunst unwahre Proportionen handhabt, so braucht man nur einen Barrekub von Sendjirli neben die Menschen von TH II zu stellen. Mit der Proportionierung hängt die Veränderung in der Einpassung der Darstellungen in den zu füllenden Plattenraum zusammen. Sie ist aus dem Versuchsstadium heraus und klassisch geworden. Endlich hat sich die Raumanschauung geändert; die Erde ist entdeckt, alle Gestalten stehen auf einer durchlaufenden Basislinie.

In TH Ia und b fehlten die wirklichen Rundbilder. In TH II erscheinen sie mit den Leibungstieren, Tierbasen, dem Riesenvogel. Ihre Zusammengehörigkeit mit den großen Orthostaten, schon aus architektonischen Gründen wahrscheinlich, wird über jeden Zweifel erhoben durch die kleinen Flachbilder, die zwischen den Beinen dieser großen Tiere und an den Kuben auf dem Rücken der Tierbasen angebracht sind. Das Verhältnis von Flachbildern zu Rundbildern auf dieser Stufe ist genau dasselbe wie im Stil Sendjirli I. Nach der heute durchgeführten Zusammensetzung der teilweise zertrümmert gefundenen Sphinxe und Tierbasen ist das noch viel klarer geworden als bisher.

Wie die Flachbilder in Entwurf und Proportionierung vom Substrat der Steinplatte bestimmt werden, so sind die Rundbilder vollkommen beherrscht von der Gegebenheit des Steinblocks. Wie sich um jene älteren Gestalten virtuelle Polygone legen, so legen sich um diese Riesentiere die Flächen großer, sehr regelmäßiger Polyeder. Diese bestimmt der Block, wie der Kristall den Schliff eines Edelsteins. Das macht die Kunst so merkwürdig architektonisch. Ich habe einmal gesagt, man könne denken, dieser architektonische Charakter der Bildhauerei sei älter als die Architektur. Und sicherlich sind diese Rundbilder nicht so geschaffen, wie sie sind, aus der Absicht heraus, sie in der Architektur zu verwenden. Das widerlegt eigentlich schon ein Blick auf die große thronende Göttin. Vielmehr ist es derselbe Wille, der den Entwurf der älteren kleinen Orthostaten von der gegebenen Steinplatte bestimmen läßt, der auch hier die Rundbilder so aus dem Block heraushaut. Bei aller Eckigkeit und Flächenhaftigkeit sind sie im eigentlichsten Sinne Rundbilder, die uns eine in keiner andern Kunst des Alten Morgenlandes belegte Form der Raumanschauung enthüllen. Und während die Kunst der zugehörigen großen Orthostaten schon im Begriff ist, in eine Klassizität einzumünden, sind diese Rundbilder noch ganz jung und von einer überwältigenden Kraft. Ohne jede Beziehung zu den uralten Künsten von Sumer und von Ägypten stehen hier, dem altägyptischen gleichwertig, dem sumerischen weit überlegen, die Meisterwerke einer gleichzeitigen, ganz jugendlichen Kunst vor uns.

Die große thronende Göttin steht stilistisch den Werken der Stufe von TH II ganz nahe. Das zeigt ohne weiteres ein Vergleich ihres Profiles mit dem der verschleierten Sphinx. Aber die Vorderansicht der Köpfe ist nicht ganz gleich: der lächelnde Mund, das spitze Kinn der Göttin, die Modellierung der Wangenlinien, auch die Stirnbildung und die Augen, die bei ihr aus dem Basalt gearbeitet, nicht wie bei den Sphinxen eingelegt sind, haben etwas

noch Ursprünglicheres an sich. Auch der Kubus des sitzenden Körpers ist stärker gebunden, weniger gelöst als die Körper der Sphinxe und erst recht der andern Tierkolosse. Nur mit dem Oberkörper wächst sie aus dem Kubus des Thrones heraus, und das Sichbefreien von der Steinmasse steigert sich nach dem etwas in die Höhe schauenden Kopf hin bis zur Loslösung der beiden vorderen Locken vor Wange und Hals und vergeistigt sich in dem wundervollen mystischen Lächeln. — So ist die Göttin also ein wenig altertümlicher und ein wenig älter als die andern Werke der Stufe TH II. Trotzdem sie aber ein sehr frühes Werk ist, ist sie das unübertroffene Meisterstück der hetitischen Kunst.

Die dritte Stufe des Tell Halaf zeigt diese Kunst wesentlich verändert. Im Gegensatz zu den älteren Stufen wird sie nur durch Rundbilder vertreten; Flachbilder fehlen. Es sind die drei Kolossalfiguren der Tempelfront, die kleine thronende Frau und der kleine stehende Mann des Kultraumes. Auch diese Werke sind bestimmt von dem Block, aus dem sie geschaffen sind, aber in ganz anderer Art. Die stehenden Gestalten haben etwas Pfahl- oder Säulenartiges. Der ganze Umriß ist fest geschlossen, liegt aber nicht mehr innerhalb der vielen geraden Ebenen eines Polyeders, sondern nur innerhalb einer einzigen Zylinderfläche. Die Eckigkeit hat der Rundung Platz gemacht. So sind auch alle Einzelheiten rund: Schultern, Brust, Arme. Fing in TH II die wirkliche Modellierung an, so ist hier in der Muskulatur der Beine, der Gesichter mit ihren dicken Wangen und ihren Kinnfalten schon ein Höhepunkt erreicht. Da ist kein Suchen mehr, die Künstler sind ihren Aufgaben durch Schulung gewachsen. Das ist nicht nur Klassizität, es geht etwas darüber hinaus: viel Routine. Dem entspricht — was eigentlich immer den beginnenden Verfall anzeigt — die Suche nach Schmuck, die reichliche Wiedergabe von Zieraten.

Sehr nahe dieser dritten Stufe steht die kleine Doppelstatue des Kultraumes. Sie teilt alle Eigenschaften der Riesenstatuen, ist aber entschieden schlichter, nicht nur im Fehlen allen Schmuckes, sondern auch in der Modellierung der Gesichter, in der Darstellung der Haare. Sie ist also etwas älter als die übrigen Stücke der Stufe TH III.

Der Zeitabstand zwischen TH III und TH II muß beträchtlich sein, denn eigentlich fehlen zwischen beiden Werke, die den wirklichen Höhepunkt dieser Kunst bedeuten. TH II ist eine junge Kunst, TH III ist der Anfang einer späten. Wenn man überhaupt Zahlen nennen will und darf, würde ich annehmen, daß sich TH Ia und b über etwa 100 Jahre erstreckten, daß sie von TH II durch eine Lücke von 100 Jahren getrennt wären, das selbst wieder 100 Jahre dauerte, daß aber im selben Verhältnis TH III von TH II durch 300 Jahre getrennt wäre. Auch wenn man kürzere Zeiträume annimmt, würde immer die Tatsache bestehen bleiben, daß die großen Götterbilder einer völlig andern Kunststufe angehören als die großen Tierbasen, auf denen sie stehen. Und die Folgerung ist also unabweislich, daß die Basen

und die auf ihnen stehenden Gestalten nicht gleichzeitig sind. Dann gibt es zwei Möglichkeiten. Erstens: Die großen Götterbilder waren, als man sie schuf, bestimmt, auf die Tiere gestellt zu werden. Diese Tiere sind Basen und haben einen — bei zweien von ihnen aus dem gleichen Block gearbeiteten — Kubus mit einem Zapfenloch auf dem Rücken. Sie trugen also etwas, sei es ältere Götterbilder, sei es Säulen. In diesem Falle wären also die großen Götterbilder zur Zeit von TH III der Ersatz für das, was die Tiere zur Zeit von TH II trugen. Zweitens: Die Riesengestalten sind ohne Rücksicht auf die Tierbasen geschaffen, bestimmt zur Aufstellung im Kultraum. Sie standen dann zu ihrer Zeit, TH III, mit ihren ziemlich kleinen Sockelplatten auf irgendeinem großen Basisblock, in den sie schon mit Zapfen versetzt gewesen sein müssen. Erst später, d. h. in diesem Falle, als Kapara den ausgegrabenen Tempel errichten ließ, wären sie auf die Tierbasen gesetzt.

Technisch liegt es so: Schulterbreite und mittlerer Körperumfang der Götterfiguren übertreffen beträchtlich die Breite ihrer Sockelplatten. Da die Figuren aus einem gleichmäßig geformten, zylindrischen Block herausgehauen sein müssen, können ihre Standflächen sehr wohl ursprünglich größer gewesen sein als heute. Sie wären also, wenn sie nicht zufällig paßten, als die Kaparazeit sie auf die Tierbasen stellte, passend gemacht worden. Die zylindrischen Trommeln auf den Köpfen sind besonders eingezapfte Stücke. Ob sie zur Kopfbedeckung und also zum ursprünglichen Bestand der Figuren gehören oder ob sie als bloße Architekturglieder erst zur Zeit der Wiederaufrichtung der Fassade zugefügt sind: in jedem Falle müssen ihre Maße und Zapfen genau passen. Die Denkmale selbst und ihr Befund geben also keine Handhabe, um zwischen diesen Möglichkeiten zu entscheiden. An sich liegt in dem Gedanken der Götter auf ihren Tieren nichts Auffälliges: der Moloch von Karkemisch und die zwei Teschupbilder von Karkemisch und von Sendjirli sind ja der Stufe TH II gleichzeitig und älter als TH III. Was man gern entschieden sähe, ist lediglich das Alter der rein architektonischen Verwendung; konnten schon zur Zeit von TH II oder TH III wirkliche Götter eine Karyatidenrolle spielen?

Denn es handelt sich um ein sehr hohes Altertum. Die relative Datierung der Bildwerke des Tell Halaf liegt ganz offen da. Diese Kunst entwickelt sich ganz natürlich und ungestört. In der ältesten Stufe (TH I) haben wir die primitiven, in der zweiten (TH II) die immer noch jugendlichen, aber schon reifenden, und in der dritten Stufe (TH III) Werke vor uns, in denen der eigentliche klassische Höhepunkt der althettitischen Kunst schon etwas überschritten ist.

Die absolute Datierung dieser Stufen ergibt sich, indem man die Werke des Tell Halaf zu denen der sonstigen hettitischen Fundstätten in Beziehung setzt. Dies habe ich schon in dem Aufsatz „Hettitica" in den „Archäologischen Mitteilungen aus Iran" II, 3—4 getan. Aber dort war der mir zwar bekannte Tell Halaf als noch unveröffentlicht nur sehr kurz behandelt.

Die vorliegenden Ausführungen ergänzen und erweitern also jenen Aufsatz ebenso, wie die hier beigefügte Tabelle die alte Tabelle dort. Als neu tritt die im dortigen Zusammenhang unwesentliche Stufe TH III hinzu. Sonst

v. Chr. Geburt	Sendjirli	Karkemisch	Tell Halaf	Trophäen u. andere Einzelstücke	Oyük Malatia
um 3300			Bildwerke des Djebelet el Beda		
um 3000 Mesilim Urnina			Ia. Kleine Orthostaten, die meisten Kalksteinplatten, die Hälfte der Basaltplatten	Statue des Königs von Mari im British Museum	
(2900)	I. Leibungslöwen des Inneren Burgtors, alle Orthostaten des südlichen Stadttores		Ib. Kleine Orthostaten, einige Kalksteinplatten, die Hälfte der Basaltplatten		Malatia: Festmahl
um 2850 Eannatum		I. Wassertor	Große thronende Göttin		Alle Bildwerke von Oyük: Sphinxtor, religiöses Fest und Jagdbilder
(2800)			II. Große Orthostaten, Leibungskolosse, Tierbasen und Riesenvogel		
um 2700 Lugalanda	II. Löwen des Tores Q, alte Hadadstatue, alle Orthostaten des Äußeren Burgtores			Teschup von Babylon	
um 2050 Sargon		II. Antithetische Gruppen von Göttern, Mischwesen u. Tieren, Moloch, Hadad, Zwillings-Tierbasen			Malatia: Jagdbilder, Libationen, Götterkampf, Löwe
um 2500 Naramsin		III. Zwei Götter, zwei Götter auf Löwen, Streitwagen, Krieger, Musik, Frauen im Festzug	Doppelstatue des Kultraumes	Löwe von Babylon, Kriegerstele von Arslan Tasch	
um 2400			III. Große Götterbilder der Tempelfront, kleiner stehender Gott, kleine thronende Göttin		

ist nichts zu ändern. Alle absoluten Zahlen können bei der heute hoffnungslosen Verwirrung der altbabylonischen Chronologie und mit der Unbestimmbarkeit gelten, die allen altorientalischen Zahlen anhaftet. Unter diesem Vor-

behalt fällt die Stufe TH I etwa in das Jahrhundert 3000—2900 v. Chr., TH II wäre um 2800—2700, die große thronende Göttin etwa 2850 anzusetzen. Nach einer Lücke folgt dann, etwa 2400—2300, TH III, kurz vor 2400 die Doppelstatue des Kultraumes.

Aber auch die urtümlichen Werke der Stufe TH Ia sind nicht der erste Anfang. Die von Freiherrn von Oppenheim unweit südlich auf dem Djebelet el Beda entdeckten Bildwerke, ein kolossales Rundbild eines Mannes und zwei ebenso riesige Stelen mit Reliefbildern auf je zwei Seiten (Tafel 60—63), sind noch älter.

Das Rundbild stellt einen stehenden Mann dar. Unten scheint der Körper einfach aus der zylindrischen Bosse des Blocks herauszuwachsen. Das Gewand ist aus altsumerischen Darstellungen bekannt. Leider ist der Kopf zur Formlosigkeit zerstört; wie sehr oder wie wenig er sich vom Körper löste, welchen Gesichtstypus er zeigte, ist nicht mehr zu erkennen. Der Bart fällt lang und breit auf die Brust, und seine Haare sind sorgfältig durch Wellenlinien von oben nach unten bezeichnet — nicht unähnlich den Bärten auf Asphalt-Skulpturen von Susa —, mit einer eigentümlichen Teilung in der Mitte. Die Reliefstelen sind zweiseitig abgeflachte Zylinder. Die eine zeigt auf beiden Seiten eine männliche Gestalt, die über den Scheiteln von zwei kleinen Männern steht, die andere die Reste eines Mannes über einem großen Tier. Die Tracht ist anders, aber wieder vom Altsumerischen her bekannt. Das Stehen auf einem Tier ist allgemein hettitisch, über zwei Menschennacken steht ein Gott im großen Festzug von Jazylykaja bei Boghazköi. Ganz überraschend sind die Köpfe. Es sind Profile. Das Gesicht ist fast nur Nase — ganz unwahrscheinlich geformt und groß — und Auge, und daher vogelartig. Der Mund ist schmallippig und tritt doch wulstig hervor. Der Bart ist, bei Profil des Gesichts, von vorn gesehen, was eine unmögliche Wangenform ergibt. Um die Lippen herum und am Wangenrand ist der Bart wie eine Schifferfrese rasiert. Solche Gesichter gibt es bisher nirgends in der großen Kunst des Alten Morgenlandes, wohl aber in der Kleinkunst. Denn bei aller Verschiedenheit von Stoff und Maßen, nämlich kolossale Basaltbildhauerei und winzigste Steinschneiderei — ist gar nicht zu verkennen, daß der Gesichtstypus gewisser altsumerischer Siegelzylinder das gleiche bedeuten soll: es sind die kleinen Vogelgesichter einer sehr zahlreich belegten Reihe von Rollsiegeln, deren Entwicklung ganz und gar im 4. Jahrtausend verläuft und in solchen Stücken gipfelt und endet, die durch ihre Inschriften an den Anfang der geschichtlichen Zeit, in die Epoche des Königs Mesilim von Kisch, also rund um 3100 v. Chr. datiert sind. Die Kolosse des Djebelet el Beda sind danach noch der letzten vorgeschichtlichen Stufe der sumerischen Kunst, der Djamdat-Nasr-Stufe, also auch der 1. Dynastie von Ägypten gleichzeitig, d. h. sie gehören etwa in die Zeit um 3400—3300 v. Chr.

Bei der Analyse dieser Werke von ihrer Tracht oder ähnlichen Einzelheiten auszugehen, ist ebenso aussichtslos wie eine solche Behandlung der

hettitischen Kunst überhaupt: das wollen wir ja erst aus den Denkmälern lernen. Wir wissen nicht einmal, was diese Gewänder mit ihren langen oder kurzen Zotten, in einfachen oder vielfachen Abstufungen wirklich bedeuten, ob Blätter, Felle, Stoffe, noch viel weniger, wer sie zuerst trug oder woher sie kamen. Aber auch wenn die Tracht dieser Riesenbildwerke aus Stein sumerisch wäre, wären ihre Schöpfer keine Sumerer. Denn diese Kunst ist ganz unsumerisch. Der Gedanke, riesige lotrechte Felsblöcke, die an steinzeitliche Monolithe Europas erinnern, aufzustellen und in Menschenform zu gestalten, in Rund- oder Flachbildnerei, ist der alten ägyptischen, sumerischen, elamischen Kunst fremd, lebt aber im Hettitischen und gerade auch in den großen Götterbildern der Tempelfront des Tell Halaf fort. Und wie der ganze Kunstgedanke lebendig bleibt, setzt sich auch der Rassentypus der Köpfe fort. Wie sich solche Übergänge im einzelnen vollziehen, kann man an den altsumerischen Siegelzylindern studieren. Das Profil der thronenden Göttin und der Sphinxe von TH II ist aus dem Profil vom Djebelet el Beda geworden, die Bildung der Augen bleibt lange dieselbe, die Lippen der Skorpionenmenschen von TH II sind noch die der Djebelet-el-Beda-Götter, und ihre Bärte setzen noch die großen Götterbilder von TH III fort.

Die Bildwerke des Djebelet el Beda sind eine uralte Vorstufe der althettitischen Kunst von Tell Halaf, und diese Werke erstrecken sich also über ein volles Jahrtausend, von etwa 3300 bis 2300 v. Chr.

In dieser Studie sind die Denkmäler nur nach den Charakteren, die sie selbst in sich tragen, analysiert und geordnet. Die angenommenen relativen und absoluten Zahlen beruhen aber auf hier nicht angedeuteten Vergleichen mit sumerischen Denkmälern, die folgende Entsprechungen ergeben: Djebelet el Beda = Djamdat-Nasr-Stufe; TH Ia = Mesilim-Stufe; TH Ib = Urnansche-Stufe; die thronende Göttin = Eannatum-Stufe; TH II = Entemena-Stufe; die Doppelstatue = Naram-Sin-Stufe; TH III = Gudea-Stufe. Weder das ältere englische noch das jüngere deutsche chronologische System ist wirklich bewiesen. Aus archäologischen Gründen halte ich die älteren Zahlen der Wirklichkeit für näherkommend. In diesem Sinne sind die Zahlen der Tabelle als Annäherungswerte zu verstehen.

Nach dem Guti-Einfall hört die sumerische Kunst auf, produktiv zu sein. Sie wird rein reproduktiv, und mit dem Ende des Reiches von Sumer und Akkad versinkt sie in die Erstarrung, die in der Kassitenzeit zu einem entwicklungs- und geschichtslosen Zustand wird. Geschichtliche Wirkungen hat und kann die sumerische Kunst nur bis zur Gudeazeit ausgeübt haben. Je weiter zurück, desto enger und intensiver sind die Beziehungen zwischen hettitischer und sumerischer Kunst. Die vorgeschichtlichen Grundlagen, von denen beide divergierend ausgehen, sind so wesensverwandt, daß man sie kaum als zwei verschiedene Kulturen bezeichnen kann.

Anhang II.

Technische Mitteilungen zu den Ausgrabungen auf dem Burghügel

von Felix Langenegger

*

A. Allgemeines.

Von der rund 51000 Quadratmeter großen Burgfläche wurden rund 30300 Quadratmeter, also etwa $^3/_5$ bearbeitet, zum Teil in umfänglichen Tiefengrabungen bis auf den Felsen hinab. Dabei wurden folgende Bauten bloßgelegt:

I. Jüngere Zeit über der Kapara-Dynastie.

Überall Bauten aus arabischer und hellenistischer Zeit, von kleinem Umfang und ohne erkennbare Grundrisse; an der Ostseite ein vollständiges, assyrisches Hofhaus sowie kleinere Baureste mit Tablettenfund; endlich an verschiedenen Stellen Tonsärge.

II. Bauten der Kapara-Dynastie.

a) Die Nordostpalast-Gruppe.

Die starke Außenumwallung mit Bastionen, Ufermauern und Anschluß an die Stadtmauern; das in den Nordteil des Palastes hineinführende „Brunnentor" mit dem außerhalb davorliegenden Brunnen im Felsen; das Nordtor („Quelltor") der Stadt; der Nordostpalast (Wohnpalast), der sich um zwei Höfe gruppiert, mit seinen starken Um- und Erweiterungsbauten.

b) Die Südost-Eckgruppe.

Der Ostschenkel der Südumwallung und der Südschenkel der Ostumwallung mit der Südost-Eckbastion; die Überhöhung dieser Gegend durch Steinschlagaufschüttung; Bauten ohne Monumentalität und Zusammenhang in der Burg; Bauten von Stadthäusern an der Außenseite der Südumwallung.

c) Die Südtor-Gruppe.

Das Südtor der Burg, und zwar eine ältere und eine jüngere Anlage; der Westschenkel der südlichen Burgumwallung samt der Südwest-Eckbastion;

das mächtige Lehmziegelmassiv, ein gestufter Unterbau unbekannten Zwecks; die Grüfte an und in dem Lehmziegelmassiv, letztere mit Statuen.

d) Die Tempelpalast-Gruppe.

Der Tempelpalast mit Terrasse in zwei Perioden; das Skorpionentor mit Resten eines älteren Tores darunter; zwei Grüfte von Herrschern, eine davon mit unversehrtem Inhalt; der „Nordbau", nördlich vom Tempelpalast auf dessen Terrasse stehend.

III. Reste von ältesten Bauten unter denen der Kapara-Dynastie.

Meist kleinere Wohnbauten aus der Buntkeramikzeit; unterhalb des Tempelpalastes stärkere Mauerzüge von Monumentalbauten ohne erkennbaren Grundriß; unter dem Kapara-Nordostpalast eine mächtige Steinböschungs-Umwallung mit Felsgraben als älteste Burgbefestigung.

B. Innerer Hügelaufbau.

Das Hügelmassiv baut sich innerlich verhältnismäßig einfach auf. Von seiner Durchschnittshöhe von 20 Metern gehen 8—9 Meter für den Körper der Felsbank samt darauf lagernder Verwitterungsschicht ab. Die restlichen 11—12 Meter setzen sich aus fünf Hauptschichten zusammen:

1. Die Buntkeramikschicht der Urbewohnung unmittelbar überm Fels oder seiner Verwitterungsschicht.
2. Die Schicht der Kapara-Dynastie mit zwei Monumentalbau-Epochen, zeitlich nicht allzu weit voneinander entfernt.
3. Die assyrische Schicht.
4. Die hellenistische Schicht.
5. Die arabische Schicht.

Diese Schichten lagern sich, wenn auch nicht gleichmäßig, über den ganzen Hügel hin.

C. Einzelheiten.

I. Die Buntkeramikschicht.

Ein starker und umfänglicher Befestigungsbau — die Urgründung einer festen Burg an dieser Stelle überhaupt — wurde aus der Felsbank an der Quelle herausgebildet und durch den breiten und tiefen Felsgraben nach Osten geschützt. Der Ostgraben war im Norden durch einen stehengelassenen breiten Felsriegel, über den man einst in die Burg gelangte, geschlossen, also trocken. Er hat sich wohl auch um Süd- und Westseite dieser Burg herumgezogen und sich dann durch Hereinfallen von Schutt im Verlauf geraumer Zeit bis zu den obersten Teilen der auf dem Grabenrand sitzenden Eskarpemauer zugefüllt. Als die Kapara-Dynastie hier zu bauen begann, war die alte Anlage völlig verschwunden.

Die Ostfront der Grabenmauer war mindestens 105 Meter lang, der Grabenquerschnitt 9,30 Meter oben und 8,10 Meter unten bei 5—5,35 Meter

Tiefe. Die künstliche Erhöhung rückwärts der Eskarpe besteht aus 3½—4 Meter hoher Auffüllung aus dem beim Aushauen des Grabens entstandenen Abraum von Gesteinstrümmern und aus Erdmassen. Die Anfüllung wird oberhalb des Grabenrandes durch eine geböschte Futtermauer aus lagerhaften Bruchsteinen in Lehmmörtel verbrämt. Diese älteste Anlage zeigt eine wesentlich bessere Technik und eine gründlichere Arbeitsleistung als gleichartige Bauten der Kapara-Dynastie. Der hierfür erforderliche Arbeitsumfang läßt sich daraus ermessen, daß bei einem Grabenquerschnitt von 45 Quadratmetern die Masse des zu brechenden und herauszubringenden Gesteins allein schon für die ausgegrabene Strecke von 102 Metern mit 4600 Kubikmeter zu errechnen ist.

Vor dem Graben war ferner ein Außenwerk in Spuren feststellbar. In der Gegend der Westseite des Hügels massieren sich zahlreiche Wohnschichten mit Aschelagern und kleinen Bauresten bis zu 5 Meter Stärke.

II. Die Bauten der Kapara-Dynastie.

Alle Bauten bestehen aus ungebrannten Lehmziegeln, deren Werkstoff mit Häcksel vermischt ist. Steinerne Unterbauten fanden sich lediglich am Flußufer. Sie waren in Lehmmörtel gemauert. Harter Mörtel fehlt.

Neben dem Bogen als oberem Türabschluß wird Holz für Stürze und Decken verwendet. Die Holzsäule auf steinernem Fuß dient als Träger für weite Spannungen. Die Verwendung der Statue als Gebälkträger steht für die Architektur im Alten Orient einzig da. Die geringwertigen Baustoffe stehen in eigenartigem Gegensatz zu den mit den Bauten konstruktiv verbundenen Skulpturen aus Basalt. Stein und Lehmziegelmauer werden durch Holzverankerungen miteinander verbunden. Für Dübel wird Metall verwendet. Alle Bauten sind außen und innen mit Lehmmörtel verputzt, die besseren dazu getüncht. Gut durchgeführte Kanalisation entwässert die Burg nach außen oder in Sickerschächte im Innern. Aborte sind nirgendwo festgestellt. Fußböden werden mit Lehm- und Gipsestrichen, Makadam (Gipsbeton), Geröllbekiesung, Naturstein- und Plattenpflaster befestigt.

Die Burg der Kapara-Dynastie ist in die Buntkeramikschicht über der Felsbank gegründet. Ihre Umwallungen sind annähernd nach den Himmelsrichtungen eingefluchtet und werden streckenweise auch ersetzt durch die Außenfronten von massiven Terrassen, die ihren Zug teilweise durchbrechen. Es beträgt:

Länge an der Südseite von Ecke zu Ecke		Meter 282,—
Länge an der Ostseite von Ecke zu Ecke		Meter 210,—
Länge an der Westseite (nur schätzungsweise, da NW-Ecke nicht vorhanden)		Meter 163,—
Länge des Westschenkels der Nordumwallung	213,50	
Länge des Ostschenkels der Nordumwallung	90,—	Meter 313,50
Länge der Vorlage des NO-Burgteils		Meter 55,50

Nur die Nordumwallung war ein wirkliches Außenwerk und als Doppelmauer mit zwei starken Eckbastionen gebildet. An den übrigen drei Seiten schließt sich an die einfach getürmten Mauerzüge die Stadt mit einzelnen kleinen Häusern an.

Die Burg war somit der für sich abgeschlossene Kernpunkt der Stadtsiedlung. Anschluß der Stadtmauer erfolgte seitlich an der Ost- und Westseite der Burgumwallung. Hiervon war nur der östliche feststellbar.

Zugängigkeit. Die Burg war von Süden aus der Stadt zugängig durch das Südtor und von Norden durch zwei nebeneinanderliegende Tore, das schmale, nur in den Nordostpalast einmündende „Brunnentor" mit seinem stollenartigen Aufgang und das im Winkel des Außenumwallungshakens angelegte „Quelltor" für den übrigen Teil der Burg.

Einteilung der Burg. Der gesamte Westflügel mit Tempelpalast und Südtor-Gruppe, etwa bis Mitte Burgfläche reichend, ist zur Aufnahme von Gebäuden repräsentativen und kultischen Zwecks bestimmt. Der Ostflügel enthält Wohngebäude. An Straßen sind zwei Hauptadern feststellbar: eine zum Südtor hinein, die sich vor dem Skorpionentor nach Osten hin gabelt, eine andere vom Quelltor herein, die entlang der Westfront des Nordostpalastes läuft.

a) Die Nordostpalast-Gruppe.

Das Brunnentor, das den Palast von außen her zugängig macht, besteht aus einem dreifach gebrochenen, sehr langgestreckten Stollen, der vom Fuße der das Tor schützenden Bastion aus innen emporsteigt und dabei drei Durchlässe passiert. Er führt tief in das Burginnere hinein und war zweifellos einst oben offen. Der in Nordsüdrichtung sich erstreckende Hauptteil des Korridors wird östlich von der Bastionmauer, westlich von einer starken 31 Meter langen Außenschutzmauer begrenzt. Das Brunnentor war ursprünglich nördlicher Hauptzugang zur Burg, und zwar durch den Nordostpalast hindurch. Diese Bedeutung verlor es durch die Umbauten am Palast, die dessen Nordflügel abschlossen und die Anlage eines zweiten Tors, des Quelltors, erforderten. Dessen Eingang liegt im Hintergrunde eines weiten, turmbewehrten Vorhofes, von dem aus die nicht erhaltene Nordumwallung ihre Fortsetzung nach Westen hin nahm.

Der Nordostpalast, der umfangreichste Bau der Burg, ist in seiner letzten, mächtigen Gestalt das Ergebnis sehr umfänglicher Um- und Erweiterungsbauten. Ursprünglich bestand er nur aus einem großen Mittelhof von annähernd quadratischer Grundform (32—35 Meter breit, 36 Meter lang), um den sich die Räume in kleineren Wohnanlagen legten. Der Brunnentorkorridor mündete in einen Raum an seiner Nordwestecke ein. Die Verbindung nach dem Burginnern lag an der Südseite gegenüber. Zwischen der Rückwand der nördlichen Raumreihe am Hof und der Außenbefestigung erstreckte

sich ein Außenhof. An der Nordostecke stellte eine Außenterrasse die Verbindung zwischen Nordost-Eckbastion und östlicher Raumreihe am Hof her.

Die ostwestlich durchschnittlich 70 Meter breite und nordsüdlich etwa 54 Meter tiefe Palastanlage stand auf einer etwa ein Meter starken Gründungsplatte von Lehmziegelmauerwerk 12—13 Meter über dem Quellspiegel. Die Gesichtspunkte von Standfestigkeit und Überhöhung der Palastgleiche waren dem Erbauer maßgebend genug, um die erhebliche Vorarbeit von 6000 Kubikmetern Ziegelmauerwerk für diese Platte auszuführen.

Der in die Zeit Kaparas fallende Umbau vergrößerte den ursprünglichen Flächengehalt des Palastes von 3650 Quadratmetern um das 2½fache und krempte ihn in bezug auf Zugängigkeit und Benutzungsart vollkommen um. Aus dem selbständigen Bau wurde lediglich ein Teilstück, das sich in die Erweiterungsbauten nach den Gesichtspunkten der neuen Planung einzufügen hatte, soweit es nicht überhaupt darunter verschwand. Von dem ursprünglichen Palast blieben ein Teil seiner alten Hoffläche und die Anbauten östlich und westlich mit 3000 Quadratmeter Fläche bestehen.

Der Um- und Erweiterungsplan sah die Errichtung eines selbständigen, vergrößerten, in sich abgeschlossenen Nordflügels und den Anbau eines neuen Südflügels vor. Die Baufläche wurde nach Süden zu über die dortige Raumreihe hinüber und in den ursprünglichen Mittelhof hinein noch etwa auf 11 Meter vorgeschoben und außerdem der Winkel zwischen der Außenmauer des Rampenkorridors und der nördlichen Palastumfassung durch einen Erweiterungsbau geschlossen. Auf der neuen Grundfläche von rund 1950 Quadratmetern wurden folgende Einzelbauten errichtet: der Erweiterungsbau an der Nordwestecke mit drei an einem großen Korridor gelegenen, selbständigen Wohnanlagen von drei bzw. zwei untereinander verbundenen Räumen; ferner ein in den ursprünglichen Hof 11 Meter weit vorrückender Querbau, der mit starker und geböschter Südumfassung diesen Hof nunmehr türlos gegen den Nordflügel abschließt und eine scharfe Trennung zwischen Ostflügel und südlichem Palastteil herbeiführt.

Der Nordflügel war damit von dem übrigen Palast aus nur noch durch einen Umweg über die nordöstliche Außenterrasse erreichbar, der aber von nebensächlicher Bedeutung gewesen ist. Endlich wurde auf dem nördlich bis zur Rückseite der Außenumwallung verbleibenden Streifen unmittelbar neben der östlichen Grenzmauer des Brunnentorkorridors ein dritter Neubau errichtet, der zwei Badestuben mit je einem größeren hallenmäßigen und einem kleineren Vorraum enthält und als Badebau bezeichnet werden muß. Jeder der zwei Baderäume enthält wasserdichten Fußboden, eingelassene große Badeplatte von Stein und Nische mit Einlauf für das Wasser und ist sorgsam mit steinernem Kanalgerinne den Torkorridor hinab nach außen entwässert.

Die drei Gebäude liegen an einem ostwestlich gerichteten Korridor, der mit dem Ausgang des Brunnentorkorridors durch eine verschließbare Doppeltür in Verbindung steht. Der Zugang nach dem jenseits des Torkorridors

gelegenen neuen Nordwesteckflügel erfolgte durch eine Brücke über den Torkorridor hin in westlicher Verlängerung des Ganges im Nordflügel. Der lange Stollen des Torkorridors wurde nach oben hin nach wie vor offen gelassen.

Im Süden wurde auf Kosten des Burggebiets und unter Verbreiterung nach Osten ins Stadtgebiet ein neuer Palastteil angefügt, der etwa denselben Flächenumfang hatte wie der bereits bestehende. Er zeigt nach dem Vorbild des älteren Randbauten in gestreckter Reihe um einen etwa quadratischen Mittelhof.

Der neue Hof wurde dem alten mit etwa gleicher Flucht vorgelagert und dieser damit als Innenhof an zweite Stelle gerückt. Die beiden großen Mittelhöfe waren voneinander durch einen Torquerbau getrennt. Die alte Hoffläche wurde zum Ausgleich für den an der Nordseite verlorengegangenen 11 Meter breiten Streifen an der Südseite auf 9 Meter nach Süden zu verbreitert. Der aus zwei Pflasterlagen (Bekiesung, darüber Ziegelplatten) bestehende Hofbelag des älteren Hofs wurde nachträglich durch Aufschüttung und Aufbringung von Kalksteinplattenpflaster um ein halbes Meter erhöht und damit seine Gleiche auf die des neuen Südhofs gebracht. Der Palast erhielt einen neuen Zugang von Westen her, und zwar aus dem Burginnern. Die neue Grundfläche von gestreckter Trapezform betrug endgültig 9400 Quadratmeter.

Auch der neue Südflügel steht auf einer massiv aus Lehmziegeln aufgemauerten Platte von 4300 Quadratmetern bei 1½ Meter Durchschnittsstärke, die auf etwa 130 Meter Länge an Ost- und Südseite von einem durchschnittlich zehn Meter breiten, zwei Meter tiefer gegründeten Frontstreifen umfahren wird. Sie enthält eine Masse von insgesamt 9000 Kubikmetern allein für den Neubau. Hierzu tritt noch die Überhöhung des Nordflügels mit 1100 Kubikmetern und die Platte des älteren Nordostpalastteils mit 6000 Kubikmetern. Somit sind an dieser Stelle der Burg allein für den Gründungskörper 16100 Kubikmeter verarbeitet worden.

b) Die Südtor-Gruppe.

Der stadtseitige Haupteingang in die Burg lag etwa im Teilpunkt des westlichen Drittels der Südumwallung. Die Kapara-Dynastie schuf zwei Tore. Der Erbauer des jüngeren kleineren Südtors kümmerte sich nicht um die alte Torburg und ihre Gliederung, die westlich zu $^2/_3$ abgerissen, östlich zu $^1/_3$ verfüllt und in den anstoßenden Massivunterbau aus ungebrannten Lehmziegeln einbezogen wurde. Die ältere Anlage mit ihrem korridorartig gestalteten und verbrochenen Durchgang (ähnlich wie beim Brunnentor) mit zahlreichen, beiderseitigen Nebenräumen und mit dem bedeutenden Umfang steht auf Tell Halaf einzig da.

Die im anschließenden Massivunterbau einbezogenen, nicht abgerissenen Mauerteile des östlichen Drittels deuten mit ihrer recht guten Erhaltung bis zu

7½ Meter Höhe — höher als 8 Meter werden die Tore nicht gewesen sein — auch durchaus nicht auf Verfall hin. Der Neubau ist vielmehr auf Grund der großzügigen Bautätigkeit Kaparas entstanden.

Die zahlreichen Nebenräume der älteren Anlage sind beim Neubau in zwei langrechteckige, hintereinandergeschaltete Torräume zusammengezogen, die von der makadamisierten Durchgangsstraße in geradem Zug gequert werden, und zwar nicht axial, sondern nach Westen hin verschoben. Dabei war die jüngere Anlage mit einem Umfang von 22½×21 Metern kleiner als die ältere mit etwa 35×24¾ Metern. Von Interesse beim älteren Tor ist, daß das Innere seiner Frontflankierungstürme einen mehrfach gebrochenen Schlitzraum enthielt, der für eine schmale Holztreppe nach der Turmplattform herauf bestimmt war, und daß im Durchgangsraum ein quer angeordneter, beiderseitiger Mauerschlitz für ein Fallgatter vorhanden war. Ferner waren alle Türen der gut erhaltenen aber zugeschütteten, östlichen Nebenräume mit Bögen in Lehmziegeln überwölbt.

Die jüngere Toranlage ist genau nach den Himmelsrichtungen eingefluchtet. Ihr vorderer Einlaß ist mit einer Schwelle aus gutem Plattenbelag und an der Hinterseite mit einer sorgsam profilierten Schwellenantrittplatte samt Umrahmungsdecken der Angelkapseln für ein zweiflügeliges Tor versehen.

Der Massivunterbau aus Lehmziegeln und die Steinschlagschüttung.

Dieser Unterbau erstreckte sich in seiner letzten Gestalt 55 Meter lang und 54 Meter breit aus der Gegend östlich der Südostecke des Tempelpalastes bis an die Südumwallung der Burg unmittelbar neben dem Südtor und tritt über diese nach Süden um weitere 34½ Meter bei durchschnittlich 30 Meter Breite vor, dabei die Umwallung in sich aufnehmend. Die Terrassenoberfläche lag durchschnittlich 4¾ Meter über dem anliegenden Burggebiet, über dem Stadtgebiet 6½ Meter. Der ursprünglich kleinere, 20½×5½ Meter große Unterbau wurde auf 4435 Quadratmeter Oberfläche erweitert.

An der Westseite wurde noch eine 3½ Meter betragende Verbreiterung für einen Rampenaufgang angelegt und eine in der Längsrichtung ostwestlich gelegte 19 Meter breite und etwa 51 Meter lange, nicht sehr hohe Sockelstufe auf den erweiterten Neubau der Terrasse aufgesetzt. Der Mauerklotz enthielt 22500 Kubikmeter Mauermasse. Außer einigen Pflasterresten und einer Entwässerungsanlage fanden sich keine Baureste auf seiner Oberfläche. Sein Zweck war nicht feststellbar.

Im Anschluß an den Erweiterungsbau wurde das anliegende Gebiet in der Südostecke der Burg auf 65 Meter Breite und 117 Meter Länge in einem Umfang von 7600 Quadratmetern durch Kapara ebenfalls um etwa 2½ Meter aufgehöht. Die Aufschüttungsschicht bestand aus Schutterde mit einer starken Deckschicht von Gesteinsklarschlag. Dabei wurden 5700 Kubikmeter Klarschlag und 9500 Kubikmeter Füllerde verbraucht.

Die Begräbnisstelle östlich außerhalb vom Südtor.

Im Außenwinkel von Torbau und Plattform lag eine durch die Umbauten teilweise verdeckte Begräbnisstelle der Kapara-Dynastie, von der nur zwei Gruftbauten und ein Kultraum bestehen blieben. Die Gruftbauten gliedern sich in einen gestreckten Vorraum und die eigentliche kleine Gruftkammer. Sie wurden wegen der unmittelbaren Nähe des Felsgrunds an dieser Stelle überirdisch angelegt. Die noch erhaltenen Schlupföffnungen in die Gruftzellen waren mit Bögen überwölbt und vermauert. Die dritte Raumanlage, aus der Zeit der Umbauten stammend, besteht aus Vor- und Hauptraum, der mit einer Waschvorrichtung samt Ableitung für die Abwässer versehen ist.

Weiter östlich haben noch zwei kleinere Gruftzellen gestanden, deren jede die basaltene Statue einer Frau in sitzender Stellung über einem schachtartigen Grabe enthielt. Die langrechteckigen Räume waren in der Zeit, als das Massiv aufgebaut wurde, schon stark in Verfall geraten und lagen ostwestlich ausgerichtet nebeneinander nahe der Westgrenze der Massivvorlage und unweit der andern Grüfte, mit denen sie einst einen gemeinsamen Friedhof gebildet hatten.

Die Gruftzelle um die nördlich stehende kleine Statue war im Lichten 3,65 Meter lang und 2 Meter breit. Die Statue stand in einer 79 Zentimeter breiten, 42 Zentimeter tiefen Nische an der Westseite mit dem Gesicht — genau wie die andere — nach Osten zu. Unter beiden Statuen befanden sich bis auf den Felsen herabreichende Schachtgräber aus Bruchstein mit geputzten Wänden und Innendurchmesser von 60 Zentimetern.

c) Die Tempelpalast-Gruppe.

In ihr vereinigen sich: der Tempelpalast, das Skorpionentor mit Aufgangsstraße vom Burgtor, die Tempelpalastterrasse, die königlichen Grüfte und der Nordbau.

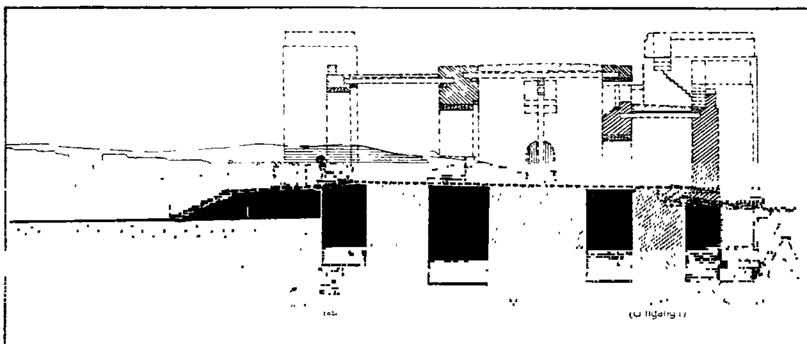
Der Tempelpalast mit zugehörigem Skorpionentor und Terrasse.

Er stellt die wichtigste, wenn auch nicht umfänglichste Bauanlage der gesamten Burg dar. Seine Bedeutung ist durch die Art der Anlage und die reichste Ausstattung mit Bildwerk gekennzeichnet.

Die Nord- und Hauptfassade mit bildwerkgeschmückter Nische zwischen Mauervorlagen und von Bildwerken getragenem Portikus liegt frei gegen eine große Terrassenfläche. Die südliche Fassade ist mit fünf Turmschäften gegliedert und stadtseitig machtvoll in Erscheinung getreten. Sie hatte einen knapp ein Meter hohen Sockel aus abwechselnd schwarz-basaltenen und rot gefärbten kalksteinenen, skulptierten Orthostaten. Kurze Südstücke der West- und Ostfronten traten gleichfalls, mit dem Bildwerksockel geschmückt, frei am tiefliegenden Stadtgebiet hervor. Ihre nördlichen Teile verschwanden hinter Skorpionentorbau und Terrasse.

Der Tempelpalast bildet ein langgestrecktes Rechteck mit ostwestlicher Längsrichtung, fast zweimal so lang wie breit (51,70×30,30 Meter). Die Umfassungen und Trennungen stehen mit Ausnahme geringer Baufehler gut rechtwinklig zueinander. Die geographischen Himmelsrichtungen sind für sie streng maßgebend bis auf eine Richtungsabweichung der Südfassade. Der Unterbau besteht aus starken Gründungsmauern, deren zwischenliegende Hohlräume mit Erdschutt, teilweise auch mit Lehmziegelwerk verfüllt sind. Die aus Kalksteinplattenpflaster bestehende Abgleichung bildet die 5½ Meter hoch emporgehobene Standebene für den Oberbau. Die aufgehenden Mauern fußen unmittelbar auf den Gründungsmauern des Unterbaues und setzen gegen sie zurück.

Der Zug der Gründungsmauern folgt den Mauerzügen einer aus der Zeit der Väter Kaparas stammenden gleichartigen Bauanlage, die hier einst 6 Meter tief stand. Die ältere Anlage unterscheidet sich von der jüngeren



Schnitt durch den Tempelpalast

durch Größe und Stoff der Lehmziegel. Bei der älteren haben die aus festem, gelbem Lehm hergestellten Ziegel das Durchschnittsmaß von 40×40×11—15 Zentimetern, bei der jüngeren die aus lockerem, rotem Lehm bestehenden Ziegel ein solches von 36×36×10—11 Zentimetern. Die Mauerstärken der jüngeren Anlage entsprechen denen der älteren. Neu für den jüngeren Tempelpalast ist nur die Überhöhung, die sich auch auf die anliegende Terrasse ausdehnte, was eine gewaltige Arbeitsleistung bedeutete.

Der jüngere Tempelpalast war der letzte Monumentalbau der Kaparazeit. Sein Ende war gewaltsam, wie der meterhohe Brandschutt in seinen Räumen und die Zertrümmerung seiner Skulpturen beweisen.

Den Kernpunkt des Grundrisses bildet eine Mittelhalle von 36,75 Meter Länge und 8,05 Meter Breite. Der nördlich vorgelagerte Vorraum ist gleich lang, aber nur 5,22 Meter breit. Vor- und Mittelhalle sind untereinander durch einen mit Leibungs- und Frontsockelplatten ausgestatteten, 3,90 Meter

breiten Durchgang verbunden. Der Eingang zur Mittelhalle versetzt sich gegen die Achse des Haupteingangs etwas nach Osten.

Die monumentale Eingangsnische an der Hauptfront gliedert diese in einen östlichen, längeren Flügel mit bildergeschmückter Nische zwischen Turmkörpern und einen westlichen, kürzeren Flügel. Die östliche Mauervorlage ist organisch mit dem Bau verbunden, die westliche erst während des Baues vorgesetzt. Die Nische, 21,55 Meter lang und 2,50 Meter tief, ist mit über meterhohen Sockelplatten verkleidet und enthält den 9,20 Meter im Lichten weiten, etwa 6 Meter hohen Eingang mit steinernen Torgebälkträgern.

Etwa 3 Meter breite Querräume an Ost-, Süd- und Westseite umschließen Mittelhalle und Vorraum. Der sehr lange Raum an der Südseite ist durch zwei Querverbindungen geteilt, wodurch seine Längsmauern gegen Ausbiegung versteift werden.

Vor der Eingangsnische liegt eine etwa 2 Meter überhöhte, 16 Meter breite, dreimal verbreiterte Vorterrasse, in die sich eine Freitreppe als Aufgang von der Palastterrasse einfügt. Die Hauptterrasse wird südlich von der Hauptfassade des Tempelpalastes, südöstlich durch das Skorpionentor, südwestlich durch eine starke Futtermauer gegen das tiefer liegende südliche Burggebiet, westlich und nördlich durch die Burgumwallung und östlich endlich durch eine vermutete, noch nicht ausgegrabene Trennmauer gegen das übrige Burggebiet abgeschlossen. Die mit dem jüngeren Bau erfolgte letzte Erhöhung der Terrassengleiche lag etwa 7 Meter über dem angrenzenden Stadtgebiet, aber noch 2½ Meter tiefer als die Tempelpalastgleiche selber. Die Terrasse bestand aus einer durchschnittlich 2 Meter hohen Aufschüttung von Erd- und Schuttmassen, die sich deutlich gegen die zum älteren Bau gehörigen 1—1½ Meter starken Terrassenschüttungen abzeichnet.

Das Skorpionentor bildete den Hauptzugang zum Tempelpalastbezirk und liegt mit den Südtoren von Stadt und Burg in einem Zuge. Der Torbau grenzt unmittelbar an die Ostfront des Tempelpalastes und gleicht dem des jüngeren Südtors mit getürmtem Eingang, Tornische, zwei hintereinandergeschalteten Torkammern und gepflasterter Durchgangsstraße. Östlich schließt sich eine nur von außen zugängige Halle mit zwei Vorräumen an, die wohl zur Unterbringung einer starken Wache diente, die den Verkehr in dem Tempelpalast und nach dem östlichen Burggebiet beobachtete. Unterhalb des Skorpionentors sind Reste einer älteren, zum älteren Südtor und zum alten Tempelpalast gehörigen Zwischentoranlage herausgekommen.

Die Straßensteigung vom Fuß der Außenrampe bis zum Austritt aus dem rückwärtigen Durchlaß des Tors beträgt 1,70 Meter bei 24 Meter Länge.

Über Umfang und Inhalt der Tempelpalastanlage noch folgende Maße:

Bebaute Fläche des jüngeren Tempelpalastes	1560 Quadratmeter
Außenterrasse	6475 Quadratmeter

Ein Bild von den Mauer- und Schüttungsmassen, die hier verarbeitet wurden, ergeben folgende Zahlen:

Unterbau	3200 cbm Mauerwerk	2700 cbm Füllmasse
Oberbau (annähernd)	3700 cbm Mauerwerk	
Erhöhte Vorderterrasse	1190 cbm Mauerwerk	
Skorpionentor (annähernd)	1410 cbm Mauerwerk	300 cbm Füllmasse
Terrasse	300 cbm Mauerwerk	13200 cbm Füllmasse
Insgesamt:	9800 cbm Mauerwerk	16200 cbm Füllmasse

Die Grüfte.

An der westlichen Schmalseite des Terrassenplatzes lagen zwei Grüfte nebeneinander, annähernd in ostwestlicher Richtung. Von diesen ist die südliche, tiefer in die Masse der Terrassenschüttung eingesenkte, die ältere, die nördliche die jüngere. Jene ist bei Aufhöhung der Terrasse in den Schüttungsmassen untergegangen.

Die südliche, ältere Gruft besteht aus einer einfachen, rechteckigen Zelle mit 3,90×2,50 Meter Lichtraum bei 1,80 Meter Mauerstärke. Der obere Abschluß war ein Tonnengewölbe von Lehmziegeln. Die vermauerte Schlupfpforte war spitzbogig überwölbt. Der nördliche Gruftbau, im Grundriß fast quadratisch mit 8,40×8,30 Meter Außenumfang, enthielt zwei in Richtung Ostwest nebeneinandergelagerte Kammern. Seine Umfassung ist 1,30 bis 1,40 Meter stark.

Der Nordbau.

Er liegt dem Tempelpalast nördlich gegenüber. Die Ostfassaden beider befinden sich in einer Flucht, die Westfassade ist durch Abschwemmung der gesamten Westhälfte des Bauwerks verloren. Es ist aber anzunehmen, daß beide Bauten gleich lang waren. Ihre einander etwa parallelen Hauptfassaden schlossen auf der Terrasse einen langrechteckigen Platz ein, der 33 Meter breit war. Der Nordbau stand allseitig frei auf der Terrasse, in diese wenig tief eingegründet. Er stammt aus der Kaparazeit und hat kein älteres Vorbild. Grundriß und Mauerstärken kennzeichnen den Bau als monumentales, wenn auch bescheidenes Gegenstück zum Tempelpalast. Der Zweck des Gebäudes konnte nicht aufgeklärt werden. Hier befanden sich in dem hofartigen Hauptraum, den Gipsbetonfußboden durchbrechend, zahlreiche Pflanzengruben. Der rechteckige Bau setzte sich einst aus zwei annähernd quadratischen, gleich großen Raumflügeln zusammen, die beiderseits östlich und westlich eines gemeinsamen nordsüdlichen Mittelganges lagen. Die Gebäudelänge hat dabei etwa 52 Meter, die Tiefe durchschnittlich etwa 26 Meter betragen. Der erhaltene Ostflügel ist an der Südfront 24,24 Meter, an der Ostfront 24,68 Meter, an der Nordfront 23,80 Meter und an der Gangwand 25,95 Meter groß. Der Haupteingang lag in der Mitte des

Gebäudes am Platz und führte in den Mittelgang hinein, von dem aus erst die beiden Flügel betretbar waren.

Der erhaltengebliebene Ostflügel enthält vier in ostwestlicher Richtung nebeneinandergelagerte, zwischen den Außenumfassungen durchgehende Langräume. Der Hauptraum, 19,80×5,45 Meter groß und breiter als die andern, muß nach seiner Ausstattung mit regenfestem Fußboden und den Pflanzengruben darin als impluvial angesprochen werden. Alle sich südlich und nördlich an ihn angliedernden 3—3½ Meter breiten Räume — im Norden der durch Mittelmauer annähernd gleich aufgeteilte, im Süden zwei in Längsrichtung nebeneinandergeschaltete — waren nur vom Hof und durch schmale Öffnungen zu betreten. Dieser Grundrißgedanke einer Nebeneinanderschachtelung von Langräumen in gleicher Richtung weicht ganz wesentlich von dem des Tempelpalastes ab mit seiner rein konjunktiven Gruppierung von Langräumen rings um einen ebenfalls gestreckten, breiteren Kernraum, der nur von einem Vorraum aus zugängig ist.

Anhang III.

Technische Mitteilungen zu den Ausgrabungen im Stadtgebiet

von Karl Müller

*

Die Stadtmauer.

Das im 3. Abschnitt geschilderte Stadtgebiet ließ schon vor der Ausgrabung den Verlauf einer Stadtmauer mit Graben sichtbar werden, die sich in den an mehreren Stellen ansetzenden Schürfungen auch bestätigte. Da die Stadt in assyrischer Zeit gründlich zerstört worden sein muß, waren im allgemeinen nur 20 bis 50 Zentimeter hohe Mauerreste festzustellen, die jedoch zur Festlegung der Stadtmauer genügten. Aufgedeckt wurden an der Westseite 188 Meter von der Südwestecke aus, die ganze Südmauer mit 1020 Meter Länge und an der Ostseite zunächst, von der Südostecke aus gerechnet, ein Stück von 125 Metern und nach einer Unterbrechung von 80 Metern noch ein weiteres Stück von 70 Metern.

Nach der Bauzeit sind drei Perioden zu unterscheiden. Der Kern besteht überall aus einer 2,80 Meter dicken Mauer aus roten, fetten Lehmziegeln. Ein Teil der östlichen Mauer, das westliche Ende der Südmauer und die Westmauer sind durch eine äußere Mauer von etwa 2,40 Meter Dicke aus hellroten bis weißen, durch verwitterten Fels gemagerten Lehmziegeln verstärkt. Die Westmauer besitzt außerdem eine innere Verstärkung von 1,20 Meter Dicke aus ebenfalls weißen Ziegeln. Vor der Mauer wurde eine horizontal abgeglichene Schüttung aus Bruchstücken verwitterten Felsens, eine fausse-braye, festgestellt. Die Mauer setzt sich überall auf der festen, roten Erde auf, die im ganzen Stadtgebiet den sterilen, gewachsenen Boden darstellt und durch starke Einwirkung von Wasser entstanden sein muß. Etwa 6 Meter vor der äußeren Mauervorlage böscht sich die rote Erde ab und führt in den Stadtgraben über, der etwa 5,6 Meter tief ist und in einem Winkel von 25—30 Grad abfällt. Die ganze Grabenbreite beträgt etwa 26 Meter. Die Sohle des Grabens liegt 5,2 Meter über dem Quellspiegel nördlich der Burg.

Die Stadtmauer ist in ihrer ganzen Länge und in fast gleichen Abständen mit nur außen vorstehenden Türmen besetzt, und zwar mit 37 an der

Südseite und 6 an der Westseite bis zu einem tieferen Rücksprung. An der Ostmauer wurden 5 Türme aufgedeckt. Die Türme sind, am Mauerkern gemessen, 2,6 bis 2,9 Meter breit und springen 1,8 Meter vor. Die Turmmaße an der äußeren Verstärkung sind etwa 6,1 Meter Breite und 1,6 Meter Vorsprung. Die Kurtinen haben am Mauerkern eine Länge von durchschnittlich 24,25 Metern, an der Verstärkung von 22,5 Metern. An der Südseite messen einige Kurtinen nur 17,7 bis 18,3 Meter am Mauerkern.

Zwischen dem 14. und 15. Turm von der westlichen Eckbastion aus, die nur 15 Meter voneinander entfernt sind, ist das Südtor anzunehmen. Zwar wurden Reste eines Torbaues nicht gefunden, weil durch die in moderner Zeit an dieser Stelle darüberführende Karawanenstraße eine Senke entstanden war. Jedoch endete genau in dem Zwischenraum zwischen den beiden enger als sonst stehenden Türmen die bekieste und beschotterte, nordsüdliche Hauptstraße der Stadt aus der Richtung des südlichen Burgtores her.

Wenigstens noch je ein Tor in der West- und Ostmauer sind anzunehmen. Die Westmauer bildet nach 188 Metern von der Südwest-Eckbastion aus einen auf 12 Meter verfolgenden Rücksprung, und noch etwas nördlicher fand sich eine in gleicher Weise gebaute Straße wie die obenerwähnte, die auf eine Toranlage hinweist.

Die Stadtmauer mit Graben kann der ältesten Besiedlungszeit des Tell Halaf zugeschrieben werden und ist in den späteren Perioden in ihrem Verlaufe beibehalten und lediglich verstärkt worden. In hellenistischer und arabischer Zeit hat eine Ortsbefestigung nicht mehr bestanden, da zahlreiche, aber unbedeutende Mauerreste aus diesen Zeiten teilweise in die Stadtmauer einschneiden oder sogar darüber hinweggehen.

Die Bauten der Stadt.

a) Wohngebäude.

An allen Punkten des Stadtgebietes, die durch Suchgräben erforscht wurden, fanden sich verhältnismäßig unbedeutende Wohnhausreste in drei Schichten übereinander. Das Material der untersten Schicht, die auf der gewachsenen, roten Erde aufsitzt, sind dieselben roten, guten Lehmziegel wie im Kern der Stadtmauer. Die Ziegel der darüberbefindlichen Periode (Kaparazeit) sind weniger fett und kleiner, mitunter von ziemlicher Dicke, und die der obersten Schicht im allgemeinen sehr minderwertig. In der untersten und mittleren Periode liegen ein- und auch mehrräumige Häuser regellos und nicht immer in gleicher Richtung aneinander. Ihre Räume bilden gewöhnlich einen annähernd rechten Winkel. Die Gassen sind eng, meist nur knapp ein Meter breit, aber mit Kies und auch grober Schotterung befestigt. Auffallend ist eine recht sorgfältige Kanalisation dieser Gassen, wie sich auch in jedem besseren Hause Badezimmer finden. Die Badezimmer hatten entweder Pflaster aus gebrannten Ziegeln oder aus Gipsbeton (Makadam), mit Asphalt

überzogen, unter dem Fußboden einen Entwässerungskanal aus Tonrohren mit Bogenknie als Anfang, dann als Einrichtung ein ovales Tongefäß als „Wanne" und einen großen Tonkrug, beides in den Fußboden eingelassen.

In die obere Schicht eingebettet fanden sich eine ganze Reihe von hellenistischen Kastengräbern, deren Wände entweder aus einzelnen, kleineren oder aus ganzen Kalksteinplatten bestanden. Zur Abdeckung waren ebenfalls Steinplatten verwendet.

Zur Zeit, als diese Gräber angelegt wurden, war das Stadtgebiet nur noch an einigen Stellen besiedelt.

b) Kultraum.

Westlich vom Expeditionshause und etwa 40 Meter hinter der Stadtmauer wurde ein nicht allzu umfangreiches Bauwerk — es bedeckte nur 196 Quadratmeter — freigelegt, das sich in der Grundrißbildung den Wohnhäusern anschließt und der Kaparazeit angehört. Es erstreckt sich in Ostweststrichtung und war im Osten und Norden von einem freien Platz, im Westen von einer kleinen, nach der Stadtmauer führenden Gasse und im Süden von zumeist einräumigen Bauten begrenzt. Von der Ostseite betritt man zunächst einen Vorraum von 4 Meter Breite und 3 Meter Tiefe, von diesem aus durch eine weitere Tür den in der gleichen Achse liegenden Hauptraum, der bei 4,5 Meter Breite 15 Meter Tiefe hat. Beide Türen hatten basaltene Angelsteine, waren also verschließbar. Im westlichen Teil der Südwand des Hauptraumes führt eine in einem Rücksprung liegende Tür zu einem Nebenraum von 4,6 Meter Breite und 2,8 Meter Tiefe, einer Art Sakristei, die mit der östlich vorgelagerten Kammer (2×2,8 Meter) in Verbindung steht. Der westlich angrenzende Raum (1,4×2,8 Meter) ist ohne Verbindung. Das Baumaterial sind gute, fast weiße Lehmziegel von 40×40 Zentimetern. Die Wände waren mit Gipsmörtel geputzt und getüncht. Der Fußboden bestand aus gebrannten Ziegeln von 33×33 Zentimetern. Die Türschwelle zwischen Vor- und Hauptraum war eine große Kalksteinplatte.

Am westlichen Ende des Hauptraumes, also der Cella, stand ein Altar aus gebrannten Ziegeln, 75×75 Zentimeter in der Grundfläche. Er hat allseitig einen bis 6 Zentimeter starken Putz in mehreren Schichten, die jeweils nach der Beschädigung der vorhergehenden nacheinander aufgebracht wurden. Auch die Oberfläche war geputzt, jedoch stark geschwärzt und zerstört, und in den Fugen fanden sich Aschenreste. An einer Ecke standen noch zwei Ziegelstücke oben, an denen sich der Putz hochzog. Sie lassen an allen vier Ecken kleine Mauerpfeiler als Träger eines Baldachins oder eines Rostes vermuten. Dazu passende Ziegelreste fanden sich am Fuße des Altars. Vor dem Altar lag ein rechteckiger Basaltstein mit zwei verschieden hohen Vertiefungen, die durch eine rohrähnliche Öffnung miteinander verbunden sind, der Opferstein. Hinter dem Altar befanden sich die Doppelstatue eines sitzenden Paares, 80 Zentimeter hoch, und links davon die ein Meter hohe Statue eines stehenden

Mannes. Beide Figuren standen auf einem zusammenhängenden Unterbau aus Lehmziegeln, der mit durchschnittlich 1—3 Zentimeter dickem Gipsmörtel überzogen war. An der Nordwand war eine Bank oder ein Tisch vorgemauert, wohinter der Wandputz durchging. Die Höhe war etwa 50 Zentimeter.

c) Stadttempel.

Auf der höchsten Stelle im Nordwesten des Stadtgebietes wurde ein 2000 Quadratmeter bedeckendes Gebäude aufgedeckt, ein assyrischer Tempel. Er lag dicht unter der Oberfläche und war an seinem Platze die letzte Besiedlung. Bereits die hellenistische Zeit benutzte die wahrscheinlich schon vom Schutt verdeckten Tempelruinen als Begräbnisstätte. Dagegen liegt unter dem assyrischen Bau ein älterer, dessen Mauern wenigstens an der Südseite ungefähr im gleichen Zuge liegen. Die Orientierung ist etwa ostwestlich.

Zu unterscheiden sind zwei Hauptteile, der eigentliche, an der Ostfront mit Türmen geschmückte Tempel und der von Räumen umschlossene Vorhof. Der Tempel besteht aus einem rechteckigen Hof, der westlich anschließenden und gegen den Hof um sechs Stufen erhöhten Cella, zwei Nebenzellen nördlich des Hofes und dem Torraum mit Nebengelaß. Aus dem Torraum gelangt man nicht nur in den Hof, sondern auch durch den südlich anliegenden Nebenraum in den alle Tempelräume umschließenden Umgang.

Die architektonische Ausstattung des ganzen Tempels ist äußerst sorgfältig und schön: das Pflaster aus passend geschnittenen Kalksteinen mit dünnen Fugen, die beiden Treppen sowie das dazwischenliegende Podest mit sauber gearbeiteten Steinplatten verkleidet, die Wände geputzt und getüncht und an den Westwänden der Nebenzellen, die Rundstäbe zeigen, sogar zweifarbig behandelt, gelb und rot. Neben den Treppen standen in den Hofecken basaltene Sockel mit flachen, kreisrunden Vertiefungen. Die Lehmziegel sind 40×40×11—12 Zentimeter, 10 Schichten mit Fugen 1,3 Meter hoch.

Der Vorhof ist ein allseitig von Räumen umgebenes unregelmäßiges Viereck, dessen Nordseite mit der Tempelumfassung annähernd in gleicher Richtung geht, während die Südfront um eine ganze Raumreihe nach Süden vorgeschoben ist. Das Pflaster des Hofes ist unregelmäßig ohne besondere Sorgfalt verlegt. Ein Entwässerungskanal führt aus der Hofmitte durch die Mitte der Ostfront nach außen, während das Tor etwas nördlich davon liegt.

Anhang IV.

Zu den Kleinfunden

von Hubert Schmidt

*

Bei den Kleinfunden des Tell Halaf sind die Gegenstände aus Stein, Bronze, Eisen und Ton nach den Schichten, in denen sie auftreten, für die jedesmalige Kultur zu unterscheiden. Wie bei allen Ausgrabungen sind dabei die Tongefäße am zahlreichsten und wichtigsten. Im ganzen lassen sich drei große Schichtenkomplexe unterscheiden: 1. die prähistorische Schicht mit der Buntkeramik; 2. die Palastschicht mit den Hauptbauten und Steinbildern; 3. die jüngste und oberste Schicht aus der hellenistischen Zeit.

1.

Von besonderem Interesse ist die prähistorische Schicht, die durch die bemalte Keramik (Buntkeramik) — N-Ware genannt — hervorragt. Sie umfaßt nach Technik, Formen und Verzierungen drei Gruppen, die miteinander eng zusammenhängen, also eine fortlaufende Entwicklung darstellen. Alles ist ohne Töpferscheibe mit der Hand gearbeitet.

Die ältere Gruppe ist die mit Glanzmalerei (N 1), nach der Bezeichnung, die seit Furtwängler und Loeschke nach den Funden von Mykenae gewöhnlich „Firnis"malerei genannt wird (Tafel 51, 52, 53). Damit verbindet sich eine vollendete Brenntechnik: Gefäße sind bei gut geschlämmtem Ton in der Regel klingend hart gebrannt, teils gelblich oder bei schärferem Brande rot. Die Malfarben sind nach den Grundtönen Schwarz, Braun, Rot, Orange, zeigen aber zahlreiche Abstufungen, je nach den Zufällen des Brandes oder nach der Stärke des Farbauftrages. Die Eigenart der Glanzmalerei besteht darin, daß die aufgetragenen Farben beim Brande glänzend werden.

Die Muster sind geometrisch, aus einfachen Grundformen, zu den mannigfachsten Bildungen oder Variationen zusammengestellt. Die Grundformen bestehen aus horizontalen Linien: Zickzacklinie, Bogenlinie, Wellenlinie, Bändern mit verschiedener Füllung, wie schraffiert, gegittert, dann Punktreihen, Dreieckreihen, hängend und stehend, Rhombenreihen mit verschiedener Füllung, Winkelreihen, schrägen Strichreihen. Diese Grundformen werden in horizontalen Zonen untereinandergesetzt oder führen bei vertikaler Anordnung zu

Metopenfeldern. Seltener sind Kreise in Reihen; besonders fallen auf Schachbrettmuster, Rhombenfelder oder netzartige Bildungen. Besondere Motive sind auch Vierblatt und das sogenannte Malteserkreuz, die sogenannte Klappmuschel, das Geigenmotiv, ferner Punktkreise und sternartige Zusammensetzungen. Vgl. die oberen 5 Reihen in Abb. 1.

Der Formenreichtum der Töpfe ist bemerkenswert. Gewöhnlich haben die Formen eine breite, scharf abgeschnittene Standfläche. Man kann folgende unterscheiden (Abb. 2):

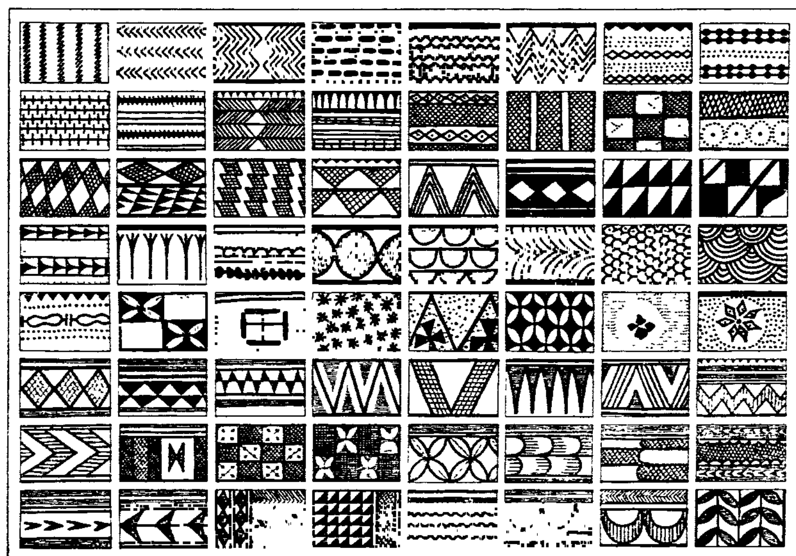


Abb. 1. Muster der Malerei der prähistorischen Buntkeramik
Die oberen 5 Reihen einfarbig, die unteren 3 Reihen zweifarbig

a) Trichterrandbecher, die bei weitem beliebteste Form, die außerordentlich viel Varianten aufweist, meist mit schräggestelltem, breitem Rande, aber auch mehr steil und ganz flach, so daß die Formen den Näpfen und Schüsseln nahekommen. Die Dekoration ist am Außenrande auf einfache Motive beschränkt; die Hauptverzierung zeigt der Innenrand, in der Regel Parallelzonen, aber auch vertikale Anordnung mit Metopengliederung. Eine besondere Rolle spielt außen oder innen aufgemalt der Stierkopf (Abb. 2, 1).

b) Becher in verschiedenen Unterarten, mit scharf abgesetztem Rand, mit geschweiftem Rand, mit geschweifter Wandung oder mit scharfem Umbruch, konischer Becher (Abb. 2, 2. 7. 8; Tafel 51, 5—7. 9; Tafel 52, 7. 10). Die Muster befinden sich in der Regel auf der Außenseite; beliebt ist ein einheitliches Flächenmuster mit zahlreichen Zonen untereinander.

c) Näpfe, besonders beliebt mit breitem Rand und scharfem Knick im niedrigen Unterteil; andere Formen ähnlich wie die Becher mit Rand, aber meist weiter und mit scharfer Profilierung von Rand und Wandung (Tafel 51, 8; Tafel 52, 1. 2. 6. 8. 9). Eine besondere Form ist die mit breitem, etwas ausladendem Rande und hohem, eingezogenem Unterteil. Die Muster bestehen in Zonen und Metopenfeldern.

d) Schalen, gewöhnlich weit, teils kalottenförmig, teils mit Umbruch und entweder einwärts- oder auswärtsgerichtetem Rande (Abb. 2, 5; Tafel 52, 11). Besondere Formen sind die tiefen und weiten Schalen mit scharf abgesetztem

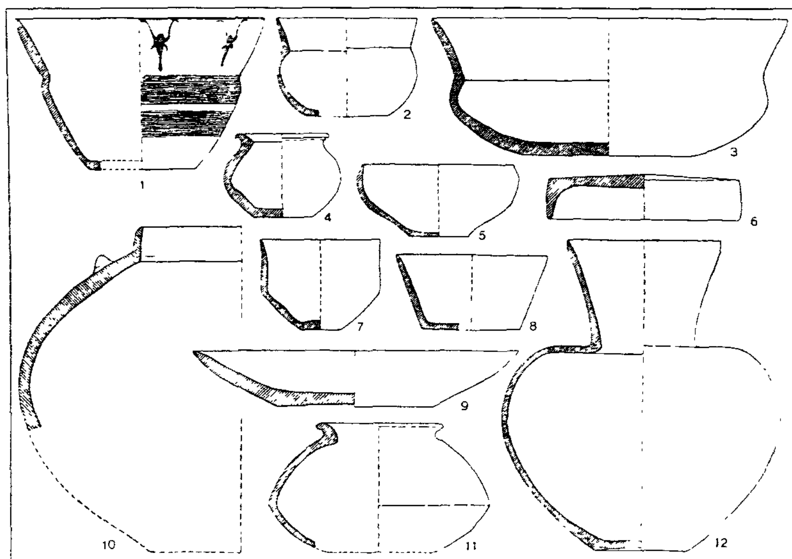


Abb. 2. Formen der prähistorischen Buntkeramik
Alle zu N 1 gehörig. Etwa 1/6 nat. Größe

und nach außen biegendem Rande, also Trichterrandschalen (Abb. 2, 3). Bei den weitgeöffneten Formen befinden sich die Muster auf der Innenseite, die Mitte bleibt dabei meistens unbemalt. Das gewöhnliche ist Zonendekoration.

e) Büchsen, meist mit ausbiegendem Rande, Varianten mit Umbruch der Wandung; eine besondere Form ist die Schnürösenbüchse mit Steilrand (Abb. 2, 4. 11; Tafel 52, 5). Davon haben Varianten einen doppelten Umbruch der Wandung. Die Muster sind meist zonenartig; auf der Schulter der Schnürösenbüchse findet man häufig Metopengliederung.

f) Krüge mit engem Hals, der teils steil, teils geschwollen, teils kugelartig gebildet sein kann; auch Trichterrandkrüge sind nicht ungewöhnlich (Abb. 2, 12; Tafel 51, 1. 2; Tafel 52, 3. 4). Für Wirtschaftszwecke wird ein

bauchiger Krug mit doppeltem Hals gebraucht. Die Muster sind meistens einfacher als auf den kleineren Formen.

g) Kessel mit weitem Bauche; auch Schnürösenkessel mit niedrigem Rand kommen vor, analog den kleineren Büchsenformen (Abb. 2, 10). Die Schnürösen veranlassen die Vertikalgliederung der Muster. Die schweren Formen dienen Wirtschaftszwecken und sind einfacher verziert.

h) Schüsseln, meist große Form mit dicker Wandung, teils mit Schrägrand, teils mit ausbiegendem Rand, auch Trichterrandschüsseln (Abb. 2, 3). Die Dekoration ist wie gewöhnlich innen in Zonen umlaufend, aber auch große Schachbrettmuster kommen vor.

i) Teller, meist mit Schrägrand und gewöhnlich durch reiche Innenmuster hervorgehoben (Abb. 2, 9; Tafel 52, 8 hinten).

k) Deckel, in der Regel flache Stülpdeckel mit Steilrand, aber auch Glockenformen (Abb. 2, 6; Tafel 51, 4). Die Verzierung besteht in Kreuzmustern.

l) Besondere Formen: Bei Schalen und Bechern wird mitunter ein Hohlfuß angesetzt; Wirtschaftsgefäße haben eine besondere Ausgußröhre, besonders Kessel und Schüsseln.

Bei der zweifarbigen, seltener dreifarbigen Malerei (N 2) lassen sich technisch drei Möglichkeiten unterscheiden (zu Bunttafel I, II):

1. In der Regel haben die Gefäße einen weißen oder gelblichweißen Aufstrich. Die Zweifarbigkeit ist zunächst zufällig beim Brande entstanden und findet sich schon in der guten Firnistechnik, indem auf demselben Gefäße ein brauner oder schwarzer Farbstreifen allmählich oder plötzlich rot erscheint. Dieselbe Malfarbe wirkt also in verschiedener Tönung und in verschiedenem Glanze je nach dem Einfluß der Hitzwelle oder Hitze beim Brande im geschlossenen Ofen.

2. Diese Erfahrung führt zur beabsichtigten Zweifarbigkeit (vgl. Abb. 1); auf demselben Gefäße werden also zwei verschiedene Farbtöne oder sogar Farben bei ein und demselben Muster oder bei verschiedenen Mustern abwechselnd angebracht. Daher findet sich Zweifarbigkeit bei der besten Glanzmalerei. Dabei ist Rot entweder dünner Aufstrich oder besondere Farbe, aber in den meisten Fällen stumpf Rot neben glänzend Schwarz. Die Dreifarbigkeit entsteht durch Hinzufügen von Weiß, wobei Weiß als Deckfarbe über der Glanzmalerei erscheinen kann. Die Ausführung der Muster in feinen Linien führt zur Höchstblüte der Glanzmalerei.

3. Die gewöhnliche N-2-Ware erscheint in Schwarz und Rot als stumpfen Farben (Bunttafel I, II). Für den Fortschritt ist es bezeichnend, daß die alten Formen sich verändern und neue Formen in Gebrauch kommen (Tafel 54, 2—11). Im Verschwinden sind die Trichterrandformen und die Büchsen; Veränderungen treten ein in der Profilierung, indem die Wandung geschweift und der Unterteil scharf eingezogen wird. Solche Veränderungen beobachtet man an den Krügen, Kesseln und Schalen. Die Büchse erhält einen kugeligen Boden und

gerät so in Verfall; ebenso läßt sich bei den Bechern und Näpfen ein allmähliches Verschwinden beobachten; dagegen ist an ihrer Stelle am beliebtesten die Schale geworden (Abb. 3).

Schale: Bei weitem am häufigsten kommt die Schale mit eingezogenem Unterteil vor, gewöhnlich mit gutem weißem Überzug (Abb. 3, 2. 4; Tafel 54, 6. 8. 9. 11). An Mustern ist sehr häufig das Metopen-Zickzackband in verschiedenen Farbenvarianten in Schwarz und Rot abwechselnd mit Klappmuscheln, dann Rhombenreihen, Vierblattreihen, Bogenbänder und Bogenkamm abwechselnd in vielen Zonen übereinander und durch Horizontale getrennt und

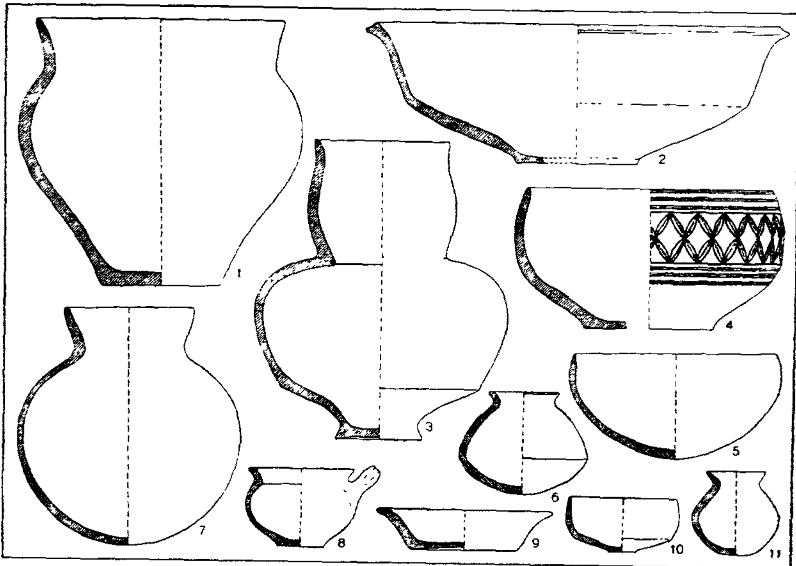


Abb. 3. Formen der prähistorischen Buntkeramik
N 1: 1; N 2: 2. 3. 4. 8. 9. 10; N 4: 5. 6 (Übergang). 7; N 6: 11. Etwa 1/6 nat. Größe

abwechselnd schwarz und rot. Seltener sind Dreieckreihen, Leitermuster, Gitterbänder, Winkelreihen usw.; vereinzelt erscheint auch im freien Metopenfelde eine kleinere Klappmuschel, abwechselnd mit vertikalen Gitterbändern. Seltener ist die Form mit schrägstehendem Rande, so daß die ganze Innenseite übersehen wird (Tafel 54, 8. 9); daher sind hier die Muster auch innen aufgemalt; unter ihnen fallen auf das Schachbrettmuster mit verschiedener Füllung, besonders Vierblatt, und das Malteserkreuz in Rot mit gegitterten Quadraten in Schwarz. Besonders auffallend sind auch das Pfeilspitzenmotiv und das Augenmuster in Reihen. Zu Flächenmustern werden die genannten Motive in Zonen übereinandergestellt. Vgl. dazu Bunttafel I, II.

Unter den Kesseln erscheinen neue Formen, einer mit abfallender Wandung und Umbiegung des Randes, auch mit steilerem Profil, und schließlich ein bauchiger Kessel, der sich oben zusammenzieht mit enger Öffnung und hohem Rande, der oben leicht ausbiegt. Auf den weiten Bauchflächen der Kessel sind wie sonst Zonen- und Metopendekorationen beliebt. Auffallend sind im freien Felde achtteilige Sternmuster nach Art der Vierblätter, rot mit schwarzer Einfassung; ganz eigenartig treten hier große nebeneinander aufgespannte Tierfelle auf mit Hals und Schwanz, schwarz punktiert; in den Zwischenräumen sind langausgezogene Baum- oder Zweigmuster, gewöhnlich schwarz, mit roten Strichen als Blätter. Auch finden sich auf Kesseln und Krügen mitunter bei zweifarbiger Ausführung Gesichtsbildungen mit naturalistisch dargestellten Augen; ebenso werden die Bäume nach Art der Blattmotive mit Blättern versehen, die schwarz und rot bemalt werden.

Unter den Tellern findet sich eine napfartige Variante mit reicher Innenmalerei, bei der besonders die hängenden Girlandenmotive beliebt sind (Tafel 54, 4; vgl. ebenda 10).

Eine besondere Gruppe bildet die Weißmalerei (N 3) in Verbindung mit Polychromie. Zunächst erscheint Weiß sekundär auf schwarzem Firnis, z. B. als Punktkreise, aber auch in Form von Punktfüllungen bei größeren Flächen, z. B. weiße Punkte auf schwarzem Grunde; seltener finden sich weiße Wellenlinien auf rotem Streifen, ebenso vereinzelt weiße Zickzackgruppen und Punktreihen auf schwarzem Firnis. Schließlich führt Weiß in Verbindung mit Rot und Schwarz zur seltenen Polychromie, wie Bunttafel II, 5.

Naturalistische Darstellungen sind in den genannten drei Gruppen besonders zu beachten; man kann dabei Tiere, Menschen und Pflanzen unterscheiden (Tafel 53). Pferde erscheinen in ganzer Figur auf dem Bauch von großen Gefäßen in langer Reihe hintereinander; dabei ist die Stilisierung charakteristisch: am Kopf die nach vorn gestellten Ohren (die Länge der Ohren darf nach Analogie von andern Fällen die obige Deutung nicht verhindern), das stark nach unten gebogene Stirn- und Nasenprofil und die übermächtigen Backenknochen. Solche Pferde erscheinen hintereinander auch am Rande der Innenflächen von Trichterrandschalen. Diesen Darstellungen scheint ein bestimmter Rassetypus zugrunde zu liegen; welcher, ist schwer zu bestimmen; ähnliche Pferde kommen auch bei den ältesten Siegeln aus Susa vor. Abweichend sind die schlapp nach hinten fallenden Ohren; ob dadurch eine andere Rasse oder auch ein anderes Tier, vielleicht ein Esel oder Maulesel, charakterisiert werden soll, läßt sich nicht sagen; Tafel 53, 7.

Eine ganz stereotype Darstellung bildet das gehörnte Tier mit geknickten Beinen und zurückgewendetem Kopf, ebenfalls in Reihen nebeneinander, wobei der Zwischenraum mit kleinen Punkten gefüllt ist. Nach der Art, wie die Hörner dargestellt sind, scheint ein Rind (Stier?) gemeint zu sein (Tafel 53, 3. 13). Als Teilbild erscheint dasselbe Tier mit Kopf und Hals ohne Rumpf. Rein wie ein geometrisches Ornament wird auch der gehörnte Kopf in der

Vorderansicht, gewöhnlich auf dem Rand von Trichterrandschalen, seltener auf dem Bauch größerer Gefäße verwendet (Tafel 53, 4. 5). Vereinzelt ist als Innenbild einer Schale ein Kreis von Stierköpfen, die wie eine Rosette erscheinen.

Andere gehörnte Tiere sind an den Hörnern deutlich als Steinböcke zu erkennen; ebensogut sind die Schafe durch zwei gebogene Hörner charakterisiert. Der Steinbock mit gesenktem Kopf findet sich teils am Bauch von größeren Gefäßen, teils auf der Innenseite von größeren, offenen Schalen.

Vögel sind beliebt und werden verschieden gekennzeichnet (Tafel 53, 6. 9. 10. 14. 15. 16). Auf großen Flächen wird ein Vogel mit langem Hals und gespannten Flügeln offenbar während des Fluges dargestellt. Das Motiv führt zur flüchtigen Darstellung von zwei Flügeln. Deutlich sind die Vögel während des Fluges, kurz vor dem Niederlassen auf den Boden, dargestellt; dabei erscheinen die Flügel bogenförmig, Hals und Kopf nach unten gestreckt, ebenso die Beine und die Krallen. Dieser Vogel hat in allen Fällen einen langen Schnabel und einen Schwanz mit auseinandergehenden Federn; nach Hilzheimer handelt es sich um einen Kranich. Seltener sind Vögel in Ruhe stehend, nebeneinander mit langem Hals und langen Beinen, vermutlich ein kleiner Stelzvogel (nach Hilzheimer). Das Motiv kann verschieden variiert werden. Auch der Strauß ist nach Hilzheimer deutlich durch kleinen Kopf, langen Hals und hochgewölbten Schwanzteil charakterisiert. Bei andern Vögeln der Art ist der lange Schnabel auffallend, vermutlich ein Storch oder auch ein Schwan (nach Hilzheimer). Besonders auffallend ist der langhalsige Vogel mit zurückgewandtem Kopf.

Unter den menschlichen Figuren ist auffallend eine im Profil nach rechts in lebhafter Bewegung erscheinende Figur mit besonders langer und hoher Kopfbedeckung oder vielleicht fliegenden Haaren, scheinbar eine mythologische Gestalt; die Arme sind im Ellenbogen gebeugt; wenigstens an der vordersten von drei hintereinander eilenden Figuren ist ein Schwanz deutlich sichtbar, also vielleicht ein Silen (nach griechischer Auffassung) (Tafel 53, 18). Sehr häufig kommt die stereotype Darstellung eines Reigens vor, nebeneinandergestellte Figuren, die sich die Hand reichen (Tafel 53, 17); das ist besonders auf dem Innenrand von Schalen beliebt. In einem Falle (Bunttafel II, 5) ist die Darstellung polychrom, schwarzgegittertes Gewand mit roten Tupfen am Halse (Halsschmuck) innerhalb einer Zonendekoration mit weißen Zwischenlinien. Auf großen dickwandigen Gefäßen finden sich einzelne Szenen mit mehreren Figuren, so deutlich (Tafel 53, 11. 12) ein hockender und daneben ein stehender Mann mit erhobenen und gebeugten Armen. Einzig ist ein konischer tiefer Napf mit mehreren Szenen flüchtig dargestellt und metopenartig nebeneinandergesetzt (Tafel 51, 8): 1. ein stehender Mann mit erhobenen Armen vor einem Radmuster, vielleicht in Zusammenhang mit einem danebenstehenden Reste, den man als Wagenbrüstung deuten könnte, also vielleicht ein Mann vor seinem zweirädrigen Wagen; dann könnten

gewisse Linien über der Brüstung auch als Pferd gedeutet werden. Ebenso primitiv sind ja in der Perspektive die gleichartigen Wagendarstellungen auf den frühesten Siegeln von Susa; 2. ein lehnstuhlartiges Gebilde, davor ein gehörnter Vierfüßler, links in der oberen Ecke eine gitterartige Darstellung; 3. auf der rechten Seite des Bildes wieder ein Mann mit erhobenen Armen, daneben links eine kleinere Darstellung desselben Mannes mit erhobenen Armen; 4. unvollständige und schlecht erhaltene Darstellung: rechts möglicherweise eine menschliche Figur in Sitzstellung, davor ein Gegenstand, von dem nur der obere Teil erhalten ist, vielleicht ein Musikinstrument nach der Art von ähnlichen primitiven Darstellungen auf Siegeln und Reliefs.

Von Pflanzen findet sich bei der N-1-Gruppe auf größeren Gefäßen ein Baum, abwechselnd mit Strich- und Zickzackfeldern. Die Bäume selbst erscheinen in zwei Typen nach geometrischer Art mit Parallelstrichen als Zweigen, oder bei größerer Ausführung so, daß die langen Zweige mit einseitigen Parallelstrichen besetzt sind; in letzterem Falle kann die Spitze des Baumes auch büschelartig gestaltet werden.

Das Vierblatt kann nicht ohne weiteres als naturalistisches Motiv bezeichnet werden; in der zweifarbigen N-2-Gruppe werden beide, sowohl Baum wie Vierblatt übernommen, und zwar der Baum in einfacher Strichmanier auch mit Metopenfeldern abwechselnd wie vorher. Die Blätter des Vierblattes werden auch rein geometrisch zu Zweigen in Schwarz-Rot-Malerei verwendet.

Gegenständlicher Natur sind vereinzelte kammartige Motive in länglicher und dreieckiger Form, auch als Doppelkamm nach zwei Seiten gerichtet.

Allmählich ist der Verfall dieser reichen Ornamentik eingetreten (Gruppe N 4). In den Formen der Gefäße äußert sich dieser Vorgang durch kugelartige Gestaltung des Bodens; das liegt schon bei der Büchse vor, zeigt sich aber auch bei den Krügen und Kesseln (Abb. 3, 6. 7; Tafel 54, 1). Am häufigsten treten in dieser kugeligen Form die Schalen auf (Abb. 3, 5). Gleichzeitig beobachtet man auf die Weise auch einen Niedergang der Maltechnik und der Muster, sowohl in der gewöhnlichen Schwarzmalerei als auch in der zweifarbigen Technik.

Besonders auffallend ist bei Krügen an der Innenseite des Randes eine Verdickung zur Anbringung einer inneren Schnuröse, wohl auch eine Vorrichtung zum Aufhängen der Gefäße.

Besondere Verfallmuster sind auf Krügen und Büchsen an der weitesten Stelle der Wandung nebeneinandergestellte große Bogen. Von der reichen geometrischen Ornamentik bleiben nur einzelne übrig, die immer wiederholt werden: Zickzackreihen, Bogenreihen, Strichreihen, allenfalls Dreieckreihen, Gittermuster oder Rhombenfelder. Dazu Tafel 54, 1.

Neben diesen ausführlich behandelten vier Gruppen der bemalten Keramik steht eine einfache unbemalte Gefäßgruppe, die in denselben Formen mit der Hand gemacht erscheint (N 6; Abb. 3, 11).

Als Sondererscheinungen wären Einzelheiten hervorzuheben. Ganz eigenartig sind Korbgefäße, bei denen die Gefäßwandungen durch rippenartig gegliederte Eintiefungen oder geradezu bei der Entstehung des Gefäßes gebildete Tonwulste gegliedert sind. Zum Teil sind solche Gefäße sogar bemalt, mitunter in guter Glanztechnik (Tafel 51, 3). Ebenso bedeuten etwas Besonderes Gefäße mit muschelartigen Fingereindrücken (gemuschelte Gefäße). Einzelne Muster, wie ausgesparte Mäanderbänder durch gegenständiges Setzen von punktgefüllten Rechtecken, sowie ausgesparte Treppenmuster durch gegenständige lange Rechtecke zwischen Parallelstreifen erinnern an die Keramik von Samarra und von Tepe Moussian, ebenso Formen, wie die Büchsen mit scharfem Knick, an die Keramik von Susa, doch können diese Ähnlichkeiten auch auf paralleler Entwicklung beruhen; denn die eigentlichen Susaformen, besonders der typische Becher, fehlen. Ein einziges Stück dieser Form findet sich auf dem Tell Halaf in ganz schlechter Verfalltechnik.

Also erscheint im ganzen die Buntkeramik des Tell Halaf als ein selbständiger Kunstzweig. Sie umfaßt in den genannten vier Gefäßgruppen die ganze Entwicklung, die man an andern Kulturstätten, wie Samarra, Susa, Tepe Moussian, Kazineh und Aly Abad, nur in ihren einzelnen Stadien gesondert vorfindet. Um so mehr muß sie für die älteste Kultur des Tell Halaf Bedeutung haben.

Deswegen ist in diesem Zusammenhange eine andere Keramik zu erwähnen, die altmonochrome Gattung — N 9 — mit auffallend dickwandigen Formen in primitiver Technik (Tafel 50). Sie wird aus grob geschlämmtem Ton hergestellt, grau, selten schwarz oder gelblichbraun, auch rot überzogen und meist gut poliert. Ihre Formen sind andere als die der Buntkeramik, plumpe Kessel, Näpfe, Schüsseln, Teller, Krüge und größere Vorratsgefäße. Verziert sind sie nur vereinzelt mit eingeritzten Linien; um so mehr fällt in einzelnen Stücken die Bemalung auf, die nur aus einem Einfluß der Buntkeramik zu erklären ist; vereinzelt ist deswegen auch einmal ein glänzender schwarzer Farbstreifen, also Firnismalerei; ebenso vereinzelt sind in der primitiven Technik dieser Gruppe als Nachahmung der Buntkeramikformen der Trichterrandbecher (Tafel 50, 11) und die Trichterrandschüssel zu erwähnen. Unter demselben Einfluß erscheinen die Gefäße in besserer Brenntechnik, sogar mit roter Firnismalerei.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß am Tell Halaf die Verfertiger der altmonochromen Gefäße einer andern, älteren Bevölkerung angehört haben müssen als die Träger der Buntkeramik, daß aber beide wenigstens eine Zeitlang friedlich nebeneinander an Ort und Stelle gelebt haben und schließlich ineinander aufgegangen sind.

Die altmonochrome Keramik hat dabei allmählich ihre Bedeutung ganz verloren und die Buntkeramik demgegenüber sich bis zum Verfall fortentwickelt und ausgelebt. Von Interesse ist es, daß in beiden Techniken sogar die

früheste Lampenform (Tafel 51, 6. 7) vorkommt: ein kleiner konischer Napf mit einer Ausbiegung des oberen Randes als Auflager für den Docht.

Wenn für den Charakter dieser ältesten Kultur am Tell Halaf die Keramik auch entscheidend ist, so kommen noch andere wichtige Merkmale dazu: In großen Mengen hat man in denselben Schichten einfache Geräte aus Feuerstein und Obsidian gefunden, Messer, Schaber, Kratzer und dergleichen (Tafel 48b, 1—4. 6). Zu den Seltenheiten gehört eine längliche, aus einem schmalen Feuersteinspan fein gearbeitete Pfeilspitze mit kurzem Schaftdorn (Tafel 48b, 3). Aus diesen Erzeugnissen müssen wir den Schluß ziehen, daß die älteste Kultur jungsteinzeitlich gewesen ist. Dazu gehören auch Steinbeile aus Felsstein in verschiedener Form und Größe, kleine flache Meißel und einfache Formen des Hammers, vielfach mit angefangener Durchbohrung, woraus man auf ihre Anfertigung an Ort und Stelle schließen kann. Derselben Kulturstufe können aber auch ein Flachbeil und eine Lanzen- oder Dolchspitze mit Griffdorn aus Kupfer zugewiesen werden, die beide bei der Tiefengrabung am nördlichen Burgsüdtor 1929 gefunden worden sind (Tafel 48b, 7. 8). Vielleicht schließt sich daran auch eine flache Pfeilspitze mit langem Schaftdorn aus Kupfer an, die aus der Schicht vor dem Kaparabau in Orthostatentiefe stammt (Tafel 48b, 5). Jedenfalls würden die Kupferformen zusammen mit den genannten Waffen und Geräten aus Stein durchaus zu dem Gesamtcharakter der Kultur von Susa I passen, wie wir ihn nach den Ausgrabungsergebnissen der Franzosen in Susa kennengelernt haben; wir können beide Kulturen, die vom Tell Halaf und die von Susa I, als steinkupferzeitlich nach der in der europäischen Prähistorie üblichen Terminologie bezeichnen.

In die Zeit der Buntkeramik gehören auch Menschen- und Tierfiguren aus Ton mit Glanzmalerei (Tafel 56). Einen feststehenden Typus vertritt eine weibliche Figur in hockender Stellung mit stark entwickelten Brüsten und auf dem Leib zusammengelegten Armen (Tafel 56, 1. 2. 3. 5). Der Kopf ist schmal zusammengedrückt mit vorderer Profilkante, darüber ein besonderer Aufsatz, wahrscheinlich als Kopfbedeckung. Die Knie sind an den Leib gezogen und die vorderen Enden mit besonders aufgelegten Tonklümpchen in Dreieckform wohl als Füße bezeichnet. Bemalt ist sie von oben bis unten, die Augen erscheinen als zwei kleine Tupfen, über und unter ihnen am Kopf eine horizontale, hinten unterbrochene Linie, an der vertikale Strichelchen angefügt sind; von diesen schwer zu deutenden Linien unterscheiden sich als Halsschmuck zwei umlaufende Parallellinien. Die Arme und Brüste, ebenso die Beine sind durch Parallelstriche bedeckt, während um die Hüfte als Gürtel zwei Linien herumgehen. Anscheinend ist die Figur vollständig bekleidet zu denken, mit Kopf- und Halsschmuck versehen (Tafel 56, 1. 2). Von bemalten Tierfiguren sind einige Bruchstücke vorhanden, anscheinend Rinder, deren Bemalung in größeren Flecken und Strichen besteht (Tafel 56, 4. 7).

Zu den obengenannten Pferdedarstellungen in der Buntkeramik

wäre noch folgendes zu bemerken: Es kommen auch Wagenräder mit aufgemalten Felgen und Speichen aus Ton und Bruchstücke davon vor. Dazu gehört der Kasten eines zweirädrigen Wagens aus Ton, an dessen Achsentüllen die Spuren von schwarzglänzender Farbe nach Art der bemalten Gefäße erhalten sind. Für die aus Holz zu denkende, gebogene Deichsel ist quer durch das Massiv des Wagenkastens schräg nach unten ein Loch geführt. Wir können also annehmen, daß zur Kultur der Buntkeramik auch derartige zweirädrige Wagen gehören, daß also Pferd und Wagen den Trägern dieser Kultur eigentümlich sind. Das ist überaus wichtig, denn in Südmesopotamien haben die Sumerer, denen ursprünglich Pferd und Wagen fremd gewesen sind, diese Kulturgüter von ihren fremdstämmigen Nachbarn erhalten, die ebenso im Osten wie im Norden gesessen haben können. Das sind also entweder die Träger der östlichen Susakultur oder die Träger der nördlichen Tell-Halaf-Kultur. Diese Frage kann vielleicht nach der sumerischen Bezeichnung für Pferd = „Esel des Ostens" entschieden werden.

Das prähistorische Kulturbild vom Tell Halaf wäre unvollständig, wenn nicht ein wichtiges Ergebnis der Grabung von 1929 erwähnt werden würde: die geböschte Burgmauer aus Stein — ein Rest davon unter dem nordöstlichen Wohnpalast in D 1—3, VII 1 noch vorhanden —, die durch einen Oberbau aus ungebrannten Lehmziegeln (sogenannten Luftziegeln) zu ergänzen ist, gehört in die Zeit der Buntkeramik, ist also als eine Schöpfung der Träger der so ausgezeichneten Kultur zu bezeichnen.

2.

Aus der Palastschicht hat die Keramik — D-Ware — durchaus den Charakter der historischen Zeit, entsprechend der babylonisch-assyrischen Keramik, und gehört in die Periode der Kapara-Dynastie und ihrer assyrischen Nachfolger (Tafel 55 und Abb. 4). Man kann drei größere Gruppen unterscheiden, die durchweg auf der Scheibe vollendet gedreht sind: eine schmucklose Gebrauchsware, eine kleinere, mit einfachen Streifen bemalte und eine rotmonochrome und polierte Ware.

1. Für den gewöhnlichen Gebrauch dienten Kessel mit Handhaben und Henkeln, Schüsseln und amphorenartige, größere Krüge (Abb. 4, 1. 2; Tafel 55, 1. 3). Besonders charakteristisch sind für größere und kleinere Formen die Gefäße mit Spitz- und Kugelboden, die zum Teil auch in einem Knopf endigen (Abb. 4, 9. 13; Tafel 55, 4—6). Hierin gehören besonders feinere Kannen und Flaschen mit ei- und kugelförmigem Bauch (Abb. 4, 10. 11). Als Palastware im engeren Sinne gelten Becher mit Spitz- und Knopfboden, fein profilierte Schalen und Teller (Abb. 4, 3—8. 12. 14—18; Tafel 55, 5. 8. 9. 10. 14). Eine besondere Art von Schalen lehnt sich an die Formen der beliebten Steinschalen der Zeit an (Tafel 55, 10). Zu den spitz- und kugelbauchigen Gefäßen gehören die sehr häufig auftretenden ringförmigen Gefäßuntersätze.

2. Die bemalte Gefäßgattung schließt sich an die obengenannte Palastware im engeren Sinne an und besteht aus feineren Tellern und Schalen, Bechern, namentlich Knopfbechern, Fläschchen, Krügen, Schüsseln und Näpfen, auch Kesseln (Abb. 4, 19. 20; Tafel 55, 1. 9). Malfarbe ist ein mattes Blauviolett. Die Bemalung besteht in einfachen, parallelen Horizontalstreifen bei kleineren Gefäßen; die Kannen zeigen auch ein metopenartiges Muster auf der Schulter mit großen klappmuschelartigen Motiven, auch hängende Dreiecke und andere mehr naturalistische Muster, wie hängende Granatäpfel in Reihen untereinander. Besonders auffallend sind konzentrische Kreise, anscheinend mit

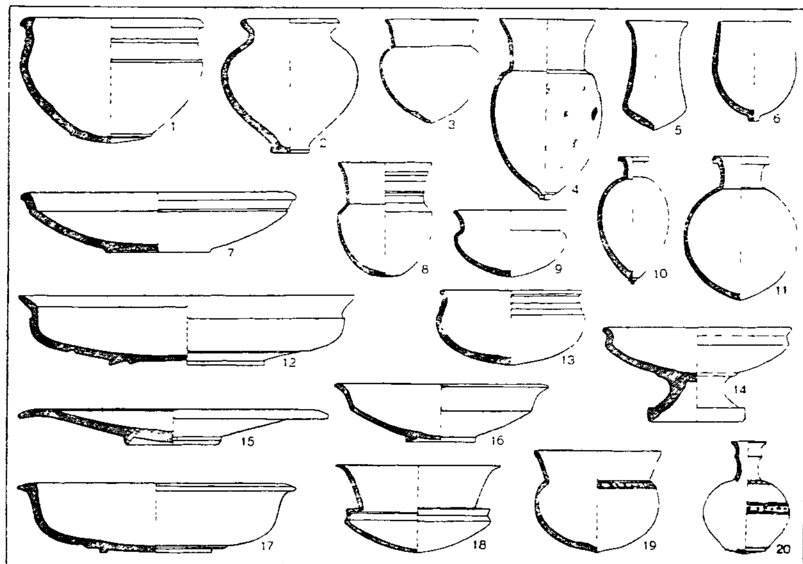


Abb. 4. Formen der Keramik aus der Kaparazeit
Palastware (D) etwa 1/6 nat. Größe

dem Zirkel gezogen, in Reihen nebeneinander. Die Kessel werden besonders am Rande verziert und zeigen ähnliche Musterreihen; vereinzelt sind breite vertikale Streifen nebeneinander, die über den Gefäßbauch hinwegreichen. Besonders bemerkenswert ist Weißmalerei auf violettrotem und rotem Grunde in horizontaler oder vertikaler Anordnung, mit großen Bogenreihen, Zickzack, vertikalen Strichgruppen und schließlich Spiralmotive wie ineinandergreifende Spiralen und daraus entstehende flechtbandartige Muster. Auch der Punktkreis tritt als Füllmuster dazu.

3. Die monochrom rote und gut polierte Ware scheint mit farbigen Steingefäßen zusammenzuhängen (Tafel 55, 2. 10. 12). Neben den roten treten feine

gelbe und auch grautonige Gefäße auf. Gewöhnlich werden feinere Formen von Tellern, Schalen und Schüsseln so behandelt. Eine feine schwarzpolierte Schale erscheint geradezu als Nachahmung einer Steinschale; ebenso wird die Dreifußschale in Nachahmung von Steingeräten in rotmonochromer Technik verfertigt (Tafel 55, 2. 10). Besonders wichtig ist es, daß aus allen drei genannten Gruppen Beispiele in den Königsgräbern, nämlich in dem Gruftbau (Tafel 55, 2. 14; Dreifußschale und Schale mit Fuß) und den Grabanlagen unter den „Libationsdamen" (Tafel 42b, 43, 44; unter den Beigaben eine tonnenförmige Kanne und eine Omphalosschale Tafel 55, 3. 12) als Grabbeigaben auftreten, so: die Kanne in Tonnenform, die elegante Schale mit hohem Hohlfuß, an der rote Farbspuren als Reste der rotmonochromen polierten Technik anzusehen sind, der rotmonochrome Napf mit abgedrehtem Omphalos im Innern und eine große rotmonochrome Dreifußschale (Tafel 55, 2. 12. 14). Bemerkenswert ist dabei, daß gerade zu diesen Formen Parallelen in den Gräbern von Gezer in Palästina zusammen mit spätmykenischem Import (späte Bügelkannen und Bronzewaffen) sich finden.

In diese Periode des Tell Halaf gehören auch bemerkenswerte Importstücke, soweit man aus wenigen Bruchstücken schließen kann.

Dem hettitischen Kreise sind Kannen mit Kleeblattmündung und Halskrause in feiner gelb- und rötlichbrauner, monochromer Technik zuzuweisen. Aus dem kleinasiatisch-ägäischen Industriekreise stammen geometrisch verzierte Gefäße mit Firnismalerei (z. B. konzentrische Kreise, mit dem Zirkel gezogen), die vermutlich den Anlaß zur Nachahmung in den heimischen Fabriken gegeben haben. Besonders zu erwähnen ist ein tiefer Napf mit zwei Horizontalhenkeln, auf dem freien Felde konzentrische Halbkreise, die sich überschneiden. Aus demselben Fabrikationszentrum, aber aus etwas jüngerer Zeit, stammt eine Kanne mit breiten Streifen und auf die Schulter fallenden groß gemalten Lotosblüten und Strahlen mit dazwischengesetzten Punktrosetten, entsprechend der Stufe des griechisch-orientalisierenden Stiles.

Als assyrischer Import können die glasierten Tongefäße, zum Teil auch solche mit Farbmalerei, gelten. Die Glasuren sind weißlich mit grüngelblichem Schimmer, die Malfarben Weißlich-Gelblich und die Muster auf einfache geometrische Motive beschränkt. Gegenüber den von Andrae in Assur gefundenen Erzeugnissen treten sie technisch und ornamental ganz zurück.

Für die Kultur dieser großen Palastschicht sind die häufig auftretenden Steinschalen bezeichnend, die wahrscheinlich den Zwecken des Kultes gedient haben (Tafel 49a, 2. 3). Dahin gehören auch die rechteckigen Steintische mit vier oder drei Füßen; ihrem Zwecke entsprechend sind sie mit Stierköpfen als Emblemen verziert (Tafel 49a, 4). In dieselbe Kultur gehört die Hauptmasse der auf dem Tell Halaf gefundenen Gegenstände aus Kupfer oder Bronze. Zu den seltenen Fundstücken gehört eine kleine breite Dolchklinge mit breiter Griffzunge und einer oder zwei Nieten, ein älterer Typus der Bronzezeit. Ebenso selten ist eine Axt mit Schaftmantel der üblichen sumerischen Form, wie sie in Susa in

den oberen Schichten des Hügels vorkommt. Daran schließen sich blattförmige Pfeilspitzen mit abgesetztem Schaftdorn. Einer jüngeren Periode gehören drei andere Typen von Pfeilspitzen an: die zweiflügelige mit langem Schaftdorn, die zweiflügelige mit Schafttülle und Widerhaken und die dreiflügelige mit Schafttülle. Die beiden letztgenannten fanden sich in Assur in den Festungsanlagen, besonders bei Turm C. Aus dem Kaparabau stammt ein Standartenaufsatz in Form einer Mondsichel (Tafel 57, 5). Sehr zahlreich sind Schmucksachen, vor allen Dingen die Armringe mit tierkopfförmigem Ende; besonders beliebt scheinen solche mit schlanken Gazellenköpfen gewesen zu sein. Die gewöhnliche Form der Ohrringe ist die mit verdicktem, unterem Bogen gewesen. Zu den obenerwähnten Grabfunden gehören auch einige glatte kalottenartige oder Buckelschalen aus Bronze, ebenso Kessel mit aufgesetzten Bügelhenkeln. Besonders zu erwähnen sind die kleinen zylinderförmigen Becher, die auch unter den Tongefäßen als Nachahmungen vorkommen. Zwecken des Kultes haben kleine Bronzefiguren mit Zapfen zum Einsetzen gedient; sie sind teils stehend, teils sitzend, immer in lange Gewänder gekleidet (Tafel 57, 1. 3. 4. 6. 9). In einem der Haupträume des Kaparabaues stand ein vierrädriges Wagengestell aus Eisenstäben mit Bronzerädern (Tafel 58b). In die Zeit der assyrischen Oberherrschaft gehören die zahlreichen Fibeln von dem gewöhnlichen vorderasiatischen Typus, der auf die einfachen Bogen- und Kniefibeln des ägäischen Kreises zurückgeht.

Zum Schluß mögen noch die L a m p e n dieser Epoche erwähnt werden. In zwei Typen kommen sie vor, als oben verengte Näpfe mit langausgezogener Tülle (Tafel 55, 13), wie sie in Babylon in neubabylonischen Wohnhäusern sehr häufig gefunden und auf den sogenannten Kudurrus (Grenzsteinen) mit flackernden Flämmchen dargestellt sind, und als Schale in Kleeblattform (Tafel 55, 11), auch muschelförmige Lampen genannt, meist mit reicher Profilierung des Randes, wie sie in mannigfachen Parallelen aus Palästina aus dem 14.—12. Jahrhundert bekannt sind. Gleichzeitig sind wohl die hohen, massiven Schalen aus Stein (Tafel 49a, 1) als Standlampen bezeichnet, die ebenfalls in Palästina als Parallelen für die Zeit von 1400—1000 v. Chr., aber auch schon früher sich belegen lassen. Übrigens werden diese Steinlampen auch in Ton auf hohem Zylinderfuß nachgebildet.

3.

Über diese Palastschicht haben sich minderwertige Bauten aus einer weit jüngeren h e l l e n i s t i s c h e n Zeit gebreitet. Für sie ist die Topfware — B-Ware — charakteristisch. In der geringeren Zahl ist es die feine hellenistische Firnisware, wie sie uns aus kleinasiatischen Kulturstätten, besonders im Küstengebiet des Mittelmeeres, bekannt ist. Unter ihnen kann als seltenes Exemplar ein tiefer Napf mit Spitzboden und feiner Profilierung und Gliederung des Innenrandes in intensiv roter Firnistechnik erwähnt werden, die Nachahmung eines silbernen Gefäßes, das sich anderweitig in

den Zentren dieser Kultur nachweisen läßt. Unter anderm fallen auch die glänzend schwarzen Kantharusformen mit hohem profiliertem Fuß auf, mit geriefeltem Bauch und mit feiner Weißmalerei über gelbem Blattschmuck in Relieftechnik. Häufig sind auch die kleinen Becher mit Ringhenkel, auf dem eine Platte ansitzt, nach Art von kostbaren Metallformen oder mit Rotellenhenkeln oder mit bärtiger Maske im Relief. In der Hauptsache ist es eine gewöhnliche Topfware mit den Merkmalen der Technik und den Formen derselben Zeit. Sie ist ebenso wie die feinere Gattung aus jenen fernen Fabriken eingeführt.

Die Hauptmasse der Keramik besteht aus gröberen Gefäßen mit flüchtiger Firnismalerei in den üblichen Formen, wohl aus denselben kleinasiatischen Fabriken stammend, also im Unterschiede zu den vorigen Gruppen gewöhnliche Wirtschaftsgeräte. Es sind lange Reihen von Tellern, Näpfen, Schalen, Bechern, Amphoren, Kannen, Flaschen und dergleichen. Bemerkenswert sind größere Amphoren mit eingedrückten Verzierungen, die zum Teil dem Glasschnitt nachgeahmt sind oder auch besondere Stempelmuster aufweisen. Andere aufgemalte Ornamente erweisen sich als Hals- und Brustschmuckmotive. Eine kleinere Gruppe kann man als grobes Küchengeschirr bezeichnen, nur mit einfachen Farbstreifen und Farbklecksen versehen. Eine vierte Gruppe sind wohl Nachahmungen hellenistischer Formen, auch manchmal bemalt und vermutlich in einheimischen Fabriken hergestellt; zu ihnen gehören die sonst überall üblichen Fischteller mit den zentralen Eintiefungen, in denen die Tunke zusammenläuft. Bei großen Wirtschafts- und Vorratsgefäßen sind besonders beliebt die tief eingedrückten Verzierungen, durch welche die Fläche plastisch belebt wird, darunter Dreiecke, Kreise, Spiralen, Winkel und besonders Palmetten. Interessant ist es, daß auch hier die griechischen Amphoren mit den gestempelten Henkeln eingeführt wurden, man kann annehmen, zugleich mit dem Wein oder Öl, wie sie in der ganzen damaligen Welt durch den Handel vertrieben wurden. In dieser Schicht wurde so ein ganzes Lager von hohen Spitzamphoren — genannt „Weinkellerdepot" — aufgedeckt; es sind nicht die eben genannten mit gestempelten Henkeln, sondern henkellose, zum Teil mit schwarz aufgemalten griechischen Buchstaben. Diesen umfangreichen Gefäßgruppen entsprechen die vielen Tonlampen, die in dieser Schicht gefunden worden sind. Es sind die üblichen hellenistischen Formen, mit langer Tülle, wie sie aus den Zentren dieser Kultur bekannt sind, griechische Knubben- und Grifflampen, darunter solche aus Formen gepreßte mit plastischen Verzierungen aller Art. Nicht jeder konnte sich solche Lampen leisten, denn es gibt eine Reihe von rohen Nachahmungen dieser Importware, die im Werte den Originalen bedeutend nachstanden.

Dem Import muß man auch Bronzegefäße, Schalen in Kalottenform und eine Kelle, sowie eine Bronzelampe mit gedrehtem Henkel zuweisen. Zu den größten Seltenheiten gehört importierte Glasware, wie ein griechischer Arybollos mit fazettierter Verzierung.

Eine besondere Rolle spielt die *glasierte* Keramik aus seleukidisch-parthischer Zeit (A-Gruppe). Sie weist die Formen der hellenistischen Keramik auf, wie Teller, Näpfe, zum Teil mit eingepreßten, hellenistischen Palmetten, Schalen und Schüsseln, zum Teil mit hohen Hohlfüßen und Krüge mit Rotellenhenkeln. Zum Teil ist diese Keramik von derselben Art, wie sie in Susa in den obersten Schichten des Hügels gefunden worden ist.

Anhang V.

Zu den Keilschrifttexten

von Bruno Meißner

*

Die Keilschrifturkunden, die auf dem Tell Halaf zutage getreten sind, sind recht mannigfaltig, nach dem Material, auf dem sie stehen, nach dem Inhalt, den sie tragen, sowie schließlich nach der Zeit, der sie angehören.

I.

Keilschrifturkunden auf Orthostaten und Statuen aus Stein.

Sie enthalten ausschließlich Inschriften des Kapara, die nach Schriftcharakter und nach verschiedenen Eigentümlichkeiten der Sprache sowie der in ihnen geäußerten Anschauungen vermutlich im 12. vorchristlichen Jahrhundert abgefaßt sind.

Die gewöhnliche Inschrift auf den meisten Orthostaten lautet nur:

„Palast des Kapara, des Sohnes des Chadianu."

Auf der Statue der Riesengöttin und (weniger gut erhalten) auf der des Riesengottes sind dieser gewöhnlichen kurzen Inschrift noch ein kurzer Baubericht und eine Fluchformel angefügt:

„Palast des Kapara, des Sohnes des Chadianu. Was mein Vater und mein Großvater, die Götter (geworden, d. h. verstorben sind), nicht gemacht haben, habe ich gemacht. Wer meinen Namen auslöscht und (seinen) Namen einsetzt — 7 seiner Söhne soll man vor Adad (dem Gewittergott, dem Hauptgotte von Guzana) verbrennen, 7 seiner Töchter soll man der Göttin Istar als Hierodulen weihen (?). Abdi-il hat den Namen des Königs geschrieben."

Ein anderes beschriftetes Steinfragment würde, wenn gut erhalten, den Namen des Landes geben, dessen Hauptstadt der Tell Halaf war. Jetzt ist nur noch folgendes zu lesen:

„Palast des (Kapara, des Sohnes des Chadianu), des Königs des Landes Pa-lit (?) -e-ma ... (Was mein Vater, mein Großvater) nicht getan haben, i(ch habe es getan)."

II.

Keilschrifturkunden auf Siegelzylindern und Amuletten aus Stein.

Einige der vom Tell Halaf herstammenden Siegelzylinder weisen auch Reste von Inschriften auf, die aber so dürftig sind, daß man ihnen keinen Sinn abzugewinnen vermag. Ein steinernes Amulett enthält eine Beschwörung an die Götter Marduk, Irra, Ischum, Namtar und die Siebengottheit.

III.

Keilschrifturkunden aus Ton.

Aus der Zeit bald nach der Eroberung von Guzana durch die Assyrer besitzen wir vom Tell Halaf mehrere königliche Erlasse an den Gouverneur der Provinz namens Mannu-ki-Assur, der, wie wir wissen, im Jahre 793 v. Chr. auch die Eponymenwürde bekleidet hat. Wie wir aus diesen Inschriften ersehen, kümmert sich der assyrische König um jede Kleinigkeit in der Provinzhauptstadt, so daß dem Statthalter nur wenig Platz für eigenwillige Handlungen blieb. Wenn er Kriegsdienste leisten soll, erhielt er z. B. aus der Zentrale folgende Order:

> „Erlaß des Königs an Mannu-ki-Assur. Deine Streitkräfte für den Feldzug des Königs biete auf (?)! Am 20. des Monats Tammuz sei in der Stadt Sare!"

Oder wenn im Lande eine Sühnezeremonie gefeiert werden soll, heißt es kurz und bündig:

> „Erlaß des Königs an Mannu-ki-Assur. Du und die Leute Deines Landes, ihr sollt 3 Tage lang vor Adad (dem Hauptgotte) heulen (?), weinen und beten! Euer Land und Eure Flur entsühnet! Brandopfer verbrennt! Die Entsühnung des ...-Hauses möge man vollziehen! Das Opfer (?) vor Adad mache! Am 1. Tage möge man es vollziehen!"

Derselben Zeit gehören auch einige Listen an, die im wesentlichen Namen enthalten.

Die andern Keilschrifttexte auf Tontafeln entstammen der Zeit kurz vor dem Falle Ninives (zwischen 648 und 612 v. Chr.). Sie enthalten Geschäfts- und Prozeßurkunden meist aus dem Hause des Kaufmannes Ilu-manani. Als Probe gebe ich die Übersetzung eines Vergleichs zwischen diesem Ilu-manani und seinem Gegner Schamasch-schum-kin:

> „Prozeß, den Ilu-manani, der Sohn des Sagib, aus der Stadt Mechini, mit Schamasch-schum-kin, dem Sohne des Nani, aus der Stadt Zamacha, um 60 Schafe geführt hat. (Folgen Abdrücke von Siegeln.) Vergleichsurkunde über den Prozeß, den Ilu-manani gegen Schamasch-schum-kin geführt hat. Ilu-manani hat zu Schamasch-schum-kin folgendermaßen gesprochen: ‚Meine Schafe, die bei dir sind, bring her!'

Schamasch-schum-kin hat folgendermaßen gesprochen: ‚Ich bin die Schafe nicht schuldig'. Dann haben sie vor dem Gotte Adad folgenden Vertrag geschlossen. Schamasch-schum-kin soll vor dem Gotte Adad zurücktreten und auf die 60 Schafe (verzichten). Nachdem Schamasch-schum-kin dem Ilu-manani (die 60 Schafe) gegeben hat, wurde Friede zwischen ihnen gemacht. Einer soll mit dem andern nicht prozessieren. Wer vertragsbrüchig wird, soll 10 Minen gereinigtes Silber und 10 Minen geläutertes Gold auf die Knie des Gottes Adad, der in Guzana wohnt, niederlegen und geben. Schamasch (der Sonnengott) sei der Herr seines Prozesses. Am 1. des Monats Siwan im Eponymat des Sin-dui.

(Zeugen)

Vor A'uni, dem Sohne des Adad-suri
Vor Si'-nuri, dem Hirten des Adad
Vor Adad-rapa, dem Hirten des Adad
Vor Adad-chari
Vor Mate'-Si'
Vor Adad-schakni
Vor Kiri ....
Vor Bariki, dem Boten
Vor Abi-eriba."

Einige dieser Urkunden aus dem Hause des Ilu-manani, meist Getreidedarlehen enthaltend, sind auf Ton in aramäischer Schrift und Sprache geschrieben.

Von literarischen Texten auf Ton hat sich bisher nur ein kleines Fragment gefunden, das ein Duplikat zu der in sumerischer und assyrischer Sprache abgefaßten Serie „der bösen Geister" ist. Wenn das Stück Tontafel auch nur klein ist, so beweist es doch, daß die religiösen Anschauungen auf dem Tell Halaf die gleichen waren wie in Babylon und Ninive. Das erhaltene lautet (ergänzt):

„Der Himmel und Erde Abbruch tut,
ein Stierdämon, der dem Lande Abbruch tut,
ein Stierdämon, der dem Lande Abbruch tut,
dessen Kräfte hoch sind,
dessen Kräfte hoch sind, dessen Gang hoch ist,
ein Teufel, ein stoßendes Rind, ein großer Totendämon,
ein Totendämon, der in alle Häuser einsteigt,
ein Teufel, der keine Scheu hat, sind die 7 (bösen Geister)."

Namen- und Sachverzeichnis

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

